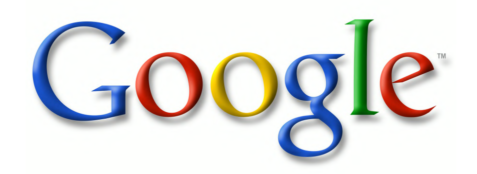
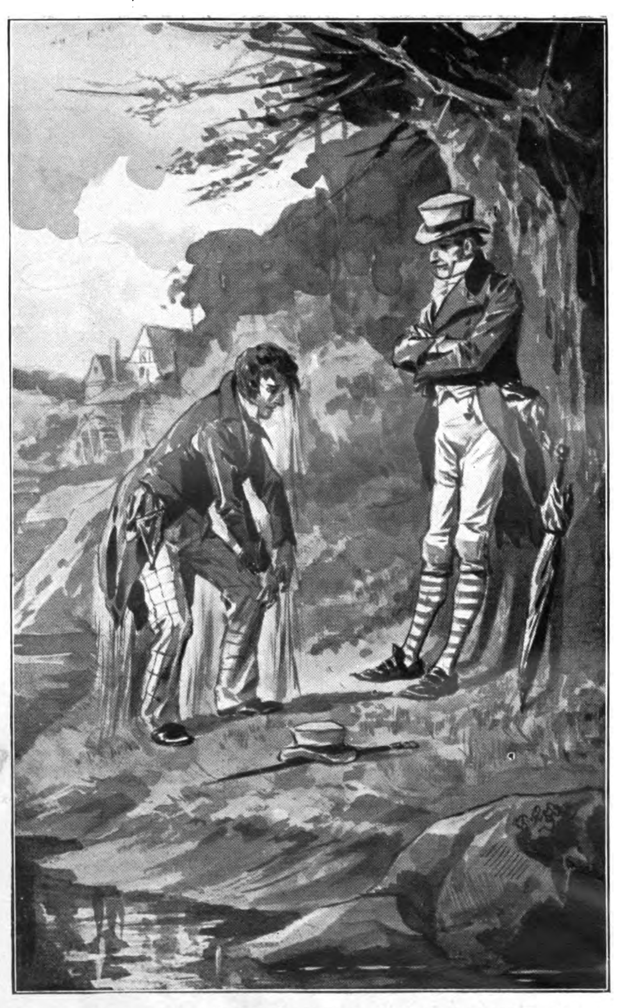


Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens


HANS R. SCHULZE
BÜCHER VON
SAMMLUNG



Zu der Humoreske „Die beiden Schachspieler“ von W. Bahr.
(S. 13)
Originalzeichnung von Emil Klein.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit Originalbeiträgen von hervorragenden Schriftstellern und Gelehrten sowie zahlreichen Illustrationen

Jahrgang
* 1916 *
Zehnter
Band





Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart · Berlin · Leipzig · Wien

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Inhalts-Verzeichnis



Die beiden Schachspieler

Humoreske aus der guten alten Zeit

Von W. Bahr

Mit Bildern von Emil Klein

Daß das Leben nur höchst unvollkommen und manches nicht so beschaffen ist, wie es sein sollte, weiß ein jeder, und es ist weiter kein Streit darüber. Doch wer wissen will, woher die Unvollkommenheit und die vielen Übel stammen, bekommt gar viele Antworten, aber keiner weiß genau, welche die richtige ist.

Freilich, wer den Herrn Aktuarius Joseph Hintermüller danach fragte, erhielt stracks den runden, klaren Bescheid: „Alles Unglück und alle Bosheit in der Welt stammen vom Weibe", und dabei legte Herr Aktuarius Hintermüller sein saures Junggesellengesicht in so strenge Falten, daß keiner so leicht den Mut fand, mit ihm darüber zu streiten.

Nur noch einer war im Ort, der dem Herrn Aktuarius aus voller Seele zustimmte und wohl gar noch ärger über alles loszog, was Schürzen trug — das war der Herr Rendant Lorenz Köhnemann. Der erklärte, seinetwegen hätte unser Herrgott die Eva nicht zu schaffen brauchen, und der alte König Pharao hätte besser getan, nicht die Buben ins Wasser zu werfen, sondern die Mädchen.

Ohne Frage — wer so spricht, hat Schlimmes erlebt. Dem hat einmal eine Maid ein böses Herzweh angetan, das er sein Lebzeit nicht verwinden kann.

Es war zur Zeit, als der Herr Aktuarius Joseph Hintermüller noch Diätar mit recht schmalem Anfangsgehalt war, und der Herr Rendant Lorenz Köhnemann seine Laufbahn als Schreiber beim städtischen Rentamt begann. Die beiden hielten gute Freundschaft, die sich

durch ihre beiderseitige Leidenschaft für das Schachspiel noch inniger gestaltete. An jedem Abend spazierten sie hinaus nach dem Wirtshaus „Zur schönen Aussicht", wo sie, im Sommer im Garten, im Winter im traulichen Hinterstübchen, Pfeife rauchend und das Bierglas neben sich, schweigend und versunken vor dem Schachbrett saßen.

In der „Schönen Aussicht" gab es aber noch etwas anderes Schönes zu sehen als Fluren und Wälder und ferne Bergkuppen, nämlich ein bildhübsches Wirtstöchterlein, das Annemarie hieß und den Gästen anmutig die Krüge zu reichen verstand.

Wenn nun jemand behauptet hätte, daß die beiden jungen Herren nur wegen der hübschen Annemarie hinaufgestiegen seien, dem hätten sie's abgeleugnet und wären ihm wohl gar grob gekommen; denn ein echter Schachspieler kennt nur eine Leidenschaft und läßt sich auch durch das niedlichste Gesicht nicht ablenken. Oder taten sie nur so? Joseph Hintermüller bürstete seit einiger Zeit sein Haar sorgfältiger und tat sogar etwas wohlriechendes Öl hinein, und Lorenz Köhnemann legte die Monatsüberschüsse seines Gehalts in farbigen Riesenschlipsen an; am letzten Ersten verstieg er sich sogar bis zu einer goldenen Ziernadel.

Und dann taten sie noch etwas anderes, das höchst auffällig war.

Wenn die Uhr zwölf schlug, ging Joseph Hintermüller, während sein Freund noch arbeitete, ganz allein hinauf zur „Schönen Aussicht", saß dort allein und ließ sich von Annemarie bedienen. Und jedesmal nahm er sich vor, dem Mädchen etwas Schönes und Artiges zu sagen und durch Liebenswürdigkeit und Anstand ihre Gunst zu erringen. Aber er war ein schüchterner Herr und

verstand es gar nicht, einer jungen Maid das Herz warm zu machen. Wenn er Annemarie ins Auge sah



und ihre Nähe spürte, dann zerflossen ihm die auswendig gelernten Ansprachen und zarten Werbungen, und er konnte keine andere Rede hervorbringen als etwa:

„Wir kriegen morgen Regen“ oder „Heuer wird's ein gut Weinjahr geben“.

Selbst das hellhörigste Mädchen hätte aus solch trockenen und hausbackenen Redensarten nicht entnehmen können, daß ein glühender Verehrer ihr etwas Liebes sagen wollte. So ahnte die hübsche Annemarie nicht, welch ein Feuer in dem Herzen des Herrn Joseph Hintermüller brannte. Der aber ging trotzdem beseligt nach Hause und baute ein Zukunftsschloß nach dem anderen.

Gegen zwei Uhr aber, wenn Joseph Hintermüllers Arbeitszeit wieder begann, trabte Herr Lorenz Köhnemann, ledig aller Pflicht, zum Tor hinaus. Und fast auf demselben Fleck, wo noch vor kurzem der kleine Diätar gesessen hatte, saß jetzt der lange Schreiber, und keine Bewegung des flinken Mädchens entging ihm. Ein wenig besser verstand er zwar die Kunst des Umgangs mit dem weiblichen Geschlecht, aber über ein paar harmlos-neckische Redensarten kam auch er nicht hinaus. Annemarie, die es schon gewohnt war, von den Gästen Späße und Artigkeiten zu hören, dachte sich dabei nichts. Sie ahnte nicht im entferntesten, daß ihr Bild auch die Seele des Herrn Lorenz Köhnemann in Besitz genommen hatte und daß der lange Schreiber wie im Traum nach Hause wandelte, die Stunde ausmalend, da er diese liebliche Blume sein eigen nennen werde. Annemarie war freundlich, nett und zuvorkommend gegen beide, und beide schlossen aus ihrer Freundlichkeit das Vorhandensein zarter Gegenliebe.

Saßen sie sich dann am Abend beim Schach gegenüber, dann taten sie so, als sähen sie die schlanke Annemarie gar nicht, und jeder hütete sich davor, den anderen etwa einen Einblick in seine Herzensverfassung tun zu lassen.

Und doch konnten ihnen ihre Heimlichkeiten nicht lange verborgen bleiben. Auf Umwegen erfuhr Lorenz Köhnemann von den Morgenspaziergängen Joseph Hintermüllers, und dieser wußte ebenfalls bald, wohin sein Freund und Partner des Nachmittags seine Schritte lenkte. In gewohnter Weise erledigten sie eines Abends ihre Schachpartie und verabredeten einen Spaziergang auf den nächsten Morgen.

Es war ein Sonntag. Schweigend schritten sie talaufwärts, bis dahin, wo die schroffen Zacken aufragen und die Abgründe jäh ins Tal schießen. Dort oben in der Einsamkeit hielten sie die notwendige Aussprache.

„Sie lieben sie also?" fragte Joseph Hintermüller.

„Ich liebe sie," bekräftigte Lorenz Köhnemann mit beteuernder Handbewegung.

„Aber nicht so wie ich!" rief der kleine Diätar, die Augen verdrehend.

„Weit mehr noch!" gab der lange Schreiber zur Antwort. „Ich liebe sie wie sonst nichts in der Welt!"

Schweigend, innerlich aber mehr, als sie gewöhnt waren, erregt, gingen sie weiter. Was sollte nun werden? Jeder fühlte das Unabwendbare des Schicksals.

„Einer von uns muß verzichten," sagte Lorenz Köhnemann endlich dumpf.

„Sicherlich — und zwar Sie! Denn ich habe untrügliche Beweise —"

„Beweise — wovon?"

„Von Annemaries Gegenliebe."

„Das ist nicht wahr! Mir allein haben ihre Augen deutlich gesagt —"

Mit ergrimmten Mienen standen sie einander gegenüber. Es schien, als wolle sich der lange Köhnemann auf den viel schwächeren und kleineren Freund stürzen.

Er tat auch einen Schritt vorwärts — aber zu seinem Verderben. An einer schlüpfrigen Stelle ausgleitend, stürzte er und wäre unfehlbar in den tiefen Abgrund gefallen, wenn er nicht im letzten Augenblick den Zweig eines überhangenden Baumes ergriffen hätte, an dem er nun zappelnd zwischen Himmel und Erde schwebte.

„Hilfe!“ schrie er, zu Tode erschrocken. „Helfen Sie mir doch, Hintermüller!“

Der tat einen Schritt vorwärts und streckte die Arme aus. Doch plötzlich ließ er sie wieder sinken.

„Aber so helfen Sie doch! Der Ast kann mich ja nicht lange mehr tragen. Hören Sie nicht, wie er knackt?“

Der kleine Diätar rührte sich nicht. „Wollen Sie entsagen, Köhnemann? Wollen Sie alle Ihre vermeintlichen Rechte an mich abtreten? Nur unter dieser Bedingung werde ich Sie retten.“

„Nein — nie!“

Der Ast bog sich und knackte bedenklicher.

„Wollen Sie verzichten?“ fragte Hintermüller noch einmal.

Dem Schreiber brach der kalte Schweiß aus. Er sah sich schon zerschmettert im Abgrund liegen.

„Ja — ja!“ kreischte er. „Helfen Sie mir nur!“

„Ihr feierliches Wort darauf?“

„Mein Wort!“

Mit Hintermüllers Hilfe wurde er nun aus seiner gefährlichen Lage befreit. An allen Gliedern zitternd, stand er wieder auf dem Boden. Hintermüller mußte ihn am Arm fassen und hinunterführen.

„Wissen Sie, was Sie sind, Herr Joseph Hintermüller?“ sagte Köhnemann, als sie im Tal anlangten. „Sie sind ein Schuft!“



Der Diätar zuckte die Achseln. „Sie haben verzichtet."

Seinen Retter keines Wortes weiter würdigend, schritt der Lange voran. Aus war es mit der Freundschaft. Mit dem Elenden sprach er nie wieder. Nie-

mals mehr setzte er sich ihm gegenüber ans Schachbrett. Voll Verachtung spie er in die vorüberbrausenden Wasser des Waldbachs, der durch reichliche Regengüsse zu einem reißenden Strom angeschwollen war.

An ihm führte der Weg entlang bis zu einer Sägmühle, deren Rädergestampf schon zu hören war.

Hinter ihm sprang der kleine Hintermüller. Das Unschöne seiner Tat war ihm noch nicht zum Bewußtsein gekommen, er schwelgte nur in dem Gedanken, daß Annemarie nun ihm gehören würde, ihm ganz allein. Warum ging er nicht gemessen und sittsam wie sonst, sondern bewegte die Beine nach dem stürmischen Takt seines Herzens?

Und das war sein Unglück.

Köhnemann hörte auf einmal hinter sich einen lauten Schrei, und als er sich umwandte, sah er den kleinen Hintermüller schon im Wasser zappeln und mit den Fluten ringen.

„Hilfe!" schrie der Diätar aus Leibeskräften, bis ihm ein Wasserschwall in den offenen Mund geriet, so daß er verzweifelt schluckte und prustete. Mit den Händen hatte er einen Busch erfaßt, der aus dem steilen Ufer hervorragte, aber der schwache Halt drohte im nächsten Augenblick sein Lager zu verlassen, und dann —

„So helfen Sie doch, Köhnemann — das Wehr, das Wehr! Ich kann ja nicht schwimmen —"

Köhnemann war auf das Hilfegeschrei herbeigeeilt, machte aber keine Bewegungen zum Beistand. Die Verhältnisse hatten sich sehr schnell umgekehrt, jetzt war er der Triumphierende.

„Ziehen Sie mich doch heraus, Köhnemann!" wimmerte der Kleine in seiner Not. „Ich muß ja sonst elend ertrinken. — Hilfe!"

„Wollen Sie verzichten?" fragte der Lange mit diabolischem Blick. „Wie du mir, so ich dir, sagt das Sprichwort. Wenn Sie —"

„Ja, ja, ich will alles tun, was Sie wünschen."

„Ihr Wort darauf, daß Sie allen Ihren Ansprüchen auf Annemarie entsagen?"

„Mein Wort — verlassen Sie sich drauf!"

Mit Mühe schaffte ihn Köhnemann aufs Trockene. Der kleine Schreiber war naß wie eine Katze und schüttelte sich wie ein Hund*).

„O — o —" sagte er zunächst nur mit einem Blick auf die gurgelnden Wasser, und seine Zähne klapperten mehr vor Angst als vor Frost.

In der Mühle fand der Durchnäßte freundliche Aufnahme. Man trocknete ihm seine Kleider und versorgte ihn mit Speise und Trank. Erst spät am Nachmittag traten die beiden den Heimweg an.

Zunächst befestigten sie ihre Freundschaft, die am Morgen einen argen Riß bekommen hatte, von neuem.

Der kleine Diätar war demütig und zerknirscht. „Vergeben Sie mir, lieber Köhnemann, was ich Ihnen angetan habe. Ich war nicht recht bei Sinnen, ich handelte in blinder Leidenschaft. Ich begreife jetzt selber nicht, daß ich so niedrig handeln konnte. Und Sie — Sie haben mir trotzdem das Leben gerettet!" Er breitete seine Arme aus.

Köhnemann war gerührt und ging ebenfalls in sich. „Meine Schuld ist ebenso groß, lieber Hintermüller. Auch mich hatte der Teufel in seinen Klauen, als Sie wie ein Fisch im Wasser zappelten. Da vergaß ich mich und erhaschte auf krummen Wegen meinen Vor-

---

*) Siehe das Titelbild.

teil. Das war schlecht von mir. Und Sie Braver hatten mich doch erst kurz vorher aus der schrecklichen Lage befreit!"

Sie sanken sich in die Arme und drückten sich ans Herz.

„Ich halte dafür," meinte der lange Schreiber, „daß der ausgesprochene Verzicht ungültig ist, denn ein erzwungenes Versprechen hat keine Rechtskraft."

„Es ruht auch kein Segen auf solchem hinterlistigen Gewinn," fügte der Diätar hinzu. „Machen wir einen Strich durch das Geschehene, und suchen wir die dunkle Stunde zu vergessen."

„Sie soll unsere Freundschaft nicht trüben," sagte Köhnemann warm.

„Aber wir sind leider noch immer auf demselben Fleck. Sie haben mir gesagt, daß Sie Annemarie ebenso feurig lieben wie ich."

„Das tue ich. Sie werden begreifen, daß ich Ihnen nicht ohne weiteres weichen kann —"

„Lassen Sie uns auch diese Angelegenheit in Friede und Freundschaft erledigen."

„Ich wüßte nur nicht, wie!"

„Durch einen Wettstreit!"

„Ah — Sie meinen —"

„Wir sind ungefähr gleich starke Schachspieler, lieber Köhnemann. Sie sind mir vielleicht im Endspiel überlegen, ich erkenne das neidlos an. Dafür habe ich aber in der Springerführung größeres Geschick."

„Ich verstehe, Sie wollen es auf einen Schachkampf ankommen lassen. Nun wohl, ich bin bereit."

„Wer die erste Partie gewinnt, sei Sieger!"

„Er habe allein das Recht, sich um Annemarie zu bewerben. Der andere aber lasse ihm ohne Groll und Neid den Vortritt. Sind Sie einverstanden?"

Sie reichten sich die Hände. „Einverstanden. Heute abend noch wird der Kampf ausgefochten!"

Es wollte Abend werden. Die Schwüle des Tages hatte am Himmel dunkle Gewitterwolken zusammengezogen. Obgleich das Unwetter noch nicht loszubrechen drohte, zogen es die beiden Kämpen doch vor, anstatt unter den Bäumen im gemütlichen Hinterstübchen den Wettkampf auszutragen.

Als sie eintraten, begegnete ihnen Annemarie. Sie war heute so hübsch angezogen, als wisse sie um die Ehre, die ihrer Person zuteil werde. Bis zu den Haarwurzeln errötend, schritt der kleine Diätar nur stumm grüßend an ihr vorüber, während Herr Lorenz Köhnemann sie mit zierlichen Worten anredete und ihr sogar die Hand reichte.

Ahnungslos stellte die Schöne ihnen den Schachtisch zurecht, reichte jedem die Pfeife und füllte die Krüge. Dann schloß sie lächelnd hinter sich die Tür.

„Was für komische Menschen!" dachte sie. Andere junge Leute setzten sich zu ihr und lachten und scherzten mit ihr — diese aber hatten ja wohl einzig und allein nur Wohlgefallen an den wunderlich geschnitzten Figuren. Stundenlang konnten sie stumm und brütend davorsitzen, sie wichen und wankten nicht, selbst wenn die Welt unterging.

Draußen aber türmten sich die Wolken so wild und unheimlich, als bereite sich die Natur wirklich zu Untergang und Zerstörung. Unter Donner und Blitz begannen die beiden Männer ihre Partie.

Das Schicksal hatte dem langen Köhnemann den Angriff beschieden. Von Zeit zu Zeit hob er den Finger, um eine seiner Figuren auf den Feldern weiterzuschieben.

Seine Züge waren unbewegt, während hinter seiner hohen Stirn sich die Gedanken durcheinander schoben.



Wacker hielt ihm der kleine Schreiber stand. Vorsichtig sich deckend und jeden kleinen Vorteil benutzend, war er gegen alle Ausfälle seines Gegners auf der

Hut. So gelang es dem anderen nicht, in die Stellung des Verteidigers Bresche zu schlagen, keiner kam zum entscheidenden Zug. Ihre Wangen brannten, ihre Köpfe schmerzten und die Stube war erfüllt vom blauen Pfeifenqualm. Sie zuckten nicht zusammen, wenn die grellen Blitze niederfuhren und die Donner rollten, sie hörten nicht den prasselnden Regen, der gegen die Scheiben schoß. Verbissen spielten sie weiter.

Endlich standen sie auf. Das Spiel war unentschieden geblieben.

„Remis!" sagten beide zu gleicher Zeit.

„Noch einmal!" fügten sie sofort hinzu. „Die nächste Partie muß die Entscheidung bringen."

Sie stopften sich neue Pfeifen, setzten sich und verteilten die Figuren. Dazu ließen sie sich die Krüge frisch auffüllen, der kleine Diätar schon zum viertenmal. Vielleicht erwartete er von der Anregung des Getränks eine mächtige Förderung der Tätigkeit seiner Gehirnzellen.

Fräulein Annemarie trat ein, die Krüge in der Hand.

„Mein Vater läßt die Herren bitten, ein wenig zu uns ins Wohnzimmer zu kommen. Wir feiern nämlich heute —"

„Schönen Dank, Fräulein Annemarie," sagte Köhnemann mit einem feurigen Blick, „aber wir müssen Ihnen leider einen Korb geben. Wir sind mit einer sehr wichtigen Partie beschäftigt. Erlauben Sie, daß wir auf Ihr Wohl trinken?"

Beide taten ihr Bescheid, und Hintermüller, der jetzt mehr Mut hatte, legte sogar seine Hand auf die Stelle, wo ihm das Herz schlug.

Dann aber wandten sie sich sofort dem Spiele zu, und diesmal hatte Joseph Hintermüller den Vorzug.

Kühn ging er zum Angriff vor und trieb seinen Gegner schon nach kurzer Zeit durch meisterhaften Aufmarsch seiner Figuren dermaßen in die Enge, daß ihm der Sieg sicher schien.

Befriedigt lehnte er sich in seinen Stuhl zurück und schaute auf Köhnemann. Der saß unerschütterlich. Keine Muskel seines Gesichts verriet, in welcher Klemme er sich befand.

Der kleine Diätar wurde übermütig und pfiff vergnügt vor sich hin.

„Noch ist es nicht aller Tage Abend!" beschwichtigte ihn Köhnemann.

Dann grübelten sie wieder und zogen abwechselnd.

Plötzlich machte Hintermüller einen verhängnisvollen Fehlzug, der ihn eine Figur kostete. Mit Schrecken bemerkte er es, und sein Antlitz wurde auf einmal ganz entmutigt.

„Gardez!" sagte Köhnemann ruhig und griff die weiße Dame an.

Vor den Augen des Diätars wurde es dunkel. Nun war er allem Anschein nach verloren — wenn Köhnemann richtig weiterspielte, mußte er die Partie gewinnen.

Und richtig, Köhnemann kreiste den Kleinen ein, drängte ihn zum schmählichen Rückzug —

Da geschah etwas ganz Unerwartetes.

War es böswillige Absicht oder Unvorsichtigkeit, der kleine Hintermüller stieß mit dem Fuß so heftig an den ohnehin nicht sehr festen Schachtisch, daß im nächsten Augenblick sämtliche Figuren durcheinander kollerten und zum Teil auf dem Fußboden umherrollten. Jäh war das Spiel unterbrochen.

Köhnemann sprang auf und packte den Schreiber am Kragen.

„Das haben Sie aus Bosheit getan!" schrie er.



„Auf so hinterlistige Weise wollen Sie mich um die Früchte meines Sieges bringen!"

„Das ist eine gemeine Verleumdung! Ein Versehen war es!"

„Nein, es war Absicht! Ich hatte den Sieg schon in der Tasche!"

„Hoho! Die Partie war noch lange nicht beendigt!"

Im nächsten Augenblick gab es eine wüste Szene. Sie, die beim Spiel noch nie in Zwist geraten waren, gingen vom Wortwechsel in Tätlichkeiten über.

Hintermüller lag am Boden und der lange Köhnemann kniete auf ihm.

„Und ich habe doch gewonnen!" rief er einmal übers andere. „Gesteh, daß ich Sieger geblieben bin!"

Der Lärm drang durch das ganze Wirtshaus. Die Tür öffnete sich, und darin stand der Wirt mit einigen Gästen und Annemarie, die voll Schreck und Verwunderung nach den Streitenden sah.

„Mein Gott, was geht hier vor?"

Man riß die beiden auseinander. Mit zerzaustem Haar und zerknüllter Wäsche standen sie da.

„Aber Herr Hintermüller!"

„Bester Herr Köhnemann! Wären Sie doch unserer Einladung gefolgt und zu uns hinübergekommen! Wir feiern nämlich Annemaries Verlobung mit —"

Die Worte wirkten wie ein Donnerschlag, unter dem die beiden plötzlich ernüchterten Streithähne zusammenknickten.

Sie schlichen nach Hause, nachdem sie mühselig ihren Glückwunsch gestammelt hatten. Der Mond, der nach dem Austoben des Gewitters wieder blank und freundlich vom Himmel herableuchtete, beschien ihre jammervollen Gestalten.

— — — — — — — — — — — — —

Ihre Freundschaft kitteten sie bald wieder zusammen, und der neue Bund war noch fester als der alte. Von nun ab duzten sie sich und hatten vor einander keine Geheimnisse mehr.



Das höchste Ziel

Roman von Reinhold Ortmann

(Fortsetzung)

„So lassen Sie sich an meiner Versicherung genügen," entgegnete Volcker auf Fräulein Suterlands Einwand, „daß ich niemals daran gedacht habe und niemals daran denken werde, Ihrem Herrn Vater zu nahe zu treten. Die gegensätzlichen Auffassungen, von denen Sie zu sprechen scheinen, haben mit meinem persönlichen Verhältnis zu Herrn Suterland, wie ich hoffe, nichts zu tun."

„Ihm aber gehen sie doch so nahe. Können Sie denn gar nicht ein bißchen nachgeben?"

„Auf Kosten meiner Überzeugung und meines Pflichtgefühls? Nein, Fräulein Suterland. Und bei besserer Kenntnis der Sachlage würden Sie es wohl auch nicht von mir erwarten."

„Ich wußte es ja, Sie sind wie alle Männer. Aber gerade von Ihnen hätte ich doch mehr Hochherzigkeit erhofft. Ich habe so viel, so unendlich viel von Ihnen gehalten. Und ich war eingebildet genug, Sie für meinen Freund zu halten."

„Wenn ich mich dieses Vertrauens auf andere Weise würdig zeigen könnte —"

Heftig schüttelte sie den Kopf. „Nein, nein, das sind ja nur Phrasen. Wollen Sie mir etwas Liebes erweisen, so müssen Sie meine Bitte erfüllen. Ich würde Ihnen ja so dankbar sein — so sehr dankbar —"

Ganz leise hatte sie die letzten Worte gesprochen und mit schamhaft gesenktem Haupte. Es war eine Verheißung darin, die Volcker unmöglich mißverstehen konnte. Und diese Verheißung bewirkte, daß er sich erhob.

„Ich bedaure aufrichtig, Fräulein Suterland — aber auf solche Art kann ich mir Ihren Dank leider nicht

verdienen. Und Sie dürfen mir nicht zürnen, wenn ich dies für mich sehr peinliche Gespräch lieber beendet sähe. Es ist doch ganz zwecklos und ganz unmöglich, daß wir uns hier über geschäftliche Angelegenheiten des Hauses Steinsdorff unterhalten."

Ein merkwürdiger Zufall fügte, daß gerade in diesem Augenblick Herr Suterland eintrat. Er warf seiner Tochter einen Blick zu, für den es ihr ohne Zweifel nicht an der richtigen Deutung fehlte, und schüttelte seinem Gast mit gut gespielter Unbefangenheit die Hand. „Es ist hübsch von Ihnen, daß Sie so pünktlich waren, lieber Doktor. Ah, die schönen Blumen! Nun lassen Sie uns für ein paar Stunden das Kriegsbeil begraben und recht gemütlich Geburtstag feiern — ja?"

Mit der Gemütlichkeit dieser Geburtstagsfeier war es freilich nicht weit her. Fräulein Ernestine saß in der Haltung einer geknickten Lilie am Tische, sprach nur mit leiser Stimme und weigerte sich nach dem Essen beharrlich, etwas vorzuspielen. Ihr Vater schien zwar bei bester Laune, erzählte mit krampfhafter Lustigkeit die ältesten Anekdoten und wurde nicht müde, seinem jungen Gaste zuzutrinken. Aber Volcker empfand sehr deutlich, wie wenig echt die Freundlichkeit war, und er verlebte inmitten dieser Menschen, von denen er sich niemals weiter entfernt gefühlt hatte, einen der peinlichsten Abende seines Lebens. So früh, als die Gebote der Schicklichkeit es nur immer gestatteten, brach er auf, und niemand nötigte ihn zu längerem Verweilen. —

Zwei Tage nachher, früher als er erwartet worden war, kehrte Klemens Steinsdorff von seiner Reise zurück. Der Prokurist beeilte sich, ihm unter vier Augen über den Stand der Vorarbeiten für die Zeitschrift einen langen Bericht zu erstatten. Und eine Viertelstunde

später wurde Volcker in das Arbeitszimmer des Kommerzienrats beschieden. Seine Unterredung mit dem Chef währte noch erheblich länger als die des Herrn Suterland, und sie endete damit, daß Klemens Steinsdorff sich mit ihm in das Kontor des Prokuristen begab.

„Ich habe Sie schon vorhin nicht im Zweifel darüber gelassen, Herr Suterland, daß ich mich mit Ihren Ideen und Vorschlägen nicht einverstanden erklären kann," sagte er mit ruhiger Freundlichkeit, „wenn ich auch durchaus nicht verkenne, daß sie den besten und wärmsten geschäftlichen Absichten entsprangen. Da ich mich aber entschlossen habe, Herrn Doktor Volcker die selbständige Leitung der Zeitschrift zu übertragen, ist es ganz natürlich, daß seine Ansichten für die Gestaltung des Unternehmens maßgebend sein müssen. Sie haben wohl die Güte, sich danach zu richten."

„Ganz wie der Herr Kommerzienrat es wünschen," erwiderte der Prokurist in der unterwürfigen Art, die seinen Verkehr mit Klemens Steinsdorff kennzeichnete. In dem Blick aber, den er Reinhard Volcker zusandte, blinkte es wie von unversöhnlichem Haß.

Die Hoffnungen, die Jens Larssen auf den „Teufelswalzer" gesetzt hatte, waren nicht getäuscht worden. Wo er mit seiner schönen jungen Frau in dem an krassen Wirkungen überreichen Einakter auftrat, spielte er vor überfüllten Häusern und erntete ungemessenen Beifall. Da das Stück nur auf Varietébühnen zur Darstellung kam, hatte die ernsthafte Kritik keine Veranlassung, sich mit seinem dichterischen Wert oder Unwert zu befassen, und das Publikum schien an den tollen Unmöglichkeiten der phantastischen Handlung keinen Anstoß zu nehmen. Larssen spielte einen verkannten genialischen Musiker

und Komponisten, der sich mit seinem unglücklichen jungen Weibe in einer elenden Dachkammer dem Hungertode gegenübersieht. Schon durch seine geisterhafte Maske und seine unheimlich rollenden Augen, in denen bereits die Flammen des beginnenden Wahnsinns aufzüngelten, machte er großen Eindruck auf empfindsame Gemüter. Und überall im Zuschauerraum schimmerte es weiß von eifrig gebrauchten Taschentüchern, wenn er, mit leeren Händen von einem letzten Bettelgang heimgekehrt, in krampfhaft erzwungener Fröhlichkeit die todkranke Genossin seines Jammers über den fürchterlichen Ernst ihrer Lage zu täuschen versuchte. Statt des stärkenden Weines und der lindernden Arznei, auf die sie gehofft, hat der große Virtuose und Tondichter zur Aufrichtung ihrer ermattenden Lebensgeister ja nur noch seine schauspielerischen Künste in Bereitschaft. In den glänzendsten Farben malt er seiner kleinen, schon halb verklärten Angelika eine herrliche Zukunft, die vielleicht in der nächsten Stunde, gewiß aber am nächsten Morgen ihren Anfang nehmen wird. Es gelingt ihm in der Tat, sie trotz Hunger, Krankheit und Erschöpfung allgemach in einen Rausch von Liebe und Hoffnung zu versetzen. Er singt ihr zur Laute eines der schmelzenden Lieder, durch die er einst ihr Herz gewonnen, und erweckt damit alle süßen Erinnerungen an entschwundene Seligkeiten. Zuletzt ereignet sich sogar das Wunder, daß die sterbende Angelika sich in ihrem schleierleichten Gewande von dem aus einem alten Strohsack bestehenden Ruhebett erhebt, um mit dem Geliebten noch einmal jenen sinnberückenden Tanz aufzuführen, der in fernen, besseren Tagen ihr liebster Zeitvertreib gewesen. Während sie mit ätherischer Leichtigkeit dahinschwebt, aller Erdenschwere schon beinahe

ledig, wird das Lächeln des unseligen Musikanten immer verzerrter, das Rollen seiner Augen immer fürchterlicher. Das Publikum aber hält den Atem an: denn niemand ist darüber im Zweifel, daß diese leidenschaftliche Tanzerei bei gänzlich entleertem Magen der jungen Patientin notwendig schlecht bekommen müsse. Und richtig: als die Balletteinlage bis zum Höhepunkt bacchantischer Raserei gelangt ist, greift die Ärmste mit einem Wehelaut nach ihrem allzu liebeheißen Herzchen und sinkt malerisch auf den alten Strohsack zurück. Aber der allgemein vermutete Herzschlag ist noch nicht erfolgt. Angelika vermag sogar zu lächeln und ihrem verkannten Tonsetzer die rührende Bitte um ein Violinsolo zuzuflüstern, das ihr ganz besonders lieb ist. Und da der Künstler glücklicherweise seine Geige noch nicht versetzt hat, kann er ihrem bescheidenen Wunsche willfahren. Während der ersten, überirdisch schönen Töne erlischt die herabgebrannte Kerze, die angeblich bisher die einzige Beleuchtung der Szene darstellte, und die Dachkammer bleibt für eine Weile in Finsternis gehüllt. Gespenstisch klingen aus dem Dunkel die schmeichelnden Liebesseufzer der Violine, und die Ergriffenheit des Publikums äußert sich so lebhaft, als wäre im Zuschauerraum plötzlich eine Schnupfenepidemie ausgebrochen. Da — alles Räuspern und Schneuzen ist wie mit einem Zauberschlage verstummt — ergießt sich in breitem, bläulichem Strom magisches Mondlicht durch das Dachfenster auf das ärmliche Lager und entschleiert ein Bild von betörender Lieblichkeit. Angelikas Leben ist natürlich zugleich mit dem heruntergebrannten Lichtstümpfchen erloschen; aber ihre irdische Hülle bietet sich den entzückten Zuschauern in einer Schönheit, die an allen Ecken und Enden statt der Taschentücher die Operngläser in Be-

wegung setzt. Von dem seidigen Mantel ihres aufgelösten Haares umflossen, durch die leichte Gewandung nur unvollkommen verhüllt, in der anmutigsten Stellung und der vorteilhaftesten Beleuchtung, läßt es die wundervolle Gestalt der schönen Toten durchaus begreiflich erscheinen, daß bei ihrem Anblick der wackelige Verstand des Musikanten vollends aus den Fugen geht und daß dem Auditorium der Genuß einer mit allen Virtuosenkniffen gespielten Wahnsinnszene beschieden ist. Nachdem der bedauernswerte Witwer sich eine Zeitlang höchst verzweifelt gebärdet hat, kommt er auf Grund endgültig ausgebrochenen Wahnwitzes zu dem Schluß, daß seine kleine Angelika nicht tot sei, sondern nur schlafe. Und da seine Versuche, sie mit Küssen zu wecken, nicht das gewünschte Ergebnis haben, greift er abermals zur Violine. Was er spielt, hat die Rhythmen eines Walzers; aber es ist von so dämonischer Glut, daß alle Hörer sofort wissen, es könne sich bei diesem Musikstück nur um den durch den Titel des Dramas versprochenen „Teufelswalzer" handeln. Während der ihn beleuchtende Mondenschein immer geisterhaft blauer und sein Miesienspiel immer grausiger wird, nähert sich der Spielende langsam dem Strohsack, auf den sein Teuerstes gebettet ist. Und dann — für die zur Unerträglichkeit gesteigerte Spannung des Publikums gerade im rechten Augenblick — läßt ein schriller Mißton alle Nervensysteme erzittern. Man hört, wie alle vier Saiten der Violine auf einmal zerspringen, und sieht den unglücklichen Geiger tot über der Leiche seines Weibes zusammenbrechen.

Das war Jens Larssens „Sketch", der ihn und seine Frau innerhalb weniger Monate berühmt gemacht hatte. Nun wäre es nur natürlich gewesen, wenn Marga

Larssen sich vollkommen glücklich gefühlt hätte. Aber danach sah sie nicht aus, wenigstens nicht an diesem Morgen, als sie vor dem Spiegel in ihrem Schlafzimmer saß und sich eigenhändig frisierte. Es sah hier hübsch und wohnlich aus, ein Heim im eigentlichen Sinne des Wortes aber war es noch immer nicht, sondern nur eine auf etliche Monate gemietete, fertig eingerichtete Wohnung mit fremder Leute Sachen und nach fremder Leute Geschmack. Die Veränderung gegen früher war im Grunde gering, das kam Margarete Larssen jedesmal von neuem zum Bewußtsein, wenn sie schlechter Laune war. Sie hörte draußen die Glocke anschlagen und hob lauschend den Kopf.

Mit einem fröhlichen: „Guten Morgen, Herzensschatz!" öffnete Jens Larssen die Tür. Er war im Gesellschaftsanzug; aber der schlaff gewordene Kragen und die zerknitterte Hemdbrust ließen im Verein mit seinem übernächtigen Aussehen vermuten, daß er ihn nicht erst seit diesem Morgen auf dem Leibe hatte. Marga würdigte den zärtlichen Gruß keiner Erwiderung und vergönnte dem Eintretenden keinen Blick. Als er sich ihr trotzdem näherte und sie zu küssen versuchte, drehte sie unwillig den Kopf ab.

„Geh weg! Du bringst ja eine ganze Wolke von Weindunst und Tabakgeruch mit herein."

„Was für ein feines Näschen du doch hast," erwiderte er lachend. „Und wie niedlich es ist, wenn sich's so kraus zieht. Ja, es war wieder mal eine etwas längliche Sitzung. Aber du brauchst nicht zu schmollen. Es ist höchst ehrbar zugegangen."

„Was kümmert das mich! Du weißt ja, was ich dir gesagt habe."

Jens Larssen hatte sich müde in einen Stuhl fallen

lassen. Er spielte noch immer den Gutgelaunten; aber der Seitenblick, mit dem er zu seinem schönen Weibe hinüberschielte, war schon gar nicht mehr zärtlich. „Mein liebes Kind, du redest so unendlich viel, daß ich mir beim besten Willen nicht alles merken kann.“

„Dann will ich dir's wiederholen. Ich habe dir gesagt, daß auch ich meine eigenen Wege gehen werde, wenn du dein Betragen nicht änderst. Die letzte Nacht war seit acht Tagen schon die dritte, in der du nicht nach Haus gekommen bist. Und jetzt habe ich es satt.“

„Du hast keinen Grund, eifersüchtig zu sein. Ich gebe dir mein Wort, daß ich nur in Herrengesellschaft war.“

„Das heißt: du hast die ganze Nacht gespielt.“

„Na — wenn schon! Das geht dich nichts an.“

Nun fuhr sie auf ihrem Stuhl herum, und ihre Augen blitzten ihn zornig an. „So? Es geht mich nichts an, wenn du das Geld zum Fenster hinauswirfst, das ich verdienen muß?“

„Du? Mach dich doch nicht lächerlich, Kleine! Würdest du nicht heute für einen Hungerlohn in irgendeinem Tingeltangel das Tanzbeinchen schwingen müssen, wenn ich nicht die Großmut gehabt hätte, dich zu mir heraufzuziehen?“

„Ah, das ist unerhört. Versuche es doch mit einer andern! Das Publikum würde sich über deine Grimassen einfach lustig machen, wenn ich nicht das Stück herausrisse.“

Sie mußte ihn an einer verwundbaren Stelle getroffen haben, denn auch er machte jetzt ein wütendes Gesicht. „Zwanzig für eine kann ich haben, und Schönere als dich. Solche Puppenphysiognomien laufen zu Hunderten in der Welt herum. Und unge-

schickter als du könnte sich eine andere auch nicht anstellen. — Übrigens, da wir gerade vom Geldhinauswerfen reden: die Firma Kosterlitz hat bei mir angefragt, ob ich mit der Bestellung zweier Kleider einverstanden wäre und für die Bezahlung einstände. Natürlich werde ich antworten, daß es mir nicht im Traum einfällt. Wenn du jede Woche ein neues Kleid haben mußt, so sieh auch gefälligst zu, woher du das Geld dazu nimmst."

Marga sprang auf und stand mit geballten Fäusten mitten im Zimmer. „Das ist schändlich — ist geradezu erbärmlich! Soll ich in abgetragenen Fähnchen einhergehen wie eine arme Choristin, nur weil du alles für dein wüstes Leben verbrauchst?"

„Wie ich lebe, ist ganz und gar meine eigene Sache. Außerdem müßte ich mindestens die zehnfache Einnahme haben, wenn ich alle deine verschwenderischen Launen erfüllen wollte. Die beiden Kleider mußt du dir unbedingt aus dem Kopf schlagen. Ich weiß ohnehin nicht, wie ich mich bis zum nächsten Gagetag durchschwindeln soll. Der gute Rodenstock fängt auch an, ungemütlich zu werden. Und im Jeu habe ich neuerdings ein ganz schauderhaftes Pech."

„Es ist weit mit dir gekommen, daß du mir das alles so ruhig ins Gesicht sagen kannst. Wir verdienen in jedem Monat soundsoviele Tausende. Und du bist in den Händen von Wucherern, während ich mir nicht einmal ein armseliges Kleidchen machen lassen darf. Hätte ich doch auf Onkel Julius gehört! Er war der einzige Mensch, der es jemals gut mit mir gemeint hat. Und er wußte, was von dir zu halten ist."

„Ja — daran ist nun leider nichts mehr zu ändern. Ein jeder muß eben verbraucht werden, wie er ist. Ich

hätte am Ende auch was Gescheiteres tun können, als dich zu heiraten."

„Dann können wir uns ja scheiden lassen. Ich bin ohne weiteres damit einverstanden."

„Ah, das ist eine ganz neue Tonart. Hast du vielleicht schon etwas anderes in Bereitschaft?"

Marga zuckte die Achseln und warf mit lässiger Handbewegung ihr prachtvolles Haar in den Nacken zurück. „Wohl möglich! Auf deine — wie sagtest du doch? — ‚Großmut' bin ich zum Glück noch nicht angewiesen."

In die schlaffen Züge des Schauspielers kam die Spannung auflodernden Zornes. „Von wem war der große Blumenkorb am gestrigen Abend?" fuhr er sie barsch an.

Marga aber zeigte ihm jetzt eine affektiert gleichgültige Miene. „Ich weiß nicht."

„Das ist gelogen. Ich habe gesehen, daß ein Brief darin steckte."

„So? Dann ist er wahrscheinlich noch darin. Du kannst ja nachsehen. Der Korb steht im Salon."

„Da könnt' ich lange suchen. Aber ich habe einen ganz bestimmten Verdacht."

„Wirklich? Wie eigenartig!"

„Ich wette, er war von dem Menschen, der gestern schon zum drittenmal hintereinander in der Fremdenloge saß. Du kennst ihn natürlich?"

„Ich habe keine Ahnung, wen du meinst."

„Verstell dich nicht! Ich habe sehr gut bemerkt, wie du mit ihm kokettiert hast. Und mir ist, als ob ich ihn auch kennen müßte. Ich weiß nur nicht gleich, wo ich das Raubvogelgesicht hinbringen soll. Du willst mir also wirklich seinen Namen nicht nennen?"

„Ich bin doch kein Auskunftsbüro. Du kannst dir ja einen Detektiv mieten."

„Nun, der Bursche soll mir nur mal zwischen die Finger kommen! Denn davon, daß etwas dahinter steckt, bin ich jetzt fest überzeugt. Wenn du ein reines Gewissen hättest, würdest du mir nicht so schnippische Antworten geben."

„Meine Antworten sind immer noch viel liebenswürdiger, als deine Fragen es verdienen. Wäre mir der Herr aber in der Tat nicht ganz unbekannt, was kümmerte es dich? Jeder von uns wird eben von nun an tun, was ihm gefällt."

„Oho! Da hätte ich wohl auch noch ein Wörtchen mitzureden. Und ich rate dir im guten: mach keine Geschichten. Auch nicht zum Spaß. Ich bin kein Onkel Julius, den man mit heimlichen Stelldicheinen in Konditoreien und dergleichen hinters Licht führen kann."

„Es sieht dir ähnlich, daß du mir jetzt einen Vorwurf machst aus dem, was ich für dich getan habe. Aber es ist nicht der Mühe wert, mit dir zu streiten. Und es wäre mir lieb, wenn ich mich jetzt ungestört fertig machen könnte."

„Meinetwegen. Ich lege mich im Wohnzimmer aufs Sofa, um wenigstens ein paar Stunden der versumpften Nacht wieder hereinzubringen. Aber vergiß nicht, mich rechtzeitig zu wecken. Um zwölf habe ich eine Verabredung bei dem Agenten." —

Zehn Minuten später — Jens Larssen lag bereits in tiefem Schlaf — stand Margarete am Fernsprecher; sie hatte sich mit dem Hotel „Fürstenhof" verbinden und Doktor Gresser bitten lassen. Nach einer sehr kleinen Weile schon drang die wohlbekannte tiefe Stimme an

ihr Ohr: „Vielguten Tag, Schönste der Frauen! Es ist doch sonst niemand im Hörbereich?“

„Nein. Aber warum wollen Sie denn das wissen? Haben Sie mir ein Geheimnis anzuvertrauen?“

„Nein. Daß ich närrisch in Sie verliebt bin, ist ja für Sie kein Geheimnis mehr.“

„Da alles in mich verliebt ist, warum sollten gerade Sie eine Ausnahme machen? Aber, Scherz beiseite, wegen Ihres Blumenkorbes, für den ich Ihnen übrigens bestens danke, hatte ich eben eine große Eifersuchtsszene.“

„Mit wem? Doch nicht mit Jens Larssen?“

„Mit wem sonst? Er ist doch der einzige, der ein Recht dazu hat. Denken Sie nur: obwohl Sie ihm in der Fremdenloge aufgefallen sind, hat er Sie nicht erkannt.“

„Vermutlich, weil ich mich seit unserem letzten Zusammensein bei dem famosen Liebesmahl so gewaltig verjüngt habe. Oder fanden Sie das vielleicht nicht?“

„Nein — verjüngt haben Sie sich nicht. Aber das ist bei einem Manne auch nicht nötig.“

„Nicht nötig? Wozu?“

„Um den Frauen zu gefallen. Den anderen Frauen, meine ich; denn von mir ist selbstverständlich nicht die Rede. Ihr Brief war übrigens eine große Keckheit, Herr Doktor! Eigentlich dürfte ich daraufhin gar nicht mehr mit Ihnen reden.“

„Und weil Sie das eigentlich nicht dürften, haben Sie mich angerufen. Ich küsse Ihnen dafür Ihre zehn reizenden Fingerchen. Und die Antwort auf meine briefliche Anfrage? Wo und wann darf ich Sie sehen?“

„Wenn ich mich darauf verlassen darf, daß Sie sehr artig sind —“

„Es ist geschworen — in der Hoffnung natürlich, daß

Sie mich in nicht zu ferner Zeit meines Gelübdes entbinden werden."

„Niemals. Und ich werde Ihnen sehr böse sein, wenn Sie mir durch Ihr Benehmen zeigen, daß Sie mich für leichtfertig halten. Ihre Achtung will ich und Ihre Freundschaft; denn ich brauche notwendig einen echten, wahren Freund. Darf ich Vertrauen zu Ihnen haben?"

„Ja."

Das kurze Wort klang anders aus dem Apparat als seine bisherigen Reden. Ein Lächeln huschte kurz über Margaretens Gesicht. „Dann mögen Sie mich um zwölf Uhr besuchen, vorausgesetzt, daß die Zeit Ihnen genehm ist."

„Es gibt keine, die mir nicht genehm wäre, wenn es sich darum handelt, Ihnen zu dienen. Und Sie wissen ja auch, daß ich ein Müßiggänger bin. Punkt zwölf Uhr also!"

„Sagen wir lieber: eine Viertelstunde später. Mein Mann hat um zwölf eine Verabredung bei seinem Theateragenten. Und bei unserem ersten Wiedersehen wenigstens braucht er nicht notwendig zugegen zu sein — nicht wahr?"

„Nein, eine solche Notwendigkeit vermag auch ich nicht zu erkennen."

„Schämen Sie sich! Auf bald also! Schluß!"

„Sie wollten meine Ansicht hören, Herr Suterland, darum mußte ich wohl aufrichtig sein. Aber die Entscheidung liegt selbstverständlich bei Ihnen."

„Weil ich dem Namen nach noch immer die Prokura habe, meinen Sie. Aber ich werde mich hüten, in Abwesenheit des Chefs etwas zu tun, was nicht Ihren

Beifall hat, Herr Doktor. Daß der Herr Kommerzienrat sich nachher auf Ihren Standpunkt stellen würde, ist doch außer Frage. Sie allein sind es ja, der hier regiert." Der kleine alte Herr hatte sich nicht bemüht, die Gereiztheit zu verbergen, der seine Worte entflossen. Das Zittern seiner Hände machte die Papiere knistern, die er zwischen den Fingern hielt, und seine Gesichtsmuskeln zuckten nervös.

Reinhard Volcker, der ihm gegenüber am Schreibtisch lehnte, zog wie in aufsteigendem Unmut die Brauen zusammen; aber der Ton seiner Rede blieb durchaus ruhig und artig. „Ich verstehe nicht recht, wie Sie zu solcher Auffassung kommen. Und ich bedaure es aufrichtig. Sie werden mir kaum den Vorwurf machen können, daß ich mich jemals in Ihr Machtgebiet eingedrängt oder Ihre Anordnungen gestört hätte."

„Gewiß, gewiß — Sie sind immer die Liebenswürdigkeit selbst gewesen. Aber Sie dürfen nicht erwarten, Herr Doktor, daß ich mich dadurch über die wahre Sachlage täuschen lasse. Es ist ein sehr schmerzliches Gefühl, wenn man sich nach dreißigjähriger Tätigkeit als überflüssig beiseite geschoben sieht."

„Was soll ich Ihnen darauf antworten? Es käme mir sehr töricht vor, wenn ich Ihnen erst noch ausdrücklich versichern wollte, daß ich niemals den Wunsch gehabt habe, Sie beiseite zu schieben."

„Sie haben ja auch nicht nötig, sich vor mir zu rechtfertigen. Daß Sie darauf bedacht sind, in die Höhe zu kommen, kann Ihnen niemand verargen."

„Darauf habe ich nichts zu erwidern. Warum aber, wenn Sie einen Grund zur Klage haben, wenden Sie sich mit Ihrer Beschwerde nicht an die einzig zuständige Stelle, nämlich an den Herrn Kommerzienrat selbst?"

„Ich möchte es nicht zur Kündigung kommen lassen — nach dreißig Jahren treuer, rechtschaffener Arbeit. Nein, dann gehe ich schon lieber aus eigenem Entschluß. Die Alten müssen den Jungen das Feld räumen, das ist ja wohl so der Lauf der Welt." Ohne auf eine Antwort zu warten, hastete er aus dem Zimmer.

Mit einem Seufzer wandte sich der Zurückgebliebene nach dem Hintergrund des Gemaches, wo Marianne Langerhans ruhig wartend stand. Sie war schon dagewesen, als der Prokurist eintrat. Und in der Annahme, daß es sich um eine gleichgültige geschäftliche Besprechung zwischen den beiden Herren handeln solle, war sie geblieben. Nun, da sie Volckers Blick begegnete, sagte sie mit einem Achselzucken: „Sie müssen es tragen, Reinhard! Das sind Widerwärtigkeiten, die keinem erspart bleiben."

„Aber solche Szenen wiederholen sich seit der Abreise des Kommerzienrats beinahe täglich. Und wenn ich mich noch schuldig wüßte! Aber in Wahrheit hat der alte Herr bei dem Chef keinen wärmeren Fürsprecher als mich."

„Sie gelten ihm als Widersacher, weil Sie ihm die feindliche Jugend verkörpern und weil Sie Klemens Steinsdorffs Vertrauen genießen. Das verzeiht er Ihnen nicht. Und darum würde er Ihnen unbedenklich das Schlimmste antun, wenn er die Möglichkeit dazu hätte."

„Oh, so weit geht seine Abneigung doch wohl nicht. Und er tut mir leid. Ich habe seinem ehrwürdigen Alter vielleicht in der Tat nicht immer gebührend Rechnung getragen; ich werde künftig seine Empfindlichkeit noch vorsichtiger schonen als bisher. Aber nun zu unseren Briefen, liebe Marianne! Ein Glück, daß es wenigstens zwischen uns keine Meinungsverschieden-

heiten gibt. Die würden mir jedenfalls näher gehen als die grundlosen Einbildungen des Herrn Suterland."

„Da ist ein großer Unterschied. Ich bin doch nur Ihre Untergebene."

„Wollen Sie etwa auch in der Tonart anfangen?" fragte er lachend. „Ich würde mich als Ihr Vorgesetzter gar nicht sehr behaglich fühlen; denn in geschäftlichen Dingen sind Sie neunmal gescheiter als ich."

„Diesen schönen Wahn will ich Ihnen nicht zerstören," sagte auch sie mit einem Lächeln. Sie hatte in diesen vier Jahren gelernt, heiter und unbefangen zu lächeln, und auch in anderen Äußerlichkeiten war allgemach eine recht vorteilhafte Veränderung mit ihr vorgegangen. Ihre Gestalt hatte sich gerundet; ihre Wangen waren nicht mehr so schmal und hager wie zur Zeit ihrer ersten Begegnung mit Volcker. Wenn ein Schimmer von Fröhlichkeit über ihr Gesicht ging, konnte man sie wohl hübsch nennen. Aber solche Augenblicke kamen freilich nicht allzuoft. Und noch immer schien sie älter, als sie war.

Das galt, wenngleich in anderem Sinne, auch für Reinhard Volcker. Hatte er mit vierundzwanzig fast wie ein Zwanzigjähriger ausgesehen, so machte er jetzt trotz der Kürze der dazwischenliegenden Zeitspanne durchaus den Eindruck eines gereiften Mannes. Eine ruhige Selbstsicherheit, die doch nichts von Hochmut und Überhebung hatte, offenbarte sich in seiner Haltung wie in seiner Redeweise; aus seinen Augen aber leuchteten Gesundheit und strotzende Lebenskraft.

Eine Viertelstunde über die festgesetzte Bürozeit hinaus währte seine Besprechung mit Marianne. Dann trennten sie sich mit der freundlichen Erklärung Volckers,

daß er sich für den kommenden Sonntagnachmittag zum Tee ansage.

Der junge Redakteur lenkte seine Schritte zur Wohnung des Oberleutnants v. Heldringen. Der hatte ihn heute nicht erwartet und war desto augenfälliger erfreut über sein Erscheinen. Bei rasch herbeigeschafftem Bier und einer guten Zigarre machten sich's die Freunde in dem behaglichen Junggesellenzimmer bequem.

„Hast du Nachrichten von meinem Onkel?" fragte Heldringen im Lauf der Unterhaltung, und Volcker nickte.

„Darum hauptsächlich bin ich hier. Der Kommerzienrat schreibt, daß er wahrscheinlich schon an einem der nächsten Tage eintrifft. Und ich bin sehr froh darüber. Denn wenn auch die Maschine weiterläuft, ohne ihn fehlt's doch an allen Ecken und Enden."

„Da redet aus einem gewissen jungen Manne wieder mal die falsche Bescheidenheit. Um das zu glauben, müßte ich nicht erst vor etlichen Wochen von dem alten Herrn dein Lob in wahren Hymnentönen gehört haben. Wenn man sich auf sein Urteil verlassen darf, bist du ein Genie als Buchhändler, Redakteur, Schriftsteller, Politiker und ich weiß nicht, was sonst noch. Manchmal begreife ich es gar nicht, daß du mich armen, unwissenden Leutnant überhaupt noch deines Umgangs würdigst."

„Gut, daß man dich nicht immer ernst zu nehmen braucht, mein teurer Heldringen! Aber du hast noch nicht alles gehört, was ich dir Erfreuliches mitzuteilen habe. Und es ist etwas dabei, was dir ein ganz besonderes Vergnügen bereiten wird."

„Ist es möglich: die Damen kommen auch mit? Die Tante — und Traute? Schon jetzt?"

„Ja. Der Herr Kommerzienrat schreibt, seine Gattin

könne die Trennung von ihrem Heim nicht länger ertragen. Und da die Ärzte sie für vollkommen hergestellt erklärt haben, wolle sie mit der Rückkehr nicht bis zum Sommer warten."

„Sehr begreiflich, nachdem sie fast volle zwei Jahre im Süden und in allerlei langweiligen Bädern aushalten mußte. Aber du hast recht: etwas Vergnüglicheres hättest du mir wahrhaftig nicht erzählen können."

Volcker lächelte schalkhaft. „Ich wußte ja, mit wie glühender Verehrung du an deiner Frau Tante hängst."

„Tu' ich auch — aber eigentlich dachte ich zunächst an jemand andern. Ich glaube, du kennst sie noch gar nicht."

„Wen? Fräulein Traute Steinsdorff? Doch! Ich hatte bereits das Vergnügen."

„Sooo?" machte der Oberleutnant ungläubig. „Wann sollte denn das gewesen sein? Es waren doch im verflossenen Oktober schon vier Jahre, daß sie nach Lausanne in die Dressuranstalt gekommen ist. Und von da ist sie mit ihrer Mutter geradeswegs nach dem Süden gegangen. Wenn ich nicht in den letzten Sommern nach dem Manöver mit den Damen zusammengetroffen wäre, würde ich wahrscheinlich selber nur noch eine ganz nebelhafte Erinnerung an mein kleines Bäschen haben."

„Trotz alledem rühme ich mich, die junge Dame schon gesehen zu haben. Das war damals, als sie um den Tisch herumlief und feierlich erklärte, daß sie sich niemals von einem Leutnant küssen ließe, wenigstens nicht unter vier Augen."

Heldringen überlegte. „Ach ja, — jetzt glaube ich mich zu besinnen. Aber daß du dieser unbeholfene junge Mensch gewesen bist, der uns damals belauschte — das ist mir in der Tat ganz neu. Wahrscheinlich hatte ich

dich nur flüchtig angesehen. Übrigens — wenn du sie zu kennen glaubst, weil sie als vierzehnjähriges Backfischchen mal an dir vorbeigehuscht ist, so bist du gewaltig auf dem Holzweg."

„Daß sich junge Mädchen zwischen vierzehn und achtzehn meist zu ihrem Vorteil verändern, ist eine alte naturgeschichtliche Erfahrung."

„Aber als Erklärung für den vorliegenden Fall nicht ganz erschöpfend. Na, du wirst ja selbst sehen. Und ich wette, daß du bei ihrem Anblick an alles andere eher denkst als an Naturgeschichte oder ähnlichen Unsinn. Warte mal: im Bilde wenigstens kann ich sie dir auf der Stelle vorführen."

Er zog ein Fach seines Schreibtisches auf, das ganz mit Photographien zumeist weiblicher Wesen gefüllt war, und streute die Bilder über den Tisch. Dabei schob sich eines dicht an Volckers Bierglas, so daß er kaum vermeiden konnte, es anzusehen. Und wie geistesabwesend starrte er nach dem ersten flüchtigen Blick darauf hin. War das nur eine wunderbare Ähnlichkeit oder war es Reta Martiny selbst? Konnte es diese Augen, diesen Mund, dieses Lächeln noch einmal geben? Zögernd drehte er das Bild näher zu sich heran, und jetzt gab es keine Möglichkeit eines Irrtums mehr. Sie selbst — und doch nicht mehr dieselbe! Mit aller unbewußten Holdseligkeit, aller rührenden Anmut und ahnungslosen Reinheit eines Kindes trug er ihr Bild in der Seele. Dies schöne, lächelnde Weib mit den wissenden Augen mochte bestrickend, verführerisch sein; doch von dem unbeschreiblichen Zauber, den er einst bei ihrem Anblick empfunden, sprach aus diesem Bilde nichts mehr zu Reinhard Volckers Herzen.

„Der Himmel weiß, an welchem allerbesten und

allersichersten Ort ich Trautes Bild nun wieder verwahrt habe," sagte Heldringen, nachdem er bis auf den Boden der Schublade gelangt war. „Im Augenblick kann ich es jedenfalls nicht finden."

„Bemühe dich nicht, Liebster, da ich ja binnen kurzem den Vorzug haben werde, das Original selbst zu sehen. Aber sage mir doch: wer ist diese Dame?"

„Die? Erkennst du sie nicht? Es ist die schöne Marga Larssen, für die während eines Winters — es können auch zweie gewesen sein — die ganze Welt geschwärmt hat. Hast du denn den ‚Teufelswalzer' nicht gesehen?"

„Nein. Und du mußt dich da in einem Irrtum befinden. Eine Marga Larssen kann das unmöglich sein."

„Nicht? Und wer wäre es sonst?"

„Ein junges Mädchen, das ich vor etwas mehr als vier Jahren auf der Bühne eines hiesigen Varietés als Tänzerin gesehen habe."

„Kann schon stimmen. Es hieß, daß sie eine schlechte Artistin gewesen sei, bevor sie als Schauspielerin entdeckt wurde."

„Aber der Name? Jene junge Dame hieß Reta Martiny."

„Nun, und was weiter? Reta war vermutlich eine ebenso schauderhafte Verunzierung des schönen Vornamens Margarete, als Marga eine Verstümmelung davon ist. Und Larssen ist oder war eben der Name ihres Gatten."

„Ihres Gatten? Sie ist verheiratet?"

„Gewiß. Wenn ich nicht sehr irre, sogar schon zum zweitenmal."

„Unmöglich!" fuhr es Volcker halb gegen seinen Willen heraus. „Es ist ganz unmöglich, Heldringen."

„Du bist ein wunderlicher Heiliger. Weshalb, in aller Welt, sollte es denn so ganz unmöglich sein? Ich für meine Person kann nichts Verwunderliches dabei finden; denn ich glaube, es ist ein mindestens ebenso großes Vergnügen, von der Dame geschieden zu werden, als es eine Wonne sein muß, sie zu heiraten."

„Geschieden — sagst du? Das heißt: es handelt sich dabei um eine bloße Vermutung, nicht wahr?"

„Dabeigewesen bin ich allerdings nicht, als die Scheidung ausgesprochen wurde. Erzählt aber hat man mir's bestimmt. Und ich halte es auch für höchst wahrscheinlich. Denn es soll ja eine Liebesheirat gewesen sein. Der Herr Larssen war nämlich derselbe Schauspieler, mit dem sie den schauerlichen ‚Teufelswalzer' mimte. Ein sogenannter schöner Mann und ein verzweifelt widerwärtiger Kerl."

Volcker fragte nicht weiter, aber er blieb für den Rest des Abends ein ungewöhnlich schweigsamer und zerstreuter Gesellschafter. Als er den Heimweg antrat, stand er unter dem Druck einer schmerzlichen Enttäuschung, vor allem über die Tiefe und Stetigkeit seines eigenen Empfindungslebens. Wie oft in diesen langen vier Jahren hatte er sich die Möglichkeit einer Wiederbegegnung mit Reta ausgemalt! Und wie leuchtend waren jedesmal die Farben dieses Bildes gewesen! Und nun? War dies denn nicht auch ein Wiederfinden gewesen? Warum hatte sich beim Anblick ihres Bildes das wonnige Erschauern nicht eingestellt, das sonst ein bloßes Erinnern noch immer hatte durch seinen Körper rieseln lassen? Warum spürte er eine so seltsame Kälte und Leere in seinem Herzen? Die Vorstellung, daß sie sich einem anderen zu eigen gegeben, daß sie jetzt vielleicht schon einem dritten gehörte — diese Vorstellung konnte

es doch nicht sein, die das bewirkte. Denn er hatte sie längst verloren gegeben und war doch sicher gewesen, sie noch immer zu lieben. Nun aber hatte er diese Sicherheit nicht mehr. Seine Seele war voll Traurigkeit wie nach einem großen Verlust. Aber es war eine stille, sanfte Traurigkeit ohne alle brennende Schärfe.

Während der beiden ersten Jahre seiner Tätigkeit im Hause Steinsdorff war Reinhard Volcker mit der Gattin des Kommerzienrats nur selten und flüchtig in persönliche Berührung gekommen. Denn abgesehen davon, daß engere Beziehungen zwischen ihm und dem allgewaltigen Chef der Firma damals noch nicht bestanden hatten, war wegen der zunehmenden Kränklichkeit der Frau Hedwig Steinsdorff der gesellige Verkehr des Ehepaares während jener beiden Jahre auf einen Kreis von wenigen Freunden beschränkt geblieben.

Das war nun ganz anders geworden. Doktor Reinhard Volcker stand auf einem hohen und verantwortlichen Posten. Er galt allgemein als die „rechte Hand" des Kommerzienrats und wurde von ihm trotz des Altersunterschiedes mehr als Freund denn als Untergebener behandelt. Es war also unausbleiblich, daß sich daraus für Reinhard auch ein näheres gesellschaftliches Verhältnis zu den Damen des Hauses ergab.

Frau Hedwig war von ihrer langwierigen und nicht unbedenklichen Krankheit vollständig genesen. Sie sah viel hübscher und jugendlicher aus als vor vier Jahren und schien durchaus gewillt, ihre schönen Empfangsräume wieder zu jener Stätte einer frohen und anregenden Geselligkeit zu machen, die sie in vergangenen Zeiten gewesen waren. Dazu kam, daß die nahezu neunzehnjährige Tochter nach Sitte und Herkommen nunmehr

berechtigten Anspruch auf jene gesellschaftlichen Vergnügungen erheben durfte, die ihrer lebensfrohen Jugend angemessen waren. Und es zeigte sich sehr bald, daß gerade ihre Person ein sehr anziehungskräftiger Magnet namentlich für die jüngeren Herren des Steinsdorffschen Umgangskreises geworden war.

Es konnte nicht wohl anders sein; denn der zierliche Backfisch von ehedem war als eine ausnehmend hübsche und reizvolle junge Dame zurückgekehrt. Ihre schmächtige Mutter um beinahe Hauptes länge überragend, war Traute während dieser Entwicklungszeit dem Vater noch um vieles ähnlicher geworden. Mit der Übersetzung seiner männlichen Schönheit in das weiblich Anmutige hatte die Natur in Wahrheit ein kleines Meisterstück zustande gebracht. Als Reinhard Volcker ihr bei der ersten förmlichen Vorstellung gegenüberstand, fand er von seinem Erinnerungsbilde eigentlich nichts mehr wieder als die glänzenden braunen Augen, die ihn einst mit einem Blick voll Verwirrung und Unmut angestarrt hatten. Sie waren ihm gut im Gedächtnis geblieben, und er konnte darum jetzt kaum überrascht sein von ihrer ausdrucksvollen Schönheit. Aber der Blick, den sie ihm vergönnten, war freilich von einer ganz anderen Art; er war kühl und gleichgültig, ja, wie ihm scheinen wollte, fast hochmütig ablehnend, wie die ganze Art ihres Benehmens. Gewiß war sie gleich ihrer Mutter von vollkommenster Höflichkeit gegen den neuen Bekannten, den der Kommerzienrat mit einigen sehr herzlichen und für Volcker höchst schmeichelhaften Worten seinen Damen gebracht hatte. Aber hinter dieser Höflichkeit barg sich doch eine Gemessenheit und Kälte, die Volcker deutlich genug empfand, um dadurch von vornherein auch sein eigenes Verhalten bestimmen zu

lassen. Er fühlte, daß er hier nicht auf dasselbe Wohlwollen zu rechnen habe, das sein verehrter Chef ihm so unzweideutig entgegenbrachte. Und um nichts in der Welt hätte er versucht, sich aufzudrängen, wo man eine Annäherung offenbar nicht wünschte.

Er verhehlte sich nicht, daß ihn diese verschleierte Ablehnung schmerzte. Namentlich, soweit er sie in dem Benehmen des jungen Mädchens wahrzunehmen glaubte; denn es war sicherlich etwas sehr Schönes und Köstliches, Traute Steinsdorffs Freundschaft zu besitzen. Auch ohne die begeisterten Äußerungen Heldringens wäre er zu dieser Überzeugung gelangt, nachdem er ihr bei größeren gesellschaftlichen Veranstaltungen im Steinsdorffschen Hause einige Male begegnet war. Ihre Liebenswürdigkeit hatte nichts Anerzogenes und Gemachtes. In der Heiterkeit wie im Ernst, immer offenbarte sich in ihrem Wesen eine schöne Herzenswärme, die mit einem Lächeln oder mit einem Wort zu gewinnen wußte. Im leichten Gespräch, wie in tiefer schürfender Unterhaltung, immer gab sie sich ohne jede Pose und ohne jede Gefallsucht; sie suchte nicht zu erheucheln, was sie nicht besaß, suchte nicht klüger zu erscheinen, als sie war, und nicht gefühlseliger, als es ihrer blühenden körperlichen und seelischen Gesundheit entsprach. Von den beiden Fehlern, die in Volckers Augen einem Menschen am meisten schadeten, von Oberflächlichkeit und Unaufrichtigkeit, war sie jedenfalls vollständig frei. Er wäre glücklich gewesen, ihr freundschaftliches Vertrauen zu gewinnen. Die unsichtbare Schranke aber, die sie gleich in der ersten Stunde mit offenkundiger Absichtlichkeit zwischen sich und ihm aufgerichtet, hatte ihm von vornherein jede Hoffnung darauf genommen.

So stellte er denn sein Benehmen auf strengste ge-

sellschaftliche Form und würdevolle Bescheidenheit ein. Weil es ihm lächerlich erschienen wäre, wenn er etwa hätte den Gekränkten spielen wollen, leistete er den Einladungen Folge, die jedesmal auch an ihn ergingen, wenn sich die gastlichen Pforten des Steinsdorffschen Hauses zu einer größeren geselligen Veranstaltung öffneten. Aber er vermied es beinahe ängstlich, sich in den engeren Kreis zu drängen, der das gefeierte Haustöchterchen umgab. Und wo er dem Gespräch mit ihr nicht ausweichen konnte, ging auch er über die Grenzen einer wohl abgemessenen Artigkeit niemals hinaus.

Nach einer Erklärung ihres Verhaltens suchte er nicht. Sie schien ihm hinlänglich gegeben durch die Tatsache, daß er doch am Ende nur ein bezahlter Angestellter ihres Vaters war, und daß ihre Mutter sie offenbar in der Anschauung erzogen hatte, es könne unter solchen Umständen von einer gesellschaftlichen Gleichberechtigung nicht die Rede sein.

Der Kommerzienrat hatte von der ablehnenden Stellungnahme der Damen seinem erklärten Schützling gegenüber bisher offenbar nichts bemerkt. Er sprach von seiner Tochter hie und da zu Volcker, wie wenn er sicher wäre, daß die allerbesten Beziehungen zwischen ihnen beständen. Aber sein rastlos tätiger Geist war immer viel zu sehr mit weittragenden geschäftlichen und menschenfreundlichen Plänen beschäftigt, als daß er so nebensächlichen persönlichen Dingen hätte eine besondere Beachtung schenken sollen.

Volcker hätte blind sein müssen, um nicht zu sehen, daß Traute ein Gegenstand eifrigsten Werbens für mehr als einen der im Hause verkehrenden jungen Herren geworden war. Er fand das ebenso natürlich um ihrer bestechenden persönlichen Vorzüge wie um des großen

Reichtums willen, der ihr als dem einzigen Kinde ihrer Eltern dereinst zufallen mußte. Jedenfalls war in dieser Hinsicht die Entscheidung bereits gefallen. Daraus, wie sterblich er in seine schöne Base verliebt war, machte Bruno v. Heldringen dem Freunde gegenüber ja kaum noch ein Hehl, wenn er auch selbstverständlich zu wohlerzogen und zu taktvoll war, es in dürren Worten auszusprechen. Und die Art, in der Traute mit ihrem Vetter verkehrte, ließ nach Volckers Überzeugung ebenfalls nur eine einzige Deutung zu. Es herrschte zwischen ihnen jener übermütige, neckisch vertrauliche Ton, der von einem Liebesgetändel kaum noch zu unterscheiden ist. Wo immer es in nicht geradezu auffälliger Weise geschehen konnte, gab sie mit ihren kleinen, harmlosen Gunstbeweisen ihm vor allen anderen den Vorzug, und mit der Offenheit, die all ihren Handlungen eigen war, bekundete sie das Vergnügen, das seine Gesellschaft und seine lustige Unterhaltungsgabe ihr bereiteten.

Daß sie mit ihm beinahe täglich ohne jede andere Begleitung spazieren reiten durfte, war wohl ein Zeichen, daß auch ihre Eltern sich mit dem Gedanken an eine innigere Verbindung der beiden jungen Leute bereits vertraut gemacht hatten. Die Frau Kommerzienrat zumal legte eine große Zärtlichkeit für den hübschen Neffen an den Tag, die sie gewiß zur erfolgreichen Fürsprecherin machte, selbst dann, wenn etwa Klemens Steinsdorff wegen der nahen Blutsverwandtschaft oder aus irgendwelchen anderen Gründen Bedenken hegen sollte.

Ob er den Freund um sein Glück beneidete — ob er es ihm vielleicht gar mißgönnte? Reinhard Volcker würde sich selbst auf das härteste getadelt haben, wenn

er sich jemals auf einer derartigen Empfindung hätte ertappen müssen. Und darum war es wohl gut, daß er sich nicht Rechenschaft gab über die wahre Natur des seltsam stechenden und nagenden Schmerzes, den er verspürte, wenn er inmitten einer heiter und festlich gestimmten Gesellschaft die beiden beobachtete. Er schalt sich wegen dieser törichten Regung, aber er brachte sie einzig auf die Rechnung des Bedauerns über seine eigene unverschuldete Zurücksetzung und über die sichere Aussicht, mit dem Augenblick seiner Verheiratung auch den ihm teuer gewordenen Freund für immer zu verlieren.

Nun waren schon zehn Wochen seit der Heimkehr der Damen vergangen. Die Hochflut der winterlichen Vergnügungen war verebbt, und die letzten Apriltage brachten ein so herrliches Frühlingswetter, daß sich in jedes Großstädters Herz die Sehnsucht nach einer Flucht aus der drückenden Enge des unfruchtbaren steinernen Häusermeeres zu regen begann. An einem dieser Tage war es, als der Kommerzienrat am Ende einer geschäftlichen Besprechung zu Reinhard Volcker sagte: „Nun habe ich noch etwas Neues für Sie, lieber Doktor — eine kleine Überraschung, und hoffentlich keine unangenehme. Haben Sie Lust, meine Damen auf ungefähr eine Woche nach Reimsbach zu begleiten?"

Die erste Empfindung Volckers war die einer lebhaften Bestürzung. So gerne er in dem lieblichen schlesischen Dorfe weilte, in dessen Gemarkung die große Steinsdorffsche Papierfabrik und die ihr angegliederte Arbeiterkolonie gelegen waren, die Vorstellung, mit den beiden Damen, denen seine Gesellschaft ohne Zweifel sehr wenig willkommen war, dorthin zu gehen, verursachte ihm ein mit starker Bangigkeit gemischtes Unbe-

hagen. Aber er durfte natürlich nicht nein sagen, und er fand darum keine andere Antwort als ein verlegenes: „Wenn der Herr Kommerzienrat es so wünschen —"

„Ja. Es gibt da einiges Geschäftliche mit dem Direktor zu ordnen, und ich möchte, daß Sie auch in der Kolonie wieder mal nach dem Rechten sehen. Die Leute führen ja im großen und ganzen ein recht einträchtiges Leben, aber da sie eben auch nur Menschen sind, geht es doch nicht ganz ohne kleine Reibungen und Mißhelligkeiten ab, denen man beizeiten ein Ende machen sollte. Außerdem werden Sie ja wahrscheinlich Verlangen tragen, sich das fertige Kinderheim anzusehen, das im eigentlichsten Sinne des Wortes Ihr Werk ist und das nun schon seit etlichen Wochen seiner Bestimmung dient. Die nächste Monatsnummer unserer Zeitschrift liegt vollständig druckfertig vor, und Sie können darum gerade jetzt hier sehr gut abkommen. Nach der großen Arbeitslast des Winters, die Ihnen namentlich durch meine Vertretung aufgebürdet worden ist, wird Ihnen die kleine Ausspannung hoffentlich gut bekommen."

„Was das betrifft, Herr Kommerzienrat — ich fühle mich durchaus nicht erholungsbedürftig; die Arbeitslast war nicht allzu schwer, und Ihre Vertretung hat ja in der Hauptsache Herr Suterland besorgt."

Klemens Steinsdorff machte eine bezeichnende Handbewegung. „Darüber wollen wir uns doch nichts vormachen, lieber junger Freund! Hätte ich mich allein auf den guten Suterland verlassen müssen, so wäre ich gewiß nicht mitten im Winter so leichten Herzens sechs Wochen lang fortgeblieben. Der alte Herr hat den allerbesten Willen; aber er bleibt mir nachgerade denn doch allzuweit hinter den Anforderungen der Zeit zurück. Man soll von niemand fordern, was er

nicht leisten kann, und ich glaube, daß der Augenblick gekommen ist, wo er sich nach einem arbeitsreichen Leben die wohlverdiente Ruhe gönnen sollte."

Volcker erschrak. „Sie haben doch nicht die Absicht, Herr Kommerzienrat, ihm seine Stellung zu kündigen?"

„Ich gedenke allerdings, seinen Posten für einen anderen freizumachen," erwiderte Steinsdorff lächelnd. „Aber selbstverständlich nicht durch eine Kündigung in der gewöhnlichen Form; das hätte Suterland um mich und mein Haus gewiß nicht verdient. Er soll unter Fortbezug seines vollen Gehalts in den Ruhestand treten. Das ist doch wohl etwas anderes."

„Ohne daß er selbst einen Wunsch nach dieser Veränderung kundgegeben hätte? Ich fürchte, daß er das als eine bittere Kränkung empfände; denn er fühlt sich noch vollkommen rüstig. Und ich erinnere mich in der Tat nicht, daß er bisher jemals durch Alter oder Krankheit in seiner Tätigkeit behindert worden wäre."

„Man kann in voller körperlicher Rüstigkeit am Schreibtisch sitzen und doch bedenkliche Beweise von beginnender Altersschwäche geben. Ich habe die weitestgehenden Rücksichten auf einen langjährigen treuen Mitarbeiter zu nehmen; aber die Ziele meines Hauses dürfen nicht darunter leiden. Warum sehen Sie so niedergeschlagen aus, lieber Doktor? Gerade Sie müssen den neuerungsfeindlichen Eigensinn des alten Herrn oft genug als ein lästiges Hindernis empfunden haben."

„Aber es ließ sich schließlich doch immer mit ihm auskommen. Ich mache kein Hehl daraus, Herr Kommerzienrat, daß ich es aus Billigkeitsgründen tief bedauern würde, wenn Ihr Entschluß wirklich schon ganz unwiderruflich wäre."

„Er ist unwiderruflich," sagte Steinsdorff in jener

bei aller freundlichen Ruhe doch so bestimmten Art, mit der er jeden weiteren Widerspruch abzuschneiden pflegte. „Ich glaube die achtungswerten Beweggründe zu verstehen, die Sie zum Fürsprecher des Herrn Suterland machen. Aber Sie müssen mir schon erlauben, meinen wohlbedachten Vorteil höher zu stellen als Ihre persönlichen Empfindungen. Und nun lassen Sie uns auf unseren Gegenstand zurückkommen: meine Frau fühlt sich nach den gesellschaftlichen Anstrengungen der beiden letzten Monate etwas ermüdet und möchte das prächtige Frühlingswetter benützen, um in der Reimsbacher Villa von ihnen auszuruhen. Meine Tochter aber brennt vor Verlangen, die Kolonie kennen zu lernen, für deren Werden und Wachsen sie früher bei ihrem kindlichen Alter ja noch kein Verständnis haben konnte. Und ich meine, sie könnte dabei keinen besseren Führer und Erklärer haben als Sie."

„Ich stehe selbstverständlich zur Verfügung. Aber ich darf doch wohl das Einverständnis der Damen mit den Anordnungen des Herrn Kommerzienrats voraussetzen."

Steinsdorffs große, durchdringende Augen sahen ihn verwundert an. „Zweifeln Sie etwa an diesem Einverständnis? Was sollten sie denn dagegen einzuwenden haben? Es ist übrigens alles besprochen und abgemacht."

Damit war Volcker jede Möglichkeit genommen, ein weiteres Bedenken zu äußern, und er verbeugte sich in schweigender Zustimmung, als ihn der Kommerzienrat ersuchte, sich auf eine Abreise am Morgen des übernächsten Tages vorzubereiten. Am nämlichen Abend empfing er den Besuch Heldringens. Der Oberleutnant schien etwas verdrießlich, wenn auch bemüht, seine Verstim-

mung hinter allerlei Scherzen zu verbergen. Und nachdem er ersichtlich eine Zeitlang auf eine Mitteilung des anderen gewartet hatte, platzte er plötzlich heraus: „Und von deinem Riesenglück sagst du kein Wort, du Duckmäuser? Bei allen alten Göttern, Mensch, wenn ich in deiner Haut steckte, ich wüßte mich vor Vergnügen gar nicht zu lassen."

„Denkst du dabei an die mir anbefohlene Reise nach Reimsbach, Bruno?"

„An was sonst sollte ich denken? Aber ‚anbefohlene Reise' klingt reichlich undankbar, mein Lieber! Daß mein Onkel die Absicht gehabt hat, dir damit eine Freude zu machen, liegt doch auf der Hand."

„Ich habe es auch in diesem Sinne aufgefaßt und weiß die Freundlichkeit des Herrn Kommerzienrats nach ihrem ganzen Werte zu würdigen. Es ist nicht Undankbarkeit, wenn ich das Vergnügen trotzdem neidlos jedem anderen gönnte."

„Ja, warum denn nur? Du mußt verteufelt anspruchsvoll sein, Doktor, wenn dir nicht einmal diese Reisegesellschaft genügt."

„Daß es nicht so gemeint ist, brauche ich dir nicht erst zu sagen. Aber ich fürchte, daß die Damen mich nur sehr ungern als Begleiter annehmen."

Heldringen machte ein ernstes Gesicht. Und es war bezeichnend genug, daß er, anstatt zu widersprechen, eine kleine Weile stumm vor sich hin sah. Endlich sagte er: „Um ganz ehrlich zu sein, Volcker, wie es sich unter guten Freunden geziemt — ein bißchen was Wahres könnte schon in dieser Befürchtung stecken. Wenigstens was meine kleine Base betrifft. Aber du darfst um des Himmels willen nicht verraten, daß ich dir eine solche Andeutung gemacht habe. Sie hat ja selber den

Wunsch, ihren Vater nichts davon merken zu lassen, daß sie —"

„Daß sie eine starke Abneigung gegen mich empfindet. Sprich es nur getrost aus. Ich hätte ja blind sein müssen, um es nicht zu bemerken."

„Na, ganz so arg ist es wohl nicht. Aber sie muß wohl gegen dich etwas haben. Ahnst du nicht, was es sein könnte, Liebster?"

„Ich bin in ihren Augen ein aufdringlicher Angestellter oder etwas dergleichen. Das verstehe ich ganz gut."

„Nein, nein — keine Ungerechtigkeiten! Traute ist nicht aus dem Holze geschnitzt, auf dem Dünkel und Überhebung wachsen. Sie hat sich ja gegen mich mit keiner Silbe darüber ausgesprochen; aber ich glaube doch eine Spur gefunden zu haben, mit deren Hilfe man auf den Ursprung ihrer Voreingenommenheit kommen könnte. Hast du mal was mit dem alten Suterland gehabt, Doktor?"

„Nein. Es ist möglich, daß er mir nicht sehr wohlgesinnt ist; aber ich habe ihm keinen Anlaß dazu gegeben."

„Na, ich will mich nicht in deine geschäftlichen Angelegenheiten einmischen. Wenn du sagst, daß du ihm nichts getan hast, wird es wohl stimmen; aber er scheint dir in der Tat nicht sehr wohlgesinnt zu sein. Und seine Tochter hat während der letzten Jahre in einem ständigen Briefwechsel mit Traute gestanden."

„Ah!"

„Jetzt geht dir eine Bogenlampe auf — wie? Aber Verschwiegenheit, wenn ich bitten darf; ich will nicht als Kaffeeschwester dastehen. Fräulein Suterland ist Trautes erste Klavierlehrerin gewesen und hat wahrscheinlich ihre guten Gründe gehabt, die dadurch ge-

schaffenen Beziehungen nicht wieder einschlafen zu lassen. Gewisse Andeutungen meiner Cousine lassen mich vermuten, daß in den Briefen der ältlichen Jungfrau zuweilen auch von dir die Rede gewesen ist. Und es ist nicht ausgeschlossen, daß sie bei dem Besuch, den Traute ihr nach der Heimkehr gemacht hat, in ihren Mitteilungen über dich noch etwas ausführlicher geworden ist. Es ist ja bloß eine Annahme, und ich kann mich täuschen. Aber es sollte mich freuen, wenn ich dir damit einen Fingerzeig gegeben hätte, in welche Richtung deine Bemühungen gehen müssen."

„Ich bin dir sehr dankbar, Bruno; aber ich weiß nicht, um was ich mich bemühen sollte."

„Darum, dich bei Traute in das richtige Licht zu setzen. Ich habe es ja schon versucht, als mir ihr sonderbares Verhalten gegen dich auffiel. Aber sie hat sich auf keine Erörterung eingelassen, und man kann einen Menschen doch nicht verteidigen, wenn man nicht weiß, wessen er angeklagt ist."

„Du meinst es gut, Heldringen, aber du verkennst meine Lage. Es ist mir gewiß sehr schmerzlich, das Wohlwollen des Fräulein Steinsdorff nicht zu besitzen, aber ich muß mich damit abfinden, und ich sehe nicht die geringste Veranlassung, mich um etwas zu bemühen, das zu gewähren oder zu verweigern durchaus im Belieben der jungen Dame steht."

„Meine Verbeugung vor deinem Mannesstolz! Daß ich ihn nicht recht verstehe, ändert nichts an meiner Bewunderung. Und wenn ich ein krasser Selbstsüchtler wäre, müßte ich mich sogar darüber freuen."

„Freuen? Weshalb?"

„Weil ich dich nach dieser Erklärung nicht mehr so glühend um den Vorzug der Reimsbacher Reise zu be-

neiden brauche. Unter uns, Doktor: wenn es sich um einen anderen gehandelt hätte als gerade um dich, wäre mir die Sache keineswegs ganz gleichgültig gewesen. Aber daß man dir unbesorgt auch das allerschönste junge Mädchen anvertrauen darf, weiß ich ja längst."

„Ist das nun eine Schmeichelei oder das Gegenteil, Heldringen?"

„Das kommt auf den Standpunkt an, den man zu der großen Frage ‚Mann und Weib' einnimmt. Deine Unempfindlichkeit gegen das schöne Geschlecht ist gewiß eine Tugend — aber eine beklagenswerte. Und du solltest dich ernstlich bemühen, sie abzustreifen."

„Woher nimmst du eigentlich die Überzeugung von meiner Unempfindlichkeit? Hältst du es für ganz undenkbar, daß auch ich ein Mädchen lieben könnte?"

„Bis zu dem Beweise des Gegenteils, allerdings. Ich kenne dich doch nun schon eine hübsche Zeit und habe mir das Vergnügen gemacht, dich zu beobachten, so oft in meinem Beisein die Versuchung an dich herangetreten ist. Aber ich habe dich noch niemals schwach gesehen."

„Es war wohl kein großes Verdienst dabei, denn ich habe von den erwähnten Versuchungen gar nichts bemerkt. Aber hast du nicht schon an dir selbst die Erfahrung gemacht, daß man durch eine große und tiefe Liebe gewappnet sein kann gegen jede Verführung?"

„Ja — gewiß! Sintemalen ich mich zurzeit in dieser glücklichen Lage befinde. Aber daß dies die Ursache deiner Unnahbarkeit sein könnte, ist mir bis jetzt, offen gestanden, nie in den Sinn gekommen. Du hast dein Herzensgeheimnis eben mit einem gar zu undurchdringlichen Schleier umgeben. Aber mein Glückwunsch kommt ja, wie ich annehme, noch zur rechten Zeit."

„Du irrst. Für einen Glückwunsch ist kein Anlaß

gegeben; meine Liebe gehört einer fernen Vergangenheit an. Sie war nichts als ein Jünglingstraum, der längst zerronnen ist. Ein Traum, und nach deiner Auffassung wahrscheinlich eine große Torheit."

„Das sind ja höchst seltsame Geständnisse, Doktor! Ist es sehr unbescheiden, nach Einzelheiten zu fragen?"

„Es ist nichts zu verheimlichen, und im Grunde auch nichts zu erzählen. Ich war ein lebensfremder junger Mensch, als mir der Zufall ein weibliches Wesen in den Weg führte, das für mich die Verkörperung aller Holdseligkeit, Anmut und mädchenhaften Reinheit war. Sie war die erste, die ich geliebt habe, und sie ist die einzige geblieben."

„Bis heute. Aber was ist denn aus dieser ersten Liebe geworden? Hat sie vielleicht ein übles Ende genommen?"

„So kann man es kaum nennen. Das junge Mädchen ist eben meinem Gesichtskreise wieder entschwunden, und sie ist, wie ich vor kurzem zufällig erfuhr, später die Frau eines anderen geworden."

„Das nennst du kein übles Ende? Höre, Doktor: in Liebessachen bist du, wie es scheint, von einer geradezu rührenden Bescheidenheit. Vorausgesetzt, daß sie von dir nicht den Laufpaß bekam, hat sie dir doch mit ihrer Verheiratung schlankweg die Treue gebrochen."

„Nein; denn sie war zu nichts verpflichtet. Du stellst dir die Dinge offenbar anders vor, als sie waren. Das Mädchen war blutjung, eben sechzehn geworden, und sie war eine Künstlerin."

„Schauspielerin?"

„Nicht eigentlich. Sie trat auf der Bühne eines Variétés als Tänzerin auf, und ich bin ihr nur dreimal begegnet. Bei unserem letzten kurzen Zusammentreffen

kam es allerdings zu einer Erklärung — oder zu etwas, das für mich gleichbedeutend mit einer Erklärung war. Aber ich konnte in meiner damaligen Lebenslage nicht daran denken, sie durch ein Verlöbnis oder auch nur durch ein Versprechen an mich zu binden. Das schrieb ich ihr pflichtgemäß nach jenem letzten Zusammentreffen."

„Und daraufhin hat sie nichts mehr von sich hören lassen?"

„Nein."

Nachdenklich blickte Heldringen den Rauchwölkchen seiner Zigarette nach. Dann sagte er: „Daß du zur Zeit dieses ersten Liebesromans reichlich lebensfremd gewesen sein mußt, leuchtet mir nach dem geschilderten Verlauf der Handlung vollständig ein. Allein den Glückwunsch nehme ich nicht zurück. Nun schon gar nicht. Es hätte ja ein schreckliches Mißgeschick aus der Geschichte entstehen können."

„Ein Mißgeschick? Ich weiß nicht, was du dir darunter denkst."

„Na, stell dir das doch gefälligst vor: du und Marga Larssen! Ich danke."

Unwillkürlich hatte Volcker den Kopf zur Seite gewendet. „Wie kommst du auf den Namen, Bruno?" fragte er unsicher.

„Mensch, ich müßte ja ein Kücken mit Eierschalen sein, wenn ich das nicht erfaßt hätte. Dein Benehmen beim Anblick ihres Bildes war doch sehr verdächtig, und schon damals kam mir die alte Bekanntschaft mit der schönen Marga nicht ganz geheuer vor. Also das war deine erste und einzige Liebe, die große Leidenschaft deines Lebens, die nun, wie du meinst, keine andere mehr aufkommen läßt!"

„Ich habe dir's nicht erzählt, damit du dich darüber

lustig machst, Heldringen! Dafür ist mir's nämlich noch immer zu ernst."

„Obwohl die göttliche Marga inzwischen bereits ihren zweiten Mann genommen hat? Wie ich höre, einen reichen Fünfziger, der sie gehörig unter der Fuchtel hält und sie sogar gezwungen hat, der hehren Kunst zu entsagen."

„Was geht das mich an? Ich habe nicht die Marga Larssen geliebt, wie sie heute sein mag, sondern die Reta Martiny, die ich kannte."

„Und die wahrscheinlich im Grunde ihres Herzens nicht um ein Haar besser war. Höchstens etwas unerfahrener und ungeschickter. Aber ich mache mich nicht über dich lustig. Fällt mir gar nicht ein. Dazu hab' ich dich viel zu lieb. Heute mehr denn je. Ich freue mich bloß, daß es so gut für dich ausgegangen ist; denn es wäre eine Sünde und eine Schande gewesen, wenn du um so etwas hättest dein Leben verplempern müssen. Jetzt hat es ja hoffentlich keine Gefahr mehr. Oder vielleicht doch?"

„Sagtest du nicht eben erst, daß sie wieder verheiratet ist?"

„Allerdings. Ein Hindernis, dem ich keine übergroße Bedeutung beimessen würde, wenigstens bei einer Dame von dem Rufe dieser Schauspielerin. Was mich beruhigt, ist die Tatsache, daß du dich augenscheinlich während der ganzen vier Jahre nicht viel darum gekümmert hast, was inzwischen aus ihr geworden sei. Allzu heiß ist das Verlangen nach ihr also wohl nicht mehr gewesen."

„Ich habe mich selbstverständlich bemüht, etwas über Reta Martinys weitere Schicksale zu erfahren, freilich ganz umsonst. Vielleicht wegen der Änderung ihres

Namens, vielleicht auch, weil ich es zu ungeschickt angestellt hatte."

„Und nun, da es keine besonderen Schwierigkeiten haben würde, ihren Aufenthalt festzustellen?"

„Nun hat diese Feststellung für mich natürlich jeden Anreiz verloren."

„Dem Himmel sei Dank! Und doch möchte ich von ganzem Herzen wünschen, daß dich nicht etwa irgendein niederträchtiger Zufall unversehens mit ihr zusammenführt. Für Leute von deiner Art, die ihre Gefühle jahrelang kalt zu stellen wissen, hat das immer sein Bedenkliches."

Mit einem kleinen Lächeln, das von ruhigster Zuversicht sprach, schüttelte Reinhard Volcker den Kopf. Die Wirkung ihres Bildes hatte ihm ja die Gewißheit gebracht, daß die köstlichen Träume seiner ersten Liebe für immer zerstört und zerstoben waren.

In verlangsamter Fahrt rollte der Zug der schlesischen Gebirgsbahn durch den wunderschönen Frühlingstag seinem nicht mehr fernen Ziele entgegen. Reinhard Volcker fuhr in demselben Durchgangswagen, den auch die Frau Kommerzienrat Steinsdorff und ihre Tochter bestiegen hatten; aber er hatte es so einzurichten gewußt, daß sie seine Nähe nicht als Belästigung empfinden konnten. Er saß in einem Raucherabteil zweiter Klasse, während die Damen für sich und die mitfahrende Zofe ein Abteil der ersten belegt hatten. Dem Kommerzienrat war bei der Verabschiedung diese Anordnung entgangen. Mutter und Tochter aber schienen damit durchaus einverstanden, denn sie hatten Volckers Frage, ob er ihnen auf der Reise irgendwie zu Diensten sein könne, mit einem höflichen Dankeswort abgelehnt und ihn nicht

eingeladen, bei ihnen Platz zu nehmen. Während der ersten Stunden hatte keine von ihnen das Abteil verlassen; als aber Volcker von seinem Fensterplatz aus jetzt zufällig einen Blick durch die in den Verbindungsgang führende offene Klapptür warf, sah er, daß Traute an einem Fenster dieses Ganges stand und mit sichtlichem Anteil in die Landschaft hinausblickte.

Er konnte sie beobachten, ohne daß sie es bemerkte. Und er widerstand der Versuchung nicht. Denn trotz ihres einfachen Reisekleides erschien sie ihm hübscher denn je. Vielleicht war es eine Folge der eigenartigen Beleuchtung, daß ihm ihr Profil heute noch feiner, der Umriß ihrer hochgewachsenen Gestalt noch reizvoller erschien als sonst. Die schmale Hand, die leicht auf der Schutzstange vor dem Fenster ruhte, wäre ihm in ihrer vornehmen Schönheit allein schon der höchsten Bewunderung würdig erschienen.

Einer der Schaffner kam den Gang herauf, und Traute wandte sich an ihn mit einer Frage nach den Namen einiger Berggipfel. Aber der Mann erklärte, daß er die Strecke erst seit einigen Tagen befahre und darum leider keine Auskunft geben könne. Volcker, der jedes Wort der kurzen Unterhaltung gehört hatte, stand nach kurzem Zögern auf und trat auf den Gang hinaus.

„Wenn Sie mir gestatten wollen, Ihnen zu dienen, Fräulein Steinsdorff — ich bin mit der Gegend einigermaßen vertraut. Wir werden sogleich den schönsten Teil der Strecke durchfahren.“

Sie hatte ihm den Kopf auf seine Anrede hin nur halb zugewendet, und wenn ihre Erwiderung auch nicht geradezu unfreundlich war, so klang es doch recht kühl, da sie sagte: „Sie sind sehr liebenswürdig, Herr Doktor,

aber Sie hätten sich nicht in Ihrer Reisebequemlichkeit stören lassen sollen. Es ist ja im Grunde nicht sehr wichtig, ob ich die Namen kenne."

Er ging über die Bemerkung hinweg, als habe sie nichts Verletzendes für ihn gehabt, und begann mit seinen Erklärungen. Seine Vertrautheit mit dem lieblichen Waldenburger Berglande ermöglichte es ihm, ihr alle Höhen und alle Ortschaften zu bezeichnen, an denen sie vorüberkamen. Und er begnügte sich nicht mit einer trockenen Aufzählung von Namen, sondern schmückte seine Erläuterungen mit allerlei charakteristischen Bemerkungen und Hinweisen.

Lange Zeit hörte sie ihm schweigend zu; endlich aber mußte sie doch wohl die Verpflichtung fühlen, ihm zum Dank für sein Bemühen irgend etwas Artiges zu sagen. „Ihre Ortskenntnis ist erstaunlich, Herr Doktor! Wahrscheinlich sind Sie hier zu Hause."

„Nicht in dem Sinne, mein gnädiges Fräulein, daß Schlesien mein Geburtsland wäre. Aber seitdem ich in den letzten Jahren durch die Güte Ihres Herrn Vaters wiederholt Wochen oder sogar Monate hier zubringen durfte, ist mir der schöne Erdenfleck fast so teuer geworden wie meine wirkliche Heimat. Das Herz geht mir jedesmal auf, wenn die Kette des Riesengebirges mich aus der Ferne grüßt."

„Sie sind wahrscheinlich noch nicht viel oder weit gereist?"

„Nein. Wenn ich auch immerhin einige der meistgepriesenen Naturschönheiten des südlichen Deutschlands und der Schweiz habe kennen lernen dürfen."

„Und trotzdem können diese bescheidenen Reize so stark auf Sie wirken? Der Schwarzwald, das bayerische Gebirge oder die Alpen — sind sie nicht unvergleichlich

viel schöner als das anspruchslose schlesische Bergland?"

„Das hängt wohl allein vom Geschmack oder besser von der Stimmung des Beschauers ab. Es geht uns eben mit einer Landschaft wie mit einem Kunstwerk. Die Großartigkeit ist in dem einen Fall ebensowenig das Entscheidende für die Wirkung, wie etwa das Maß des aufgewendeten Talents in dem anderen. Ich bin vollständig kalt geblieben inmitten der Hochgebirgswelt der Berner Alpen und innerlich unbewegt vor manchem hochgepriesenen, unsterblichen Meisterwerk der Malerei oder der Plastik. Auch Ihnen ist es ja sicherlich schon geschehen, Fräulein Steinsdorff, daß ein kleines, unscheinbares Bildchen, eine schlichte Melodie oder eine stille, liebliche Landschaft unmittelbarer und inniger zu Ihrem Herzen gesprochen hat als ein prächtiges Gemälde, ein genialisches Musikwerk oder eine hochromantische Naturszenerie."

„Vielleicht. Die augenblickliche Stimmung mag da in der Tat das Entscheidende sein. Aber ich kann es im allgemeinen nicht als ein günstiges Zeugnis für den Geschmack und den geistigen Wert eines Menschen ansehen, wenn nur das Kleine, Unbedeutende, leicht zu Erfassende bei ihm auf eine verständnisvolle Stimmung stößt."

Volcker nahm auch diesen durch nichts herausgeforderten Hieb ohne Gegenwehr hin. Das Lächeln, das flüchtig um seine Mundwinkel spielte, hatte nichts Boshaftes, und ruhig sprach er weiter: „Was mich an das niederschlesische Bergland fesselt und mich immer wieder zu ihm hinzieht, sind übrigens nicht allein seine waldigen Höhen und seine anmutigen, quellenreichen Täler, sondern es sind auch — und vielleicht vor allem

anderen — die Menschen, die in diesen Tälern wohnen. Es ist ein Schlag, wie ich gewinnender noch keinen gefunden habe."

„Die Bauern — meinen Sie?"

„Nicht die Dorfbewohner allein. Auch bei den Handwerkern und Geschäftsleuten der kleinen Städte, in die mich von Reimsbach aus sehr oft mein Weg geführt hat, sowie bei den einheimischen Arbeitern der Fabrik bin ich fast durchweg demselben liebenswürdigen Volkscharakter begegnet."

„Sie sind, wie es scheint, ein sehr guter Beobachter, Herr Doktor, und ein sehr wohlwollender Beurteiler," sagte Traute mit einem fühlbaren Unterton von Spott. „Und worin bestehen diese liebenswürdigen Eigenschaften, die Sie den Leuten nachsagen?"

„In ihrer Warmherzigkeit und einer daraus entspringenden natürlichen Heiterkeit des Gemüts. Zum guten Teil auch in einer geistigen Beweglichkeit, die sie zu ihrem Vorteil von vielen anderen Landbewohnern unterscheidet. Vor allem aber in ihrer Geradheit, Ehrlichkeit und Offenheit, die es mir immer zu einer aufrichtigen Freude gemacht haben, mit ihnen zu verkehren."

Zum erstenmal hatte Traute ihm ihr Gesicht voll zugekehrt, und er war aufs äußerste überrascht von dem strengen, fast zornigen Blick, mit dem sie ihn ansah. „Sie haben recht, Herr Doktor, sich zum Lobredner Ihrer schlesischen Freunde zu machen; denn Offenheit und Ehrlichkeit sind Tugenden, die man gar nicht hoch genug einschätzen kann. Besonders deshalb, weil man sie so selten antrifft. Am seltensten vielleicht gerade bei denen, die ihr selbstsüchtiges Strebertum hinter bestechender Liebenswürdigkeit und erheucheltem Freimut zu ver-

stecken wissen. Ich danke Ihnen für Ihre Freundlichkeit. Es war mir eine sehr lehrreiche halbe Stunde."

Sie neigte den Kopf und trat in ihr Wagenabteil zurück. Reinhard Volcker aber, als er wieder in seiner Ecke saß, zermarterte sein Gehirn vergebens mit der Frage, was ihm nun eigentlich die Feindschaft dieses schönen, klugen und für alle anderen so gütigen Mädchens zugezogen haben könne. Denn daß es sich hier um eine wirklich feindselige Gesinnung handle, war ihm jetzt außer allem Zweifel. Nicht nur die harten, scharfen Worte, die ihre schneidende Spitze so unzweideutig gegen ihn richteten, hatten es ihm bewiesen, sondern auch der unmutige Ausdruck ihrer Züge und vor allem der Ton ihrer letzten Rede. Dafür fehlte ihm jede Erklärung. Was auch immer der alte Suterland oder seine Tochter ihm nachgesagt haben mochten, eine so tiefgehende Abneigung, ein so zorniges Bedürfnis nach schroffster Abwehr konnte es unmöglich rechtfertigen. Er war sich keines Unrechts, nicht einmal des kleinsten gesellschaftlichen Verstoßes bewußt. Diese vollkommene Reinheit seines Gewissens hätte in jedem anderen Fall hingereicht, ihn leichten Herzens über das Unerklärliche in dem Benehmen eines ihm widrig gesinnten Menschen hinweggehen zu lassen. Hier aber wurde es ihm so leicht wahrlich nicht. Nicht beleidigt fühlte er sich, sondern schmerzlich verletzt. Er hätte viel, sehr viel darum gegeben, Traute Steinsdorffs unverhohlene Abneigung in eine Empfindung freundlicher Natur verwandeln zu können. Denn die alte Wahrheit, daß Abneigungen auf Gegenseitigkeit zu beruhen pflegen, hier traf sie gewiß nicht zu. Sie hatte für ihn nichts von ihrer Schönheit, ihrer Anmut und all ihren liebenswerten Eigenschaften verloren dadurch, daß sie ihn hochmütig

und abstoßend behandelt hatte, ihn allein unter allen anderen Menschen. Aber es war ihm zumute, als hätte man etwas sehr Schönes und Liebes aus seinem Leben hinweggenommen.

Denn daß dies kurze Gespräch von entscheidender Bedeutung für alle Zukunft war, stand als eine unumstößliche Gewißheit in ihm fest. Für was immer Traute Steinsdorff ihn halten mochte, als einen Zudringlichen sollte sie ihn ebensowenig ansehen dürfen wie als einen Sklaven, der in knechtischer Demut um die Huld seiner ungnädigen Herrin wirbt. Er wollte darauf bedacht sein, ihr künftig noch sorglicher auszuweichen; das war alles, was er tun konnte, wenn er nicht an seiner Selbstachtung Schaden leiden wollte. Und er brauchte wohl nicht daran zu zweifeln, daß sie es ihm leicht machen würde, seinen Vorsatz durchzuführen.

Das kleine Reimsbacher Stationsgebäude war um ein gutes Stück von dem langgestreckten, in ein ziemlich enges Bergtal eingebetteten Dorfe entfernt. Die durch ein Nebengeleise mit dem Bahnnetz verbundene große Papierfabrik lag mit der dazu gehörigen Arbeiteransiedlung außerhalb des Dorfes in einem noch schmaleren, stark ansteigenden Seitental, während sich die Steinsdorffsche Villa, von schön gepflegten Parkanlagen umgeben, weiß schimmernd auf der halben Höhe eines sanft geneigten Berghanges erhob. Hier hatte der Kommerzienrat in früheren Jahren mit Vorliebe die karg bemessenen Ferienwochen verlebt. Seitdem er aber genötigt war, eines nicht ganz zu mißachtenden Leidens wegen alljährlich eine Badekur zu gebrauchen, kam er nur noch selten zu kurzem Aufenthalt nach Reimsbach. Trotzdem war die Villa jederzeit zur Aufnahme der

Familie bereit, und sie hätte mit ihrer großen Zahl von Zimmern auch Raum genug für eine die beiden Damen in keiner Weise belästigende Unterbringung Volckers geboten.

Aber Reinhard hatte den Kommerzienrat gebeten, die freundlich angebotene Gastfreundschaft ablehnen zu dürfen. Er wollte auch diesmal in dem sauberen, gut gehaltenen Dorfwirtshause, dem sogenannten Kretscham, Quartier nehmen. Er wäre dort der Fabrik um vieles näher und in der Verfügung über seine Zeit weniger behindert. Eine Erklärung, die Klemens Steinsdorff ohne weiteres gelten ließ, da auch ihm die persönliche Freiheit allezeit höher gestanden hatte als gesellschaftliche Rücksichten.

So kam es, daß außer dem Landauer aus der Villa auch der Einspänner des Dorfwirts hinter dem Stationsgebäude hielt, um den Koffer des erwarteten Gastes zu befördern. Als die Damen die Stufen hinabstiegen, grüßte sie Volcker mit stummer Verbeugung. Die Frau Kommerzienrat blieb stehen und reichte ihm die Hand.

„Ich rechne selbstverständlich darauf, Sie bei mir zu sehen, Herr Doktor! Morgen werde ich ja vermutlich noch recht müde sein von der Reise. Aber wenn Sie sich an einem der folgenden Tage in die Villa hinauf bemühen wollten, würde ich mich sehr darüber freuen."

„Gnädige Frau haben ganz über mich zu befehlen," erwiderte er förmlich. „Da ich die ausdrückliche Weisung habe, mich den Damen zur Verfügung zu stellen, bin ich jederzeit Ihres Rufes gewärtig."

„Oh, von Befehlen oder Weisungen kann selbstverständlich nicht die Rede sein. Und ich weiß ja auch, wie kostbar Ihre Zeit ist, Herr Doktor. Wenn Sie uns hie und da ein Viertelstündchen schenken wollen, so ist das

vielleicht schon mehr, als ich Ihnen eigentlich zumuten darf. Auch wir haben diese kleine Reise ja nur gemacht, um uns in Zurückgezogenheit und Stille auszuruhen. Auf Wiedersehen also!"

Der schon gestern zur Erledigung der letzten Vorbereitungen vorausgeschickte Diener überhob Volcker der Notwendigkeit, Frau Steinsdorff und ihrer Tochter beim Besteigen des Wagens behilflich zu sein. Er blickte auch dem davonrollenden Gefährt nicht nach, sondern schlug, ohne den Einspänner zu benützen, den in die entgegengesetzte Richtung führenden kürzeren Fußweg nach dem Dorfe ein. —

Als Mutter und Tochter sich eine Stunde später auf der Terrasse der Villa gegenübersaßen, fragte die Frau Kommerzienrat leichthin: „Du hast dich ja, wie ich sah, heute auf dem Gange des Eisenbahnwagens mit dem Doktor Volcker unterhalten. Natürlich hatte er sich dir aufgedrängt."

„Ich weiß nicht, ob ich es so nennen darf, Mama. Der Schaffner hatte mir auf einige Fragen die Antwort schuldig bleiben müssen. Das hatte der Herr Doktor wohl gehört, und er erbot sich, mir die gewünschten Auskünfte zu geben."

„Nun ja, was ist das anderes als Aufdringlichkeit. Es war ein recht unglücklicher Gedanke von deinem Vater, uns diese Begleitung aufzuzwingen."

„Ich fürchte nicht, daß wir darunter leiden werden. Du hast ja gesehen, wie gemessen sich Herr Volcker vorhin an der Station von uns verabschiedete. Etwas zu gemessen vielleicht für die Vertrauensstellung, die ihm Papa doch nun einmal angewiesen hat."

„Und die hoffentlich keine unerschütterliche sein wird. Vorläufig darf man ja kein Wort gegen ihn sagen. Aber

es wäre das erste Mal, daß einer meiner Wünsche dauernd unberücksichtigt bliebe."

Ein paar Sekunden lang blickte Traute schweigend in die abendliche Landschaft hinaus. Dann sagte sie etwas unsicher: „Hast du noch nicht daran gedacht, Mama, daß wir ihn doch möglicherweise falsch beurteilen?"

„Wen? Den Herrn Doktor Volcker? O nein, mein Kind! Er ist der vollkommenste Typus des geschickten und skrupellosen Strebers. Die Art, wie er den armen Suterland nach jahrelangen Ränken nun glücklich ganz aus dem Wege geräumt hat, ist doch wahrlich der beste Beweis."

„Vorausgesetzt, daß alles richtig ist, was Fräulein Suterland geschrieben und erzählt hat."

„Hast du eine Veranlassung, daran zu zweifeln?"

Traute zuckte mit den Achseln. „Es ist immerhin nur die eine Seite, die wir da gehört haben. Die Suterlands sind verbittert, und Verbitterung macht leicht ungerecht."

„Sehr merkwürdig, daß du dich mit einem Male gedrängt fühlst, den Herrn Doktor in Schutz zu nehmen. Ist das vielleicht eine Folge eurer heutigen Unterhaltung?"

„Wir haben nur von ganz gleichgültigen Dingen gesprochen. Darüber aber bin ich mir allerdings klar geworden, daß er entweder ein Meister in der Kunst der Verstellung oder ein Opfer unbegründeter Anklagen ist. Und warum sollte das zweite nicht ebensowohl möglich sein, wie das erste?"

„Weil die Tatsachen gegen ihn sprechen, mein Kind! Er war ein ganz gewöhnlicher Revolverjournalist, als dein Vater sich durch ein paar schönrednerische Phrasen für ihn einnehmen ließ. Nur weil es sich dabei zufällig

um einen Gegenstand handelte, der nun einmal sein Steckenpferd ist."

„Ein Revolverjournalist? Ist das so gewiß?"

„Suterland hat die Beweise dafür in den Händen. Volcker war in der Redaktion einer Zeitung, deren Herausgeber später wegen Betrügerei und Erpressung zu schwerer Strafe verurteilt worden ist. Der Artikel, der dem Papa so gut gefiel, hatte ja auch in dieser Zeitung gestanden."

„Das beweist doch noch nicht, daß er einen Anteil an den Betrügereien und Erpressungen des anderen gehabt hat. Offen gestanden, Mama, wenn wir auf die Suterlandschen Anschuldigungen hin den Doktor Volcker ohne weiteres aller möglichen Schlechtigkeiten fähig glauben — üben wir damit nicht an Papas Menschenkenntnis und an seinen Handlungen eine Kritik, die uns eigentlich nicht zukommt? Ist er nicht viel zu klug und viel zu gerecht, um einem Unwürdigen so großes Vertrauen zu schenken? Und außerdem: Bruno ist doch sein vertrauter Freund."

„Bruno mit seinem goldenen Herzen ist ein Kind an Leichtgläubigkeit und Vertrauensseligkeit. Und seine Freundschaft würde ein sehr rasches Ende nehmen, wenn er eine Ahnung von den letzten Zielen des Herrn Doktor Volcker hätte."

Die Wangen des jungen Mädchens hatten sich plötzlich höher gefärbt. „Ach, das ist doch wohl nur eine haltlose Vermutung, Mama! Eine Einbildung des Fräulein Suterland. Ich habe mich ja gerade dadurch so sehr gegen Herrn Volcker einnehmen lassen. Aber ich glaube nicht mehr daran; sein ganzes Benehmen spricht doch dagegen."

„Weil er zu schlau ist, um seine Karten vor der Zeit

aufzudecken. Im Grunde ist es auch nur natürlich, daß seine Wünsche sich bis zu diesem Letzten und Höchsten erheben, nachdem er beinahe mühelos alles andere erreicht hat. Er ist der Vertraute deines Vaters in allen wichtigen geschäftlichen Dingen, er wird in wenig Wochen der Nachfolger des armen Suterland sein; bleibt also nur noch übrig, daß er dereinst auch Papas Nachfolger werde. Bei Leuten seines Schlages kommt der Appetit mit dem Essen. Und ihrem dreisten Selbstvertrauen scheint einfach nichts unerreichbar."

„Nein, ich glaube nicht daran," wiederholte Traute. „Es wäre zu unsinnig. Er müßte nicht nur, wie du sagst, ein Streber, sondern auch ein Dummkopf sein, wenn er sich mit solchen Absichten trüge. Und ein Dummkopf ist er doch gewiß nicht. Außerdem —"

„Nun? Außerdem —?"

„Außerdem kannte er mich doch noch gar nicht, als nach Fräulein Suterlands Meinung der abenteuerliche Plan in ihm gereift sein soll."

„Als wenn das ein Hindernis gewesen wäre! Deine Person spielt in seinen Berechnungen doch keine andere Rolle als die eines Mittels zum Zweck. Er sagt sich, daß er nur als der Schwiegersohn des Kommerzienrats Steinsdorff dermaleinst Chef des Hauses werden könnte. Und das ist ausschlaggebend für seine Pläne."

„Es wäre empörend, wenn du recht hättest. Und ich würde — Aber ich traue es ihm nicht zu; bis jetzt hat er sich noch nicht im allergeringsten bemüht, mir zu gefallen."

„Die Wärme deiner Verteidigung scheint zu beweisen, daß er gerade damit den richtigen Weg eingeschlagen hat."

„Ah, das war nicht hübsch, Mama! Ich wehre mich doch nur dagegen, einen Menschen zu verdammen, dem

man keine Gelegenheit zu seiner Rechtfertigung gegeben hat."

„Trägst du dich vielleicht mit der Absicht, ihm eine solche Gelegenheit zu verschaffen? Ich bin überzeugt, daß er nichts lebhafter wünscht als gerade das. Verstehst du denn nicht, daß sein anscheinend mehr als zurückhaltendes Benehmen weiter nichts als eine Herausforderung ist?"

„Eine Herausforderung? Nein, das verstehe ich allerdings nicht."

„Er hofft, dich damit früher oder später zu einer Frage zu zwingen, was diese seltsame Zurückhaltung bedeute. Und wenn er es auf solche Art erst einmal zu der ersehnten Aussprache gebracht hat, rechnet er auf die Macht seiner Beredsamkeit und auf seine sonstigen schauspielerischen Talente. Nebenher hat er wohl auch noch andere Gründe, nicht mit der Tür ins Haus zu fallen. Es wird ihm augenscheinlich nicht ganz leicht, mit dem Fräulein Langerhans ins reine zu kommen. Und so lange er sie nicht abgeschüttelt hat, muß er natürlich fürchten, sie könnte ihm einen Strich durch die Rechnung machen."

Mit einer raschen Bewegung hatte Traute den Kopf erhoben. „Fräulein Langerhans? Wer ist denn das nun wieder, Mama?"

„Ein junges Mädchen aus der Zeit seiner unrühmlichen Anfänge. Als Papa ihn in seinen Dienst nahm, hat er sie als Anhängsel mit ins Kontor gebracht. Und er hat sie nach und nach in eine bevorzugte Stellung emporzuschieben gewußt. Aus der Vertraulichkeit ihrer Beziehungen machen die beiden kein Geheimnis."

„Wie Herr Suterland sagt — nicht wahr?"

Die Frage klang so scharf und so verächtlich, daß

Frau Hedwig überrascht aufblickte. „Und wenn er es sagte? — Er ist doch kein Lügner.“

Traute war aufgestanden und mit einigen raschen Schritten an die Brüstung der Terrasse getreten. Jetzt brannten ihre Wangen in hoher Glut.

„Was weiß ich, ob er ein Lügner ist oder nicht! Und was kümmert mich im Grunde das alles! Ob Herr Doktor Volcker ein Ehrenmann ist oder ein gewissenloser Streber, wie ihr es ohne alle Beweise mit solcher Bestimmtheit behauptet — für mich ist es doch schließlich ganz bedeutungslos. Und nun, wenn es dir recht ist, liebe Mama, wollen wir nicht weiter von ihm und von seinen Widersachern reden.“

Um die Villa zu verlassen, dazu fühlte sich Frau Hedwig Steinsdorff am nächsten Tage in der Tat zu abgespannt, zumal eine für die frühe Jahreszeit fast unnatürliche Schwüle über dem Reimsbacher Tale lag. Traute aber zeigte lebhaftes Verlangen, die Arbeiterkolonie und namentlich den neu eingerichteten Kinderhort zu besuchen. Nach einigem Widerstreben, denn sie fand es nicht ganz schicklich, daß es ohne Begleitung geschah, hatte die Frau Kommerzienrat zugestimmt.

Die von ihrem Vater schon vor einer Reihe von Jahren geschaffene Siedlung war Traute ja nicht mehr fremd. Ehe die Fabrik in seinen Besitz überging und damit zugleich eine bedeutende Vergrößerung erfuhr, hatten die Arbeiter und Arbeiterinnen teils in Reimsbach, teils in anderen naheliegenden Dörfern gewohnt, und zwar zumeist unter wenig erfreulichen wirtschaftlichen und gesundheitlichen Verhältnissen. Die Kindersterblichkeit war erschreckend hoch gewesen, und die Moral der Unverheirateten hatte viel zu wünschen übrig gelassen.

Da hatte Klemens Steinsdorff zum allgemeinen Erstaunen mit dem Bau von Arbeiterwohnungen begonnen, wie sie von den hier Beschäftigten bisher noch keiner kennen gelernt hatte. Nicht Kasernen oder Baracken, sondern freundliche kleine Einzelhäuser entstanden, die auch der Abwechslung in der Bauform wie des äußeren Schmuckes nicht entbehrten und deren jedes sein Blumengärtchen wie sein ansehnliches Stück Gemüseland hatte. Jedes war für zwei Familien eingerichtet, und es war darauf Bedacht genommen, daß jede Wohnung ihren eigenen Zugang und ihre eigenen Nebenräume hatte. Diese Häuschen bot Steinsdorff seinen Arbeitern zur Miete an, und zwar zu einem Zins, der weit zurückblieb hinter dem, was die Leute bisher für ihre wesentlich schlechtere Unterkunft hatten aufwenden müssen. Das Bedeutsamste an seiner Schöpfung aber war, daß jeder Mieter nach einer bestimmten Reihe von Jahren ohne weitere Zahlung der Eigentümer der von ihm bewohnten Haushälfte und des dazu gehörigen Landes wurde. Nach Überwindung des anfänglichen Mißtrauens stieg um der einleuchtenden und offenkundigen Vorteile willen schon nach wenig Monaten die Zahl der Bewerber so, daß es in den ersten Jahren schwer wurde, alle Ansprüche zu befriedigen. Die Siedlung wuchs in kurzer Zeit zu einer kleinen Ortschaft, die mehr einer freundlichen Villensiedlung als einem Arbeiterdorfe glich. Der Bau eines eigenen Elektrizitätswerks zog im Verein mit verschiedenen weiteren Vergrößerungen der Fabrik immer neue Bewohner heran. Die Geldaufwendungen des Kommerzienrats für diese seine Lieblingsschöpfung hatten im Lauf der Jahre eine sehr beträchtliche Höhe erreicht; der von den Insassen unter der Form eines

Mietszinses nach und nach gezahlte Kaufpreis deckte nur einen Teil der wirklichen Baukosten, ganz abgesehen davon, daß alle gemeinnützigen Einrichtungen der Kolonie von Klemens Steinsdorff vollständig aus eigenen Mitteln geschaffen worden waren. Aber er fühlte sich für diese Opfer reich belohnt durch einen jede Erwartung übertreffenden Erfolg seines menschenfreundlichen Versuchs. Es war ihm dadurch nicht nur ein fester Stamm treuer, williger und zuverlässiger Arbeitskräfte herangewachsen, sondern er hatte auch die Freude zu sehen, daß die Nachkommenschaft in den meist sehr kinderreichen Familien prächtig gedieh, daß die Leute wirtschaftlich vorwärts kamen und daß es kaum noch einen Trunksüchtigen oder Liederlichen unter ihnen gab. Die durch die billige und verlockende Wohngelegenheit geschaffene Erleichterung der Eheschließungen ließ auch die ehedem Unsteten frühzeitig Geschmack am Familienleben gewinnen und machte die Wanderlustigen zu seßhaften, zufriedenen Familienvätern.

Traute war erstaunt über den gewaltigen Zuwachs, den die Kolonie seit ihrem letzten, nun schon um sechs Jahre zurückliegenden Besuch erfahren hatte, und es machte ihr Freude, in dem freundlichen, sauberen Schulhause noch den selben Lehrer anzutreffen, zu dem sie schon als kleines Mädel in den besten Beziehungen gestanden hatte. Er erkannte sie freilich nicht gleich wieder und geriet der schönen, vornehmen Dame gegenüber in einige Verlegenheit, über die ihm Traute mit gewinnender Liebenswürdigkeit weghalf. Und da der Vormittagsunterricht zu Ende war, stellte er sich ihr mit Vergnügen als Führer durch den neu erbauten Kinderhort zur Verfügung.

„Wir haben in den letzten Jahren zuviel kleinen

Nachwuchs bekommen, für den auch gesorgt werden mußte," sagte er. „Aber ohne den Herrn Doktor Volcker wäre mein Herzenswunsch wohl freilich nicht so bald und gewiß nicht auf so schöne Art in Erfüllung gegangen." Der Stolz über die seiner Obhut unterstellte neue Schöpfung, in der außer einer Pflegeschwester noch eine freiwillige junge Helferin tätig war, leuchtete ihm aus den Augen, während er Traute durch die einzelnen Räume geleitete und ihr die mustergültigen Einrichtungen erklärte. „Und das alles, was Sie hier sehen, Fräulein Steinsdorff, ist recht eigentlich das Werk dieses ausgezeichneten Mannes. Daß er von unseren Müttern hier beinahe vergöttert wird, ist wahrhaftig nicht zu verwundern."

„Sie sprechen von Herrn Doktor Volcker? Aber er handelte doch wohl nur im Auftrage meines Vaters?"

„Gewiß, gewiß! Und wir wissen sehr wohl, wie große Dankbarkeit wir dem Herrn Kommerzienrat schuldig sind. Aber es ist keine Versündigung an dieser Dankespflicht, wenn ich dem Herrn Doktor das Hauptverdienst zuschreibe. Um etwas wie dies Kinderheim zu schaffen, um es so zu schaffen, wie es jetzt dasteht — dazu gehört nicht bloß Geld, dazu gehört vor allem Liebe, echte, wahre Menschenliebe. Und wer den Herrn Doktor kennen gelernt hat so wie ich damals, als wir wochenlang bis in die tiefe Nacht hinein den Plan in all seinen Einzelheiten durchdachten, der weiß, ein wie warmes, liebevolles Herz der junge Mann in der Brust trägt. Ich stehe nun seit fast fünfundzwanzig Jahren im Dienst der Jugenderziehung und darf mir wohl nachrühmen, ein Freund der Kinder zu sein. Aber der Doktor Volcker hat mich mehr als einmal beschämt. Wenn es wahr ist, daß man einen Menschen nach dem beurteilen

kann, was er für die Armen und für die hilflosen Kleinen empfindet, dann ist er einer von den allerbesten. Aber Sie kennen ihn ja auch; da brauche ich ihn wohl nicht zu rühmen."

„Ich hörte trotzdem gerne etwas Näheres über — über Ihre gemeinsame Arbeit. Sie sagen, daß der Plan von Herrn Doktor Volcker herrührt?"

„Von ihm ganz allein. Er kam eines Tages zu mir und entwickelte mir seine Gedanken. Ich trug verwandte Pläne schon lange mit mir herum; aber ich hätte nie den Mut gehabt, dem Herrn Kommerzienrat damit zu kommen. Ihr Herr Vater hat ja schon so viel für die Kolonie getan. Und als ich einmal bei seinem Hiersein eine kleine Andeutung wagte, wies er sie ziemlich kurz zurück. Das sagte ich auch dem Herrn Doktor; aber er meinte, so leicht dürfe man sich nicht abschrecken lassen. Und er ließ sich nicht abschrecken, das muß wahr sein. Auf eigene Hand ließ er die Kostenanschläge machen und reiste herum, nach geeigneten Vorbildern zu suchen. Aber das Beste schöpfte er dann doch nicht aus den Vorbildern, sondern aus seiner eigenen mitfühlenden Seele. Wenn ich meinte, daß wir nun schon alles erwogen und jedem Bedürfnis Rechnung getragen hätten, dann kam ihm immer noch ein neuer fruchtbringender Gedanke. ‚Nicht bloß ein gesundes, sondern auch ein frohes Geschlecht wollen wir heranzuziehen suchen, lieber Herr Möllmann,' sagte er einmal, als ich meinte, daß es fast zu viel des Guten sei, was er für die kleinen Schützlinge des Kinderhorts tun wolle. ‚Und dazu gehört vor allem eine glückliche Kindheit. Wer nicht von Herzen fröhlich sein kann, der bleibt zeitlebens ein armer Teufel, auch wenn er bis an den Hals in Gold steckt. Darum sollen unsere Kleinen hier das Lachen lernen und die sonnige Heiterkeit.

Was dem Zweck dienen kann, das ist wohl angewendet, wenn's auch auf den ersten Blick überflüssig scheinen mag.'"

„So — sagte er das, der Herr Doktor Volcker?"

„Ja, und noch manches andere, wegen dessen man ihn lieb gewinnen mußte. Und er ließ es nicht bei den guten Worten, sondern hinter jedem kam auch die entsprechende Tat. Ich weiß nicht, wie leicht oder wie schwer es ihm geworden ist, die Zustimmung Ihres Herrn Vaters zu seinem kostspieligen Plan zu erlangen. Aber es war mir, als ob ich sein strahlendes Gesicht leibhaftig vor mir sähe, an dem Tage, wo ich seine Depesche erhielt: „Hurra, Möllmann! Unser Kinderheim ist bewilligt." Mit einem solchen Gönner arbeitet sich's gut, Fräulein Steinsdorff! Der Himmel möge ihn der Reimsbacher Kolonie noch recht lange erhalten."

Traute war sehr ernst, als sie sich von dem in echte Begeisterung hineingeratenen Lehrer verabschiedete. Und auf dem Rückweg zur Villa hatte sie eine Begegnung, die sie noch nachdenklicher zu stimmen schien.

In dem Vorgärtchen eines der kleinen Arbeiterhäuser stand Doktor Reinhard Volcker als Mittelpunkt einer Gruppe, die wie eine lebendige Illustration aussah zu dem, was sie eben gehört hatte. Eine ganze Schar von Kindern hatte sich um ihn versammelt, und das Durcheinander heller, fröhlicher Stimmchen, das ihn umzwitscherte, gab Kunde von dem vertraulichen Verhältnis zwischen ihm und dem jungen Volk. Am Türpfosten lehnte eine Frau, die lächelnd zu ihm aufblickte, während sie sich mit ihm unterhielt. Auf jedem Arm trug er ein Kind, deren eines die Arme zärtlich um seinen Hals geschlungen hatte, während das andere lustig krähend seinen Schnurrbart zauste.

Wie hatte doch der Lehrer gesagt? Wenn man einen Menschen nach dem beurteilen kann, was er für die Armen und hilflosen Kleinen empfindet, dann ist er der allerbesten einer. — Und er sollte doch nach der Überzeugung ihrer Mutter nichts anderes sein als ein kalter, herzloser Ichmensch — ein innerlich brutaler Streber, der lächelnd über die vernichteten Hoffnungen anderer hinwegschritt, um seine Ziele zu erreichen!

Er kehrte ihr den Rücken zu und sah sie nicht. Auch als sie hart an dem Gartengitter vorüberschritt, war er von der liebevollen Zudringlichkeit der kleinen Quälgeister zu sehr in Anspruch genommen, als daß er sie hätte bemerken sollen. Und Traute war dessen froh. Rascheren Ganges setzte sie ihren Weg fort, und atmete erleichtert auf, als sie sich außer dem Bereich seiner Augen wußte; mit dieser Fülle von Ungewißheit und peinigendem Zweifel im Herzen hätte sie ihm nicht gegenüberstehen mögen. Er wäre augenblicklich zu sehr im Vorteil gewesen, und sie wollte sich nicht überrumpeln lassen. Es war ja vielleicht doch alles nur geschickte und wohlberechnete Schauspielerei. —

Dies eine Mal war sie ihm ausgewichen. Etliche Stunden später hatte sie nicht mehr die Möglichkeit oder vielleicht auch nicht mehr den Willen, sich seiner Ansprache zu entziehen.

Auf dem Waldwege, der hinter dem parkartigen Garten der Villa berganstieg, traf sie in vorgerückter Nachmittagsstunde unversehens mit ihm zusammen. Sie hatte um der drückenden Hitze willen ein sommerlich leichtes, helles Kleid angelegt und trug den Hut in der Hand. Trotz ihrer lichten Erscheinung aber war er ihrer wohl zu spät ansichtig geworden, als daß er sich noch seitwärts hätte zwischen die Stämme drücken können,

um ihr die unerwünschte Begegnung zu ersparen. Mit höflichem Gruße zog er den Hut und trat ein wenig beiseite, um sie vorüber zu lassen, wenn sie es so wollte. Aber Traute blieb stehen.

„Guten Tag, Herr Doktor! Bin ich hier auf dem richtigen Wege zum Gipfel des Ziegenrückens?"

„Auf dem richtigen wohl, gnädiges Fräulein, doch nicht auf dem hübschesten und kürzesten. Der ist in seinem ersten Teil freilich nicht ganz leicht zu finden."

„Ich möchte es doch versuchen. — Können Sie mich nicht ein wenig zurechtweisen?"

„Das dürfte schwer sein und Sie nicht hinlänglich vor einem Fehlgehen schützen. Aber wenn Sie mir gestatten wollen, Sie bis zu dem Punkte zu führen, wo ein Irrtum nicht mehr möglich ist —"

„Es wäre sehr freundlich. Ich besorge nur, daß ich Sie damit vielleicht von etwas Wichtigerem abhalte."

„Meine Pflichten sind für heute erledigt, Fräulein Steinsdorff. Ich habe nichts mehr zu versäumen."

„Dann mache ich von Ihrer Liebenswürdigkeit gern Gebrauch. Ich glaube mich aus früherer Zeit zu erinnern, daß die Aussicht von der Höhe des Ziegenrückens die lohnendste in der näheren Umgebung ist."

„Ja. Nur weiß ich nicht, ob es ratsam ist, den Aufstieg gerade heute zu machen. Sie brauchen mindestens noch drei Viertelstunden bis zum Gipfel. Und wir werden vielleicht ein Gewitter haben, bevor Sie droben sind."

„Aber der Himmel ist ja ganz blau. Außerdem habe ich keine Gewitterangst. Meinem Waschkleidchen könnte selbst ein Wolkenbruch keinen großen Schaden zufügen."

„Wenn Sie es also darauf ankommen lassen wollen,

Aber ich habe Sie gewarnt. Ein Gewitter im Bergwald ist zuweilen eine recht ernste Sache."

Sie schüttelte nur den Kopf, und so gingen sie Seite an Seite weiter. Es währte lange, bis ein Gespräch zwischen ihnen in Fluß kam. Aus Befangenheit vielleicht, oder vielleicht auch in einer Art von trotziger Kampfbereitschaft hatte Traute es ihm überlassen wollen, den Stoff der Unterhaltung zu wählen. Wenn ihm wirklich, wie ihre Mutter glaubte, daran gelegen war, eine seinen Zwecken günstige Aussprache herbei zu führen, so mochte er immerhin die jetzt gebotene Möglichkeit benutzen. Sie hatte seit dem heutigen Vormittag, oder eigentlich schon seit der gestrigen Unterhaltung in der Eisenbahn, ein brennendes Verlangen, sich Klarheit über den wahren Charakter dieses Mannes zu verschaffen, dessen innerstes Wesen so ganz verschieden sein sollte von dem äußeren Anschein seiner Persönlichkeit. Und sie war bereit, ihn geduldig anzuhören, wenn dies das einzige Mittel war, zu solcher Klarheit zu gelangen.

Aber es schien, daß er in diesem Alleinsein noch immer nicht die rechte Gelegenheit sah, seinen Zwecken näher zu kommen; denn er begnügte sich damit, sie auf die eigenartigen Formen einiger zwischen die Hochwaldstämme gestreuten Felsbrocken aufmerksam zu machen. Und zuweilen vergingen Minuten, ohne daß er überhaupt ein Wort gesprochen hätte. Da faßte sie tapferen Herzens den Entschluß, ihn auf die Probe zu stellen; denn eine Fortdauer des bisherigen peinlichen Verhältnisses schien ihr unerträglich. Sie begann von ihrem Besuch in dem Kinderheim zu sprechen und von den Verdiensten, die er sich nach der Darstellung des Lehrers darum erworben haben sollte. Hatte er den Wunsch, sich ihr gegenüber in ein günstiges Licht zu setzen, so war es ihm damit leicht

genug gemacht. Sie horchte gespannt, um vielleicht einen Ton falscher, berechneter Bescheidenheit aus seiner Antwort heraus zu hören. Aber er lehnte das Lob mit der kühlen Bemerkung ab, daß er lediglich der Handlanger ihres Vaters gewesen sei und daß es nichts Verdienstliches habe, mit mühelos greifbaren, fremden Mitteln Gutes zu stiften.

„Außerdem unterschätzt der wackere Möllmann den Wert der eigenen Mitarbeit bedeutend, wenn er von der meinigen Aufhebens macht. Die wertvolleren Anregungen kamen in der Hauptsache von ihm. Und es konnte nicht anders sein: denn mir fehlt auf dem Gebiete der Jugendfürsorge ja noch jede praktische Erfahrung."

„Sie waren Journalist, ehe Sie in das Haus meines Vaters eintraten — nicht wahr?"

„Ja. Vorausgesetzt, daß eine zweitägige Tätigkeit in einer Zeitungsredaktion mir das Recht gab, mich einen Journalisten zu nennen."

Traute hatte eine Empfindung, als wäre ihr etwas Häßliches und Bedrückendes vom Herzen genommen worden. Aber sie gab sich noch nicht zufrieden. „Die Tätigkeit hatte Ihnen also nicht zugesagt? Vielleicht war es keine gute Zeitung."

„Nein. Auf den Namen einer guten Zeitung konnte sie wohl kaum Anspruch nehmen. Aber mein Austritt war nicht ganz freiwillig. Ich wurde wegen Unbrauchbarkeit entlassen."

„Ah! Unbrauchbar? Sie, der Sie nach meines Vaters Versicherung seine neue Zeitschrift innerhalb eines einzigen Jahres zu Blüte und Ansehen gebracht haben? Das ist nicht Ihr Ernst."

„Ich tauge doch wohl nicht zu allem, Fräulein Steinsdorff. Aber haben Sie wirklich noch immer die

Absicht, bis zum Gipfel hinauf zu steigen? Wenn wir auch hier im Walde nichts von dem drohenden Gewitter wahrnehmen können, so zeigt mir doch die veränderte Beleuchtung und die ganze Stimmung der Natur, daß ein Unwetter heraufsteigt. Vielleicht sogar ein recht schweres, denn gerade die Frühlingsgewitter sind hier im Berglande oft von großer Stärke."

„Ich fürchte mich nicht," wiederholte sie, obwohl sie selber das Törichte und Kindische empfand, das in der Mißachtung seiner wohlgemeinten Warnung lag. „Aber ich will nicht, daß Sie sich meinetwegen der Gefahr des Naßwerdens aussetzen, Herr Doktor. Ich glaube, von hier aus kann ich den Weg nicht mehr verfehlen."

„Wohl kaum. Aber Sie werden sich trotzdem meine Gesellschaft gefallen lassen müssen; ich könnte es weder vor Ihren Eltern noch vor meinem eigenen Gewissen verantworten, wenn ich Sie jetzt allein ließe."

Wie er es aussprach, hatte dies Anerbieten seines Schutzes viel eher einen herrischen als einen ritterlich liebenswürdigen Klang. Traute fühlte sich dadurch gereizt. Als sie ihm ihr Gesicht zukehrte, war eine kleine Falte zwischen ihren Brauen. „Glauben Sie, daß ein Gewitter mir weniger gefährlich werden könnte, wenn Sie —"

Den Rest ihrer Frage verschlang das betäubende Rollen eines Donnerschlages, der so jäh und unerwartet die tiefe Waldesstille unterbrach, daß Traute erschrocken zusammenfuhr. Und beinahe gleichzeitig strich brausend der erste Windstoß des einsetzenden Gewittersturmes durch die Wipfel.

„Mein Gott — daß es so plötzlich kommen könnte, hätte ich allerdings nicht für möglich gehalten. Ja, lassen Sie uns umkehren, Herr Doktor!"

„Wir wollen den kürzesten Richtweg einschlagen; denn wir müssen eilen, aus dem Walde herauszukommen. Gestatten Sie, daß ich vorangehe, Fräulein Steinsdorff!"

Er betrat einen für seine Begleiterin kaum erkennbaren Pirschpfad, der sich in vielfachen Windungen zwischen den Stämmen hinzog. Und nach wenig Minuten schon hatte Traute die Gewißheit, daß sie jetzt allerdings ganz auf seinen Schutz und seine Führung angewiesen sei, denn sie hätte ohne ihn ratlos und weglos in dieser Baumwirrnis umherirren müssen. Eine nie gekannte Beklemmung schnürte ihr die Brust zusammen. So wie es jetzt heranzog, hatte sie sich ein Gewitter im Bergwalde doch nicht vorgestellt. Daß der Himmel sich mit unheimlicher Schnelligkeit verfinsterte, schien ihr natürlich. Aber es war nicht das allein, was diese plötzliche beängstigende Dunkelheit verursachte. Wie ein dichter schwarzer Nebel wälzte es sich zwischen den Tannen gegen sie her.

„Was ist das?" fragte sie zaghaft. „Wir sind ja mit einem Male wie in Nacht gehüllt."

„Wir werden sogleich mitten in einer Wolke sein. Aber das braucht Sie nicht zu erschrecken. Nur meinen Arm sollten Sie annehmen, gnädiges Fräulein! Sie werden dann doch vielleicht etwas sicherer gehen."

Sie wollte ablehnen; aber da stand um sie her plötzlich alles in schwefelblauen Flammen, und ein Knattern wie aus tausend Feuerschlünden ging über sie hin. Fast ohne zu wissen, was sie tat, griff sie mit angstvollem Aufschrei nach Volckers Arm. „Wie gräßlich! Nein, hier kommen wir sicherlich nicht lebendig heraus."

„Ich hoffe doch," sagte er ruhig. „Es ist nur eine kleine Nervenprobe. Von einer wirklichen Gefahr kann kaum die Rede sein."

Aber wenn es auch nicht Blitz und Donner waren, die solche Gefahr in sich bargen, über ihren Häuptern schwebte sie trotzdem. Ein Sturmwind von orkanartiger Heftigkeit durchtobte jetzt den verdunkelten Forst und wählte schonungslos alles, was schwach und morsch war, zu seinem Opfer. Knirschend zersplitterte da und dort wie mit kläglichem Wehelaut ein Stamm; krachend stürzten abgebrochene Äste und ganze Baumkronen zu Boden. Und nun war es, als ob alle Schleusen des Himmels sich auf einmal geöffnet hätten. Ein mit haselnußgroßen Hagelstücken gemischter Platzregen rauschte hernieder, und mit ihm kam eine so empfindliche, unvermittelte Abkühlung, daß Volcker das fröstelnde Erschauern der weichen Mädchengestalt fühlte, die sich in der Angst ihres Herzens dicht an seine Seite geschmiegt hatte.

„Einen Augenblick — bitte — Fräulein Steinsdorff," sagte er und befreite seinen Arm, um mit einem Ruck seinen Rock abzustreifen und ihn um ihre Schultern zu legen.

„Nicht doch, Herr Doktor," wollte Traute abwehren. Aber er kümmerte sich nicht um ihren Widerspruch.

„Sie würden sich ja in Ihrem leichten Kleide auf den Tod erkälten. Hier gibt es keinen schützenden Unterstand, dem wir uns ohne Blitzgefahr anvertrauen dürften. Und der Weg, den wir zurücklegen müssen, ist noch ziemlich lang. So — das wird Sie wenigstens vor dem gänzlichen Durchnäßtwerden bewahren."

Ohne daß sie sich weiter dagegen sträubte, schlug er den Kragen des lose um ihren schlanken Körper hängenden Kleidungsstückes in die Höhe und schloß einige der Knöpfe. Zitternd wie ein hilfloses Kind ließ sie es geschehen, und wie ein Kind vertraute sie sich seiner weiteren

Führung an. Von der Pracht des gewaltigen Naturschauspiels wurde sie nichts gewahr. Sie empfand nur seine Schrecken. Und sie fühlte sich tief bedrückt durch das Bewußtsein, mit ihrem Eigensinn eine Lage verschuldet zu haben, in der sie sich über alle Maßen kläglich vorkam. Denn sie, die von Haus aus gar nicht furchtsam war und als Kind gerade wegen ihrer Waghalsigkeit manchen ernsten Tadel hatte hinnehmen müssen, sie konnte jetzt mit aller Kraft ihres Willens die Angst nicht bannen, die sie bei jedem auflodernden Blitz zusammenfahren und sich unter jedem Donnerrollen ducken ließ, als sausten verderbenbringende Geschosse über sie hin.

Sie sprachen nicht mehr, schon deshalb nicht, weil doch jedes dritte Wort von dem Krachen und Prasseln und Rauschen um sie her übertönt worden wäre. In dieser Stimmung wußten sie einander wohl auch nichts zu sagen. Von Zeit zu Zeit nur warf Traute einen scheuen Blick auf das Gesicht ihres Begleiters. Und der beinahe heitere Ausdruck dieses edlen, jungen Männergesichts mit dem frei und fest in den Aufruhr der Elemente gerichteten Blick und dem leicht geöffneten Munde, der in tiefen Zügen den Odem des Sturmes zu trinken schien, gewährte ihr ungleich mehr Beruhigung, als sie aus irgendwelchem tröstlichen Zuspruch hätte schöpfen können.

Wie sie so neben ihm dahinging, immer die Stärke seines Armes und den Gleichmut seiner Seele fühlend, wurde es in ihr zur Gewißheit, daß diesem Manne eine Regung der Furcht überhaupt etwas völlig Fremdes war, daß er jeder großen und ernsten Gefahr dieselbe ruhige Unerschrockenheit entgegensetzen würde, mit der er jetzt dem lärmenden Spiel der entfesselten Naturkräfte zusah.

Und allgemach strömte es, allem Bangen und Beben zum Trotz, aus dieser Gewißheit wie etwas wundersam Köstliches und Beglückendes in ihre Seele. Sie hatte keinen Namen für das, was sich in ihr regte, und sie dachte auch nicht darüber nach. Aber sie gab sich ihm willig hin, mit einer gewissen demütigen Dankbarkeit, wie man aus der Hand eines Wohltäters das noch verhüllte Geschenk entgegennimmt, dessen Beschaffenheit man nicht kennt und in dem man doch mit untrüglichem Ahnungsvermögen etwas sehr Schönes, Kostbares und Herrliches errät.

In der Nähe des Waldrandes hatten sie den Hauptweg wieder erreicht. Und sie waren nur noch um ein Geringes von der Villa entfernt, als ihnen der Diener und der Pförtner des Hauses entgegenkamen, mit Tüchern und Decken ausgerüstet wie zu einer Rettungs-Expedition.

„Ach, gnädiges Fräulein — Gott sei gedankt, daß wir Sie finden. Die gnädige Frau ist schon ganz aufgelöst vor Angst."

Der Mann machte ein so klägliches Gesicht, und seine Stimme klang so jammervoll, daß seine unfreiwillig komische Erscheinung mit einem Schlage den geheimnisvollen Zauber zerriß, der das junge Mädchen während der letzten, in Schweigen verlebten Viertelstunde mehr und mehr umsponnen hatte.

„Aber, Rudolf, wie sehen Sie denn aus?" rief sie lachend. „Und soll ich vielleicht in alle diese Tücher eingewickelt werden?"

„Gnädige Frau meinten, wir sollten alles mitnehmen, was zur Hand wäre. Es ist ja auch ein so fürchterliches Wetter."

Eine der Decken nahm Volcker dem Diener ab,

entfaltete sie und sagte: „Wenn Sie sich jetzt meines Rocks wieder entledigen wollen, Fräulein Steinsdorff —"

Rasch nestelte sie die Knöpfe auf und reichte ihm das völlig durchnäßte Kleidungsstück. Er warf es zusammengelegt über die Schulter und hüllte sie in die Decke.

„Vielen Dank, Herr Doktor! Und ich bitte, seien Sie mir nicht bös, weil ich Ihnen so viel Unbequemlichkeit verursacht habe. Natürlich müssen Sie jetzt mitkommen in die Villa, um sich einigermaßen zu trocknen."

„Das dürfte in meiner gegenwärtigen Verfassung nicht wohl tunlich sein," erwiderte er lächelnd. „Wenn Sie mir gestatten wollen, mich hier zu verabschieden, kann ich bei einem Abstieg quer durch den Wald sehr bald unten im Dorfe sein."

Traute dachte daran, daß ihre Mutter ihm möglicherweise einen unfreundlichen Empfang bereiten könnte. Die Hemdärmel klebten ihm an den Armen, und er mußte bis auf die Haut naß sein. Man hätte ihn in einen Anzug des Dieners stecken müssen, wenn man ihm in der Villa die Möglichkeit gewähren wollte, sich umzukleiden. Und das war eine Vorstellung, gegen die sich irgend etwas in ihr auflehnte. So redete sie ihm nicht weiter zu; aber als er sich zum Abschied förmlich verbeugen wollte, reichte sie ihm die Hand. „Wir sehen Sie doch morgen?"

„Ich hatte allerdings die Absicht, mich nach den Befehlen der Frau Kommerzienrat zu erkundigen."

„Auf bald also, Herr Doktor! Ich hoffe, das kleine Abenteuer wird Ihnen nicht schaden."

Er hätte wohl den leichten Druck der kleinen Hand verspüren müssen. Aber es war jedenfalls sicher, daß er ihn nicht erwiderte. Als Traute noch einmal den

Kopf drehte, war er bereits zwischen den Stämmen verschwunden.

Frau Hedwig Steinsdorffs empfindliche Nerven wurden an diesem Abend auf eine harte Probe gestellt. Und die Nacht, die ihm folgte, war fast noch schlimmer. Wohl schien sich der Aufruhr in der Natur für eine Weile zu besänftigen; aber es war, als hätten die Elemente nur neue Kräfte sammeln wollen zu noch wilderem Kampf. Der Pförtner, der schon seit manchem Jahr hier in den schlesischen Bergen saß, erklärte, er hätte ähnliches noch nie erlebt.

Das Firmament stand unaufhörlich in blauem Feuer, und die Donnerschläge krachten, knatterten und schmetterten fast ohne Pause über das Brausen des Sturmes und das Rauschen der ununterbrochen niederströmenden Regengüsse hinweg.

Die Frau Kommerzienrat weinte wie ein Kind und erschöpfte sich in Selbstvorwürfen wegen der unglücklichen Frühlingsreise. Wenn ihr schon die vorhin ausgestandene Angst um Traute den Erholungsaufenthalt gründlich verleidet hatte, so wurde ihr Wunsch, schleunigst wieder abzureisen, im Verlauf dieser Schreckensnacht zum festen Entschluß. Sie ließ sich nicht bewegen, zu Bett zu gehen, weil sie sicher war, daß ein Blitzstrahl die Villa in Brand setzen würde. Und als man um Mitternacht zu all den anderen unheimlichen Geräuschen auch noch das Geläut der Reimsbacher Kirchenglocke hören konnte, war sie überzeugt, die Fabrik, deren Gebäude von der Villa aus nicht sichtbar waren, stände bereits in hellen Flammen. Sie ließ wieder den Pförtner kommen, um ihn zu fragen, was das Sturmläuten zu bedeuten habe. Aber der Mann erklärte, um Feuerlärm handle sich's dabei nicht.

„Es wird Hochwassergefahr im Anzuge sein," meinte er, „was bei solchem Wolkenbruch jetzt, wo die Gebirgsbäche ohnehin stark angeschwollen sind, wahrlich kein Wunder wäre. Aber für die Fabrik und auch für die Kolonie ist dabei nichts zu fürchten. Die liegen zu hoch. Nur im unteren Teil des Reimsbacher Tals könnte es möglicherweise schlimm aussehen. Die Gemeinde hat die Bachverbauung wegen der Kosten von Jahr zu Jahr hinausgeschoben, weil da unten nur ein paar armselige Häuschen stehen. Und es ist ja auch bis jetzt immer gnädig abgegangen. Aber daß früher oder später ein Unglück geschehen würde, haben die Sachverständigen, die vor zwei Jahren da waren, mit aller Bestimmtheit vorausgesagt."

Frau Hedwig war nur halb beruhigt. Um das Schicksal der armseligen Häuschen und ihrer Bewohner zwar machte sie sich keine übergroße Sorge; aber sie hatte von einer Hochwasserkatastrophe die fürchterlichsten Vorstellungen und sah sich trotz der vollkommen gesicherten Höhenlage der Villa im Geiste bereits als eine rettungslos verlorene Schiffbrüchige auf den wilden Fluten treiben.

Unter solchen Umständen wäre Traute wohl auch dann nicht dazu gekommen, ihr von dem Ritterdienst des Doktor Volcker zu sprechen, wenn sie ein Verlangen danach getragen hätte. Aber sie behielt das kleine Erlebnis lieber für sich, obwohl oder vielleicht gerade weil es ihre Gedanken unausgesetzt beschäftigte. Nach den Erfahrungen, die sie während der beiden letzten Jahre mit den rasch vorübergehenden Erregungszuständen ihrer Mutter gemacht hatte, nahm sie deren Ängste und Wehklagen nicht allzu tragisch. Und sie selber war jetzt ganz ohne Furcht. All das ungestüme Tosen und Toben

da draußen konnte die seltsame Fröhlichkeit nicht verscheuchen, die von jenem gemeinsamen Abstieg durch den blitzumzuckten Wald in ihrer Seele zurückgeblieben war. Es wandelte sie vielmehr ein tolles Verlangen an, das Fenster aufzureißen und in lautem Jubelgesang ihre Stimme mit dem Konzert der schauerlich herrlichen Sturmnacht zu vereinen.

Gegen Morgen verzog sich das Gewitter; nur der Regen strömte mit kaum verminderter Heftigkeit weiter. Nun erst ließ sich die Frau Kommerzienrat von ihrer Zofe entkleiden, und auch die ermüdete Traute lag bald in festem, ruhigem Schlummer. Es war zehn Uhr vormittags, als sie durch einen klagenden Zuruf ihrer Mutter geweckt wurde. Frau Hedwig stellte die wenig glaubhafte Behauptung auf, daß sie keine Minute geschlafen habe, daß sie von den fürchterlichsten Kopfschmerzen gepeinigt sei und daß sie unter allen Umständen noch heute abreisen müsse.

„Aber das Wetter wird sich ja wieder bessern, Mama," sagte Traute. „Wegen eines Gewitters ergreift man doch nicht die Flucht, zumal, nachdem es glücklich vorüber ist. Der Papa würde uns schön auslachen, wenn wir ihm das als Grund unserer vorzeitigen Heimkehr eingestehen müßten."

„Dein Vater hat nicht die Gewohnheit, mich auszulachen," verwies ihr Frau Hedwig gekränkt die respektlose Rede. „Und ich bleibe auf keinen Fall. Rudolf soll gleich ins Dorf hinunter, um den Doktor Volcker von meinem Entschluß zu benachrichtigen. Da er nun einmal als unser sogenannter Beschützer mitgekommen ist, kann er sich wenigstens jetzt nützlich machen, indem er das für unsere Abreise Notwendige erledigt."

„Wie du willst, Mama. Ich werde mich sogleich

anziehen und werde dann den Herrn Doktor herauf bitten lassen."

Viel schneller als sonst war sie heute fertig, und dann stand sie lange in 'ungeduldiger Erwartung unten im Gartenzimmer am Fenster, weil es ihr schien, als ob sich die Rückkehr des nach Reimsbach geschickten Dieners ganz ungebührlich verzögere. Endlich tauchte seine unter dem Regenschirm gemächlich dahinschreitende Gestalt in der Ferne auf. Aber sein Erscheinen bedeutete eine große Enttäuschung für die Harrende; denn er kam allein. Daß Volcker dem an ihn ergangenen Rufe nicht sogleich Folge leistete, erschien ihr als eine Unhöflichkeit, wegen deren sie ihm zürnte. Daß sie sich darauf gefreut hatte, ihn wiederzusehen und ihn in Abwesenheit ihrer Mutter empfangen zu dürfen, gestand sie sich natürlich nicht ein. Unmutig wandte sie sich dem eintretenden Diener zu.

„Nun? Haben Sie Herrn Doktor Volcker angetroffen? Und was hat er Ihnen gesagt?"

„Gnädiges Fräulein, der Herr Doktor läßt sich entschuldigen. Er kann zu seinem großen Bedauern heute nicht ausgehen."

(Fortsetzung folgt.)



Was soll aus unseren Töchtern werden?

Von S. Amiris

Noch stehen uns all jene umwälzenden Geschehnisse seit Kriegsbeginn zu nahe, als daß sich in allen Fällen ihre Wirksamkeit klar in allen Folgen übersehen oder sicher vorausbestimmen ließe. In den ersten Monaten war man zu glauben geneigt, die Zeit vor und nach dem Kriege in ein streng-geschiedenes Gestern und Morgen scheiden zu können. Alles nach ihr Kommende sah man in übertriebener Hoffnungsstimmung. Die harten Tatsachen haben bald alle bloße Gläubigkeit und Schwärmerei zurechtgewiesen. Die Notwendigkeit, besonnen umzulernen, Vergangenes scharf zu prüfen, auf Wert- und Unwert streng zu untersuchen, steht auf unzähligen Gebieten als ernste Forderung vor uns. Die augenblickliche Zwangslage hat Unerwartetes gezeitigt; aber nicht alles wird sich als dauernder Zustand erweisen, was durch die Not der Stunde zu einer Ausnahmestellung gelangen konnte. Später wird sich nicht weniges davon im sozialen Ringen wieder zurückbilden, wenn tüchtige, vorher erprobte Kräfte wieder frei sein werden.

Seit dem Kriege zeigt auch das, was wir Frauenbewegung nennen, ein verändertes, neues Gesicht. Die Schwierigkeiten der Berufswahl der Frauen sind nur scheinbar leichter geworden, vor allem aber haben sich die Aussichten, im Kreise der Familie wirken zu dürfen, innerhalb der natürlichsten Grenzen des Frauenlebens sozial geborgen zu sein, bedeutend verringert. Damit ist die große Frage der Frauenversorgung aus eigener Kraft, auf lange Zeiten hinaus, noch bedenklicher geworden als vor dem Jahre 1914. Bei wachsendem Angebot wird die Auslese alles schlecht Vorbereiteten und wirklich Untüchtigen naturnotwendig noch härter werden als in allen Jahren vorher. Nichts ist verderblicher und für den einzelnen wie die Gemeinschaft folgenschwerer an Enttäuschungen als Schönfärberei. Was Völkern daraus für Unheil erwachsen muß, erleben wir an unseren Gegnern.

Mangelnde Ausbildung muß sich im Leben zu irgendeiner

Stunde der Prüfung rächen. Es ist ein tiefes Wort, das besagt: „jede übersprungene Bildungsstufe ist unverzeihlich". Der Zufall und alles Halbe muß für die Zukunft in der Frauenbildung von Grund aus zu überwinden gesucht werden, denn nur dem Tüchtigen bleibt die Welt nicht stumm. Im Dezember schrieb Helene Lange in der „Frankfurter Zeitung" höchst Beachtenswertes. Sie sagt: „Der Krieg rief die Frauentüchtigkeit in zwei Formen auf: in der beruflichen Kriegsvertretung des Mannes und auf dem geweiteten Feld eigenster Frauenarbeit. Er zeigte klipp und klar: die Frauen des halben Könnens sind in dieser Zeit eine schwere wirtschaftliche Last. Auch von der Frau wurde auf eigensten Gebieten Höheres verlangt als sonst, auch ihr Wirken wurde nach Wert und Unwert in schärfere, rücksichtslosere Beleuchtung gerückt ... Das große Kriegsurteil über die Frauenbildung ist ein Verdammungsurteil über alle Halbheiten."

Wohlverstanden, ist dies nicht als Verurteilung dessen, was die Frau als solche angeht, gemeint; nur die Art und Weise der bisherigen Frauenausbildung ist darunter zu verstehen. Von der Unzulänglichkeit der Bildungsmöglichkeiten ist die Rede, nicht davon, was die Frau bei angemessener Erziehung, innerhalb der Grenzen ihrer naturbedingten Anlagen, imstande sein würde zu leisten. „Halbheit," sagt Helene Lange, „ist immer noch das Kennzeichen der Frauenbildung. Der Ausweg aus der vielbesprochenen Schwierigkeit des doppelten Lebensziels: Beruf oder Häuslichkeit ist bisher für die Mädchen des Volkes wie für jene der höheren Bildungsstufen ein ‚Sowohl-als-auch' von sehr zweifelhaften Erfolgen gewesen." Hier kommt das schlichte Wort zu seinem Recht: „Niemand vermag zwei Herren zu dienen". Ernstliche Ausbildung für alle möglichen Fälle ist ein Gebot der Notwendigkeit.

Die Heranziehung weiblicher Arbeitskräfte, unter dem Druck der augenblicklichen Verhältnisse erfolgt, wird nach dem Ende des Krieges nicht mehr im vollen Umfang bestehen. Im sozialen Ausgleich der Kräfte werden Tausende von Möglichkeiten sich für die Frau wieder verlieren, vor allem aber in jenen Berufszweigen, wo ihre Verwendung doch nur nach dem Gebot der

Not erfolgt war. So erhebt sich abermals die zielbewußte Vernunft und fordert, für alle möglichen Fälle jetzt schon die zureichendsten Formen der Ausbildung anzustreben. Von bleibender Dauer werden sich für die Bestrebungen der Frauenbewegung einzelne Beschlüsse und Verfügungen erweisen, die unmittelbar durch die Kriegslage verursacht wurden. So hofft man auf Umgestaltungen der Frauenschule, ja man spricht entschiedener als vor 1914 über ein „staatsbürgerliches Dienstjahr der Frau", das die „staatsbürgerliche Tüchtigkeit aus der eigensten Frauenaufgabe in Haus und Familie heraus entwickelt und zu den sozialen Aufgaben hinführt, die im neuen Deutschland von den Frauen im stärksten Maße übernommen werden müssen". Doch davon ist vieles, wenn nicht alles bisher Geforderte, noch weit von jeder Verwirklichung.

Am 20. Oktober 1915 erschien in Berlin ein Erlaß des Ministeriums für Handel und Gewerbe, der die Wege der Ausbildung der Handelslehrerin nebst einer Prüfungsordnung bekanntgab. Er beweist: „daß man für kaufmännische Fortbildungs- und Handelsschulen keine Lehrkräfte wünscht, die auch Unterricht in Handelsfächern erteilen, sondern daß der Beruf der Handelslehrerin wie der des Handelslehrers einselbständiger und wichtiger ist". Der Erlaß erkennt neben den sechs bis jetzt in Berlin, Frankfurt a. M., Köln, Leipzig, Mannheim und München bestehenden Handelshochschulen auch das Seminar der Viktoria-Fortbildungs- und Fachschule und das der Frau Elise Brewitz in Berlin als Ausbildungsstätten an, mit dem Recht einer staatlichen Abschlußprüfung. Die Prüfung erfolgt nur nach ordnungsgemäßem Besuch, aber die Lehrbefähigung ist durch die Prüfung noch nicht erlangt. Gefordert wird noch die Ausübung einer praktischen Tätigkeit und die Leistung eines Probejahres in einer vom Minister als geeignet bezeichneten Anstalt. Der Seminarbesuch währt drei Halbjahre; nach dem zweiten Semester hat die Schülerin sich zu entschließen, ob sie den Rest ihrer Ausbildung in den Klassen für Lehrerinnen an Kontoristinnenschulen oder in denjenigen für Lehrerinnen an Verkäuferinnenschulen erhalten will. Klassen der ersten Art be-

stehen an beiden Seminaren, während Lehrerinnen für Verkäuferinnenschulen nur in der Viktoria-Fortbildungsschule ausgebildet werden können. Nach dem ministeriellen Erlaß sind fünf Gruppen zum Eintritt in das Seminar berechtigt: die Lyzealabsolventin, die Sprachlehrerin, die Absolventinnen eines Gymnasiums, Realgymnasiums, Oberlyzeums, einer Oberrealschule, die Volksschullehrerin und die höhere Lehrerin. Die verschiedenen Eintrittsbedingungen sind genau festgesetzt. „Sowohl bei Ablegung des für die drei ersten Gruppen unerläßlichen Lehrprobejahres als auch bei Absolvierung der praktischen Tätigkeit, die für alle fünf Gruppen vorgeschrieben ist, sollte das Gewicht auf möglichste Vielseitigkeit gelegt werden. Es empfiehlt sich, nacheinander in zwei oder mehrere Betriebe einzutreten und vornehmlich Verkaufs-, Import- und Exporthäuser, Speditions- und Bankfirmen in Betracht zu ziehen. Die so gesammelten mannigfachen Erfahrungen sind für die spätere Lehrtätigkeit außerordentlich ersprießlich," sagt Käthe Behrend. Sie deutet auf das Verhältnis der im Handel tätigen Angestellten, das sich nach dem Geschlecht — laut Volkszählung von 1907 — schon wie eins zu drei erweist. Bis zum 1. Mai 1915 gab es 573 kaufmännische Knabenfortbildungsschulen mit unmittelbarem Zwang, für Mädchen dagegen nur 135 derartige Anstalten. „Den neuen Vorschriften für Ausbildung und Prüfung der Handelslehrerinnen kann mit Sicherheit entnommen werden, daß man diesem Mangel auf geeignete Weise abzuhelfen gedenkt und daß sich auch so ein Weg eröffnet, den die arbeitende Frau nach dem Kriege mit Aussicht auf Erfolg einschlagen kann." Besonders nach Einführung der Pflichtfortbildungsschulen wird die geprüfte Lehrerin gesucht werden. Nach einem Bericht von Doktor Lilly Hauff verlangt die Gesamtausbildung der Handelsschullehrerin $2^1/_2$ Jahre für die wissenschaftliche und $5^1/_2$ Jahre für die Sprachlehrerin. Die Oberlyzealabsolventin muß $3^1/_2$ Jahre, die Lyzealabsolventin $6^1/_2$ Jahre auf diese Ausbildung verwenden. Das Mindestalter beim Beginn der Ausbildung ist auf 16 Jahre festgesetzt, so daß die Vollendung der Ausbildung durchschnittlich im Alter von etwa 23 Jahren zu erreichen ist,

wobei zu berücksichtigen ist, daß die angehende Handelsschullehrerin mit der längsten Vorbereitungsdauer von $6^1/_2$ Jahren innerhalb dieser Zeit schon als bezahlte Arbeitskraft imstande war, einen Teil ihres Unterhalts selbst aufzubringen. Sehr junge Bewerberinnen sind besonders darauf hinzuweisen, nicht zu früh in das Seminar einzutreten, sondern erst in einer längeren kaufmännischen Stellung die nötige praktische Erfahrung und Sicherheit in der Behandlung der kaufmännischen Arbeit zu erwerben.

Die Jahreszunahme studierender Frauen betrug im Sommer 1915 auf den 22 Universitäten des Reiches 445; es wurden im Sommer 1915 4575 eingeschrieben, gegen 4130 im Vorjahre und 2500 vor fünf Jahren. Die Jahreszunahme bewegt sich noch immer in aufsteigender Linie, da die Abiturientinnen der preußischen Oberlyzeen jetzt auch ohne vorherige praktische Lehrtätigkeit das Studium des höheren Lehramts beginnen können, seit sich das Kultusministerium Ende 1915 dafür erklärte. Ein entsprechendes Zeugnis erteilt den Schülerinnen der Seminarklassen der Oberlyzeen, die sich ausreichende Fertigkeit im Unterrichten angeeignet haben, die Lehrbefähigung für Lyzeen, Mädchenschulen und Mittelschulen einschließlich derjenigen für Volksschulen, jedoch mit der Bestimmung, daß die Inhaberin sich bis nach Beendigung des Krieges der Volksschule zur Verfügung stellen muß und erst nach Erfüllung dieser Pflicht auch zur Beschäftigung an Lyzeen und höheren Mädchenschulen zugelassen werden kann.

Andere ministerielle Erlasse, wie für Sachsen, wiesen die Gewerbeinspektoren an, die Vorschriften, welche in Friedenszeiten für die Einstellung weiblicher Arbeitskräfte zu gewissen Beschäftigungen und für bestimmte Betriebe bestanden, zu „mildern". Man hofft dort behördlicherseits, daß der Ausgleich zwischen Männer- und Frauenarbeit sich nach dem Kriege „ohne Härten" vollziehen wird.

So hat auch das Kuratorium des Internationalen Instituts für das Hotelbildungswesen in Düsseldorf bestimmt, daß Frauen zu denselben Bedingungen zum Studium und Abschlußexamen

zugelassen werden, wie sie für die Männer bestanden. Verlangt wird, falls kein Schulreifezeugnis — Maturität — nachgewiesen werden kann, der Nachweis des erreichten 18. Lebensjahres und das Reifezeugnis eines Lyzeums nebst zweijähriger Lehrzeit im Hotelgewerbe. An Stelle des einen Jahres der Lehrzeit kann bei Frauen der einjährige Besuch einer öffentlichen Handels- oder Haushaltungsschule treten. Die Frau wird sich als Büroleiterin, zur Leitung des Empfanges, als Kassiererin, Buchhalterin und Korrespondentin eignen. Ein weites Feld findet sie als Leiterin von Sanatorien, Kurhäusern, Familienpensionen, Feriengasthäusern, also in Stellungen, die vorzügliche wirtschaftliche und technische Vorbildung voraussetzen. Auch hier eröffnen sich durch den Beschluß der Hotelakademie neue und vielfache Möglichkeiten des Frauenerwerbs.

Vor dem Krieg war die freiwillige Hilfstätigkeit der Frau gegenüber der im Dienstverhältnis bezahlten Arbeitsleistung weitaus überwiegend; es liegt in der Natur der Dinge, daß sich diese Lage seit August 1914 nicht wesentlich verschoben hat. Doch haben sich auch für die bezahlte Berufstätigkeit der Frau im Gemeindedienst einschneidende, wenn auch nicht dauernde Änderungen herausgebildet. Darüber berichtete zu Anfang des Jahres Jenny Apolant auf Grund einer Umfrage, die an 45 Großstädte und 579 Verwaltungen von Stadt- und Landgemeinden erging. Durch Vergleichung ähnlicher Erhebungen aus den Jahren 1910 und 1913 ergab sich ein „überraschend schnelles Anwachsen der weiblichen Hilfskräfte, die Eröffnung neuer Arbeitsgebiete und eine Vertiefung des Arbeitsinhaltes durch starke Zunahme der mit organisatorischen Aufgaben verbundenen Ämter".

In der Waisenpflege ergibt sich für ehrenamtliche Pflege die hohe Zahl von 7224 Stellen, bei 2623 Pflegerinnen für freiwillige Armenpflege, eine Zunahme von 56 Prozent während der letzten fünf Jahre. Im gleichen Zeitraum stieg die Zahl besoldeter Frauen in der Armen-, Waisen-, Säuglings- und Jugendpflege von 325 auf 609, also um 87 Prozent. Geradezu unentbehrlich erscheint gründlichste Schulung auf drei den Frauen

erst seit einigen Jahren erschlossenen Arbeitsgebieten: der Schul-, Polizei- und Wohnungspflege. Die Zahl bezahlter Schulschwestern und Pflegerinnen der deutschen Großstädte ist seit 1910 von 4 auf 65 gestiegen. Auch hier wird nach dem Kriege zufallsmäßige Arbeit gegen besoldete in höherem Maße zu erwarten sein; gleichfalls für die Tätigkeit der Polizeiassistentinnen, deren Gesamtzahl zurzeit noch gering ist, die sich aber trotzdem in 36 Großstädten seit fünf Jahren um 140 Prozent erhöhte. Noch im Jahre 1910 gab es in keiner deutschen Großstadt Wohnungspflegerinnen; für 1913 waren es 7, und seit 1915 sind 64 besoldete Pflegerinnen in theoretischer und organisatorischer Weise tätig. Auch bei anderen städtischen Verwaltungskörperschaften erfolgte eine Zunahme besoldeter Arbeitskräfte; so ist für die verschiedenen Abteilungen der Schulverwaltungen ein Aufstieg von 104 auf 334 — also um 221 Prozent — zu verzeichnen, in der Armen-, Waisen und Gesundheitspflege wuchsen die Zahlen von 58 auf 253 gleich 336 Prozent.

Die Hausfrauen hat der Krieg plötzlich vor neue schwierige Aufgaben gestellt, und hier hat sich deutlich die Unzulänglichkeit der Ausbildung erwiesen, die das junge Mädchen auf diesem Gebiete bisher zumeist in wenigen Wochen oder Monaten sich in einer Koch- oder Haushaltungsschule oder zu Hause unter Anleitung der Mutter erwarb; sie bestand im allgemeinen nur im Erlernen der Handgriffe und notwendigen Verrichtungen. Allmählich mochten diese Frauen früher sich zurechtfinden. Nun aber kamen die reichsgesetzlichen Bestimmungen und die Forderung, bei Einschränkung der Auswahl und gesteigerten Preisen für eine zweckentsprechende Ernährung der Familie zu sorgen. Da versagten viele von den nach bisherigen Begriffen „guten" Hausfrauen. Es fehlte ihnen an Kenntnissen, an der Fähigkeit, das unbedingt Notwendige und das Nützliche von dem darüber hinausreichenden Angenehmen klar zu unterscheiden, an einem überschauenden Erkennen also ihres ureigensten Arbeitsgebietes. Aber schon vor dem Kriege gab es da und dort Schulen, die eine vertieftere Ausbildung in der Hauswirtschaft vermittelten, so zum Beispiel die Anstalten des Vereins für wirtschaftliche

Frauenschulen auf dem Lande. Und auch der Ausbildung tüchtiger Hauswirtschaftslehrerinnen in entsprechenden Seminaren mit abschließender Prüfung hatte sich erhöhte Aufmerksamkeit zugewendet.

Die Zukunft wird mehr Mädchen als bisher vor die Notwendigkeit eigenen Lebenserwerbs stellen, aber auch mehr vor die Notwendigkeit, durch einen Beruf ihrem Leben Inhalt und Befriedigung zu schaffen. Der Frau muß der Beruf vielfach Ersatz bieten für das, was der Mann neben der Berufstätigkeit besitzen kann, das Glück der eigenen Familie. „Das Suchen nach einer Arbeit, die die Mädchen zur Erfüllung aller in ihnen ruhenden Möglichkeiten führt, ist," wie Alice Salomon im Dezember 1915 im „Tag" ausführte, „in dieser Zeit nicht nur ein Recht, sondern eine Pflicht der Jugend, und zwar keineswegs nur unter individuellen, sondern unter sozialen und volkswirtschaftlichen Gesichtspunkten. Denn wenn die Volkswirtschaft nicht durch die ungeheuren Lücken, die der Krieg geschlagen hat, in ihrer Entwicklung gehemmt werden, wenn die Leistungsfähigkeit des deutschen Volkes in wirtschaftlicher und geistiger Beziehung auf ihrer bisherigen Höhe erhalten bleiben soll, dann müssen auch die Frauen weit mehr als bisher Qualitätsarbeit leisten."



Aus der Slowakei

Von Erich Sieghardt

Mit 12 Bildern

Das ist die Heimat jener kunterbunt gekleideten Kindermägde, die wir in Wien an schönen Tagen in öffentlichen Gärten langsam ihre Rollwägelchen vor sich herschieben sehen. Das auffallendste an ihnen sind die zahllosen, weiten, kurzen Röcke, die sich beim Gehen in malerischen Wellen um die in hohen Röhrenstiefeln steckenden Beine bewegen. Alle Regenbogenfarben findet man an der Tracht dieser Slowakinnen vereinigt; je bunter, desto besser.

Und doch wird von dieser seltsamen Kleidung, die wir mit lächelnder Bewunderung betrachten, ganz falsch geschlossen auf die Heimat jener Jungfrauen, die Slowakei, die durchaus nicht nur so sonderbar bunt ist, wie sie nach der Tracht ihrer Töchter und der Meinung Ununterrichteter eigentlich sein müßte.

Die Slowakei ist ein sagenhaftes Land. Die wenigsten wissen überhaupt, wo sie es zu suchen haben. „Dort hinten irgendwo," sagen sie mit einer unbestimmten Handbewegung nach dem fernen Osten. Die Slowakei ist aber ein ganz bestimmter, sehr schöner, gebirgiger Landstrich; nämlich Oberungarn. Sie dehnt sich vom Zipser Komitat östlich bis etwa zum Latorczatal, nördlich begrenzt von Galizien, südlich vom flachen Innerungarn. Als das Zentrum der Slowakei kann das Komitat Saros gelten.

Da ziehen sanfte Hügelketten, die sich gegen Norden zu immer stattlicheren Bergen erhöhen, weite Felder wechseln mit dichten, uralten Hochwäldern; da fehlt es nicht an engen Tälern, durch die sich schäumende Bäche den Weg bahnen. In den Lüften kreisen Falken und Geier, und wer Glück hat, bekommt auch einmal

einen Adler zu sehen. In den Wäldern jagt man das Wildschwein und stattliches Rotwild. Im Winter be-

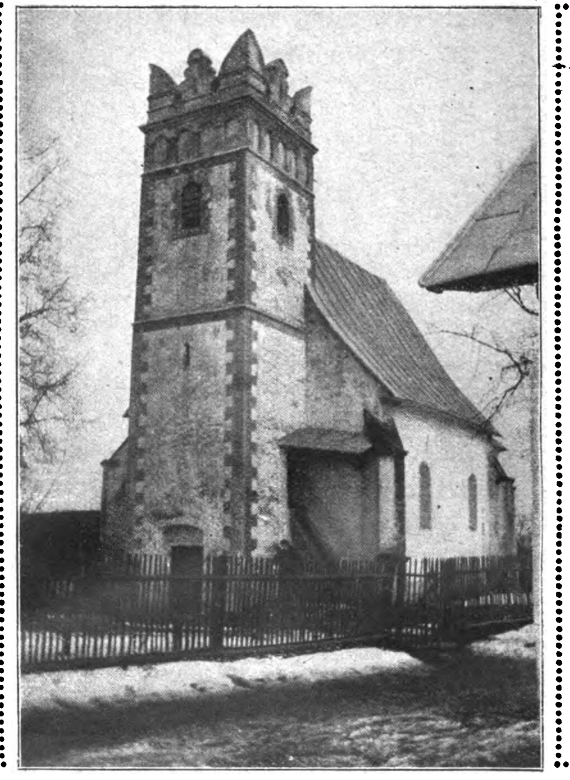


Abb. 1. Die sechshundert Jahre alte Kirche in Eperjes.

gegnet man noch zahlreichen Füchsen, die oft dreist und furchtlos am Wege sitzen.

Ein reiches, fruchtbares Land, voller Schönheit, verschont bisher von den Allzuvielen, die hier kein

Hotel, wenig Eisenbahnen und keine markierten Wege fänden.

Wenn so von der Slowakei geredet wird, wer denkt dabei an die geschichtliche Vergangenheit dieses Landes,



Abb. 2. Häuser in Eperjes. Ungarische Renaissance.

an wichtige und allbekannte Ereignisse, die sich hier abspielten.

Jede Musikkapelle spielt heute den Rakoczymarsch; aber daß die Rakoczys hier ihre Burgen hatten, Herren waren in der Slowakei, das weiß kaum jemand. Wenn man von Eperjes oder, wie es slowakisch heißt, von Presov, auf der Weststraße nach Leutschau, ins Tatragebiet fährt, so sieht man gleich auf einem steilen Hügel

die Reste einer gewaltigen Burganlage; das ist Sarosvar, die Rakoczyburg. Noch steht in Nagysaros das Kastell, wo Rakoczy II., der große Rebell, im Jahre 1701 gefangen wurde. Und wenn man von Eperjes nach Kapi



Abb. 3. Das altdeutsche Rathaus in Bartfeld.

fährt, so ragt dort zur Linken ein jäh aufsteigender Hügel empor, dessen Gipfel ebenfalls eine Rakoczyburg krönt. Und bei Iboro, dem aus den Karpathenkämpfen jetzt so berühmten Ort, der gegenwärtig nur noch ein zerschossener Trümmerhaufen ist, steht oder stand ebenfalls ein Kastell, das Rakoczy I. gehörte.

Außer diesen sind noch eine Reihe von Bauten hinter-

blieben, die das Entzücken jedes Kunstfreundes bilden müssen. Um sie zu sehen, genügt es, nach Eperjes und Bartfeld zu gehen, wie diese, jetzt Bártfa genannte Stadt ursprünglich hieß. Wie die meisten ungarischen

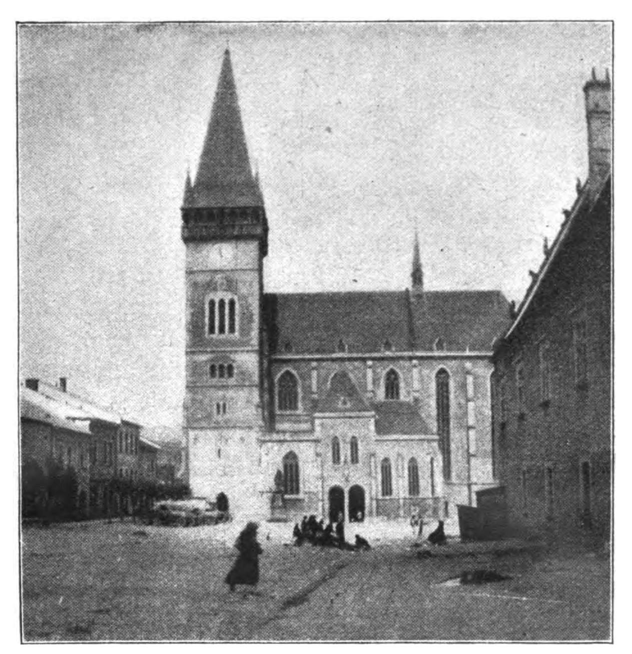


Abb. 4. Kirche aus dem 14. Jahrhundert in Bartfeld.

Provinzstädte ist Eperjes ein langgedehnter Straßenort; was es aus den Reihen anderer solcher Städte heraushebt, ist die große Zahl uralter Häuser, die noch jetzt, verunstaltet durch moderne Firmenschilde, in der Hauptstraße stehen. Die Neuzeit drängt sich um sie und zwischen sie mit geschmacklosen Zinsbauten; nur um

die sechshundert Jahre alte Kirche stehen sie noch lückenlos, wie in treuer Wacht (Abb. 1).

Da ist das berühmte Rakoczyhaus, in dem Rakoczy I. 1633 den Eperjeser Frieden mit Wien schloß, in dem Rakoczy II. residierte, und links und rechts davon eine Reihe ähnlicher Häuser, köstliche Typen oberungarischer Renaissance, altersgrau und verwittert (Abb. 2). Und zwischen ihnen, mächtig aufragend, die gotische Kirche, ein Überrest jener Zeit, da hier noch deutsche Kulturträger am Werk waren.

Vollends wehmütig wird diese Erinnerung an vergangene Zeit, wenn man Bartfeld besucht. Die ganze „Stadt" ist heute nur noch ein nicht allzu reinliches, langweiliges Dorf. Bis man den Hauptplatz betritt. Aber da steht man gebannt und glaubt zu träumen. Ist man in Alt-Nürnberg? Mitten auf dem akazienumsäumten Platz steht ein altdeutsches Rathaus mit spitzem Giebel; am First der „eiserne Rathausmann" (Abb. 3). Und über dem kunstreichen Eingang findet man die Inschrift: Jacobus Hueber — 1641. Im Innern dieses jetzt zum Museum gewandelten Rathauses findet man die allerköstlichsten Altertümer: Werke der Kunstschlosserei, alte Waffen und Fahnen; Werkzeuge des peinlichen Gerichts, wundervolle Schnitzereien, allerlei Hausrat, Meßbücher, alte Landkarten, Bilder und Stiche, Erinnerungen an Bartfelds Geschichte. Was müssen doch diese alten Bartfelder Bürger für Prachtkerle gewesen sein, daß sie sich in fernem, fremden Land solch ein stolzes Rathaus bauten, den Mittelpunkt ihrer blühenden deutschen Kolonie.

Und neben dem Rathaus die Egydiuskirche aus dem 14. Jahrhundert! (Abb. 4). Wer da einmal hineingerät, den bannen die Flügelaltäre mit ihrem Schnitz-

werk und ihren zahllosen alten Bildern stundenlang fest. Man kann sich nicht sattsehen an den unschätzbaren Denkmälern deutscher Art und Kunst, die da im weltfernen Bartfeld vergessen schlummern, selten nur von verständigen Kennern besucht und bewundert. Wie habe ich zur Zeit der Russenherrschaft im Komitat Saros um Bartfelds Rathaus und Kirche gezittert! Die Eindringlinge sind abgezogen, ohne Schaden an-

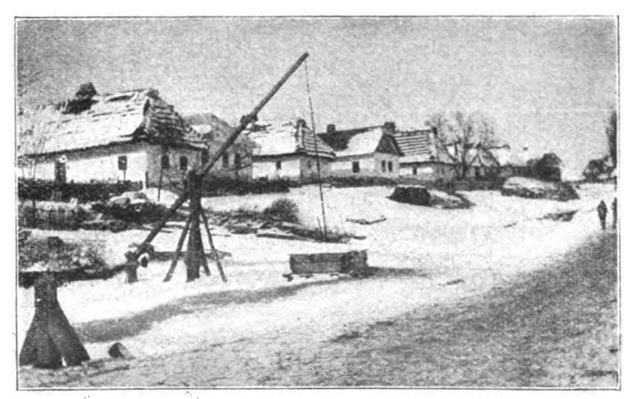


Abb. 5. Straße in einem Dorfe der Slowakei.

gerichtet zu haben. Es läßt sich schon leichter ertragen, daß die Rakoczykirche bei Iboro zerschossen wurde.

Jetzt ist es wieder friedlich still in der Slowakei. Die kleinen Dörfer mit ihren weißen, blauen, grünen Häuschen, die mich monatelang beherbergten, werden nun bald ihre militärischen Gäste verloren haben, die nordwärts gezogen sind, den fliehenden Russen nach.

Wenn man von den Dorfstraßen absieht, die bei Regenwetter abgrundtief sind, so machen diese kleinen Dörfer durchwegs einen guten Eindruck (Abb. 5). Meist

sind die Häuser mit Stroh gedeckt; rings um die Hausmauer läuft ein erhöhter Gang, damit man auch bei schlechtem Wetter vor die Tür treten kann, ohne im Schlamm zu versinken (Abb. 6). So uralt und verfallen nun auch diese Häuser von außen meist aussehen, so reinlich sind sie fast stets im Innern. Durch die Haustür



Abb. 6. Äußeres eines Hauses in einem slowakischen Dorfe.

gelangt man in die Küche, deren riesiger Herd sehr oft noch nach guter alter Art den Rauch des offenen Feuers durch das Dach abziehen läßt, so daß man in der Küche eigentlich in einer großen Räucherkammer steht. Von da kommt man in ein Zimmer, dessen Wände mit einer Unzahl von seltsam kindlichen Heiligenbildern und buntbemalten Tellern behängt sind. Oft kann man in einer Stube vierzig bis sechzig solcher Teller zählen. Und

noch etwas entdeckt der fremde Besucher in diesen Stuben: Spinnrocken und ganz alte, einfache Handwebstühle. Diese Spinnrocken sind mit Zinkblech gar zierlich eingelegt. Und ganz wie das „Heimgarten" in den Alpen, ist's auch in der Slowakei üblich, daß sich

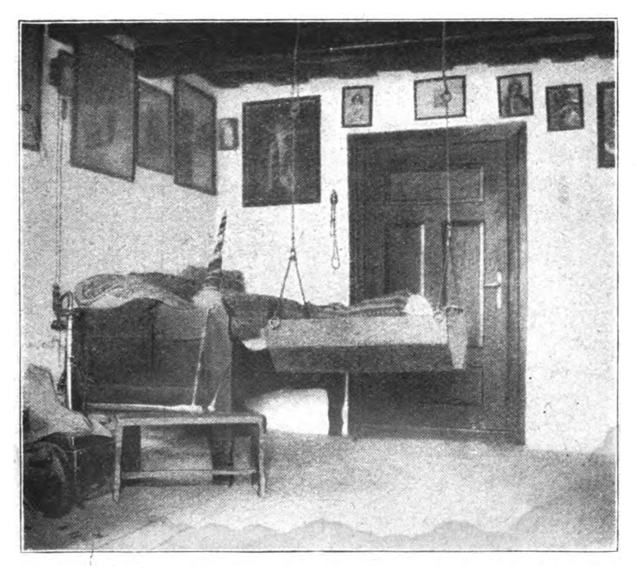


Abb. 7. Zimmer mit Wiege und Spinnrocken.

die Frauen und Mädchen abends einmal in dem, einmal in jenem Haus zum Spinnen zusammensetzen. Es ist ein Vergnügen, den flinken Händen zuzusehen, wie sie mit geschickten Bewegungen den Faden drehen und auf der Spindel aufrollen (Abb. 7 und 7 a).

Man spinnt hier sehr feinen „Bindfaden"; anders kann man es nicht nennen. Er wird dann entweder verkauft oder in den Webstuhl eingespannt. Dieser ist

ein schwerfälliges, plumpes Ding mit Pedalen und losen Schiffchen, die man mit der Hand zwischen den Fäden des Aufzuges hin und her wirft.

Ganz grobe Hausleinwand wird auf diesen Stühlen gewoben. Allenthalben sieht man sie dann bei Sonnenschein in langen Streifen zur Bleiche am Bach liegen.



Abb. 7a. Slowakische Frauen und Mädchen beim Spinnen.

Diese Hausindustrie ist allgemein in der Slowakei verbreitet.

Nie wird man in einem Slowakendorf auch Zigeuner wohnen sehen. Abseits stehen ein paar winzige, vollkommen zerfallene, unsagbar schmutzige und verwahrloste Hütten, von denen man überhaupt nicht begreift, daß sie noch stehen können — das sind die Zigeunerdörfer (Abb. 8). Nackte Kinder treiben sich davor herum, halbwüchsige Burschen und Mädel, braun wie Schokolade, mit ein paar Fetzen und Lumpen „bekleidet".

lungern zigarettenrauchend vor der Tür. Kaum zeigt sich ein Fremder, so stürzt ihm die schmutzige Horde entgegen. „Kraizar, kraizar,“ ist das einzige verständliche Wort, das man aus ihrem Geschrei heraushört. Sie betteln um einen Kreuzer. Manchmal holt auch einer



Abb. 8. Zigeunerbehausung abseits von Slowakendörfern.

der Burschen die Fiedel und spielt dir den Rakoczymarsch oder einen Tschardas. Aber da ergreift man schleunigst die Flucht, denn diese grundfalschen, kreischenden Töne hält niemand aus. So seltsam es auch ist: spielen können alle diese Zigeuner nicht, auch wenn sie sich zu Banden zusammentun. Zigeuner — die nicht geigen können!

Es gibt zwei Klassen von Zigeunern in der Slowakei: die einen spielen bloß, die anderen versuchen es mit der Arbeit, freilich mit einer absonderlichen Art von

Arbeit. Finden sie etwa ein verendetes Pferd, so häuten sie es ab und verkaufen die Haut, den Kadaver — essen sie. Und was solcherlei Geschäfte mehr sind.

Man muß an einem hohen Sonn- oder Feiertag vor der Dorfkirche stehen, wenn man die ganze Kleiderpracht der Slowakinnen bewundern will. Ich hatte das Glück, mich während der Ostertage in einem großen Slowakendorf aufhalten zu können. Da kamen sie am Ostermorgen zur Kirche, wie wandelnde Glocken, in weiten schweren Samtröcken, bordeauxrot, grün, blau, braun. In bunten, ärmellosen Jacken, reich mit Goldfäden und farbiger Seide bestickt, darunter das schneeweiße Hemd mit den kurzen, hochgebauschten Ärmeln. Die Mädchen tragen kein Kopftuch (Abb. 9). Sie haben den dünnen Zopf mit handbreiten, buntfarbigen Bändern durchflochten, so daß der gesamte Schmuck nun fast bis zur Erde reicht. Viele Mädchen sind wirklich schön zu nennen mit ihren klaren, regelmäßigen Zügen. Die Männertracht ist höchst einfach, Sommer und Winter fast gleich: weiße Jacken, weiße enge ungarische Hosen. Im Winter kommt dazu noch ein weiter weißer Mantel, der stets nur umgehängt getragen wird, oder ein langhaariger Zottelpelz (Abb. 10). So kommen sie in kleinen Gruppen zur Kirche gewandelt, vor der sich ein prächtiges, farbenleuchtendes Treiben entwickelt, trotz aller Buntheit doch wunderbar in sich abgetönt.

An den Abend des Ostersonntags, wo ich nach der Auferstehungsfeier vor der griechisch-katholischen Kirche ein besonders hübsches Bild sah, denke ich immer mit Freude: die Mädchen verließen die Kirche, faßten sich bei den Händen und bildeten so lange Reihen über die ganze Straßenbreite. Und während sie, ein eigentümliches Lied singend, dessen lebhafter Takt auf einen

freudigen Inhalt schließen ließ, die Dorfstraße hinabzogen, alle in ihren buntfarbigen Kleidern, schlüpften andere Reihen, die ihnen entgegen oder nachgelaufen kamen, zwischen den Reihen der Mädchen



Abb. 9. Slowakische Dorfjugend auf dem Heimweg vom Kirchgang.

unter den hochgehaltenen Händen durch in mannigfaltiger Verschlingung, so daß ein höchst anmutiger Reigentanz entstand, der sich allmählich in der Ferne verlor.

Wenn man längere Zeit in der Slowakei wandert, so fallen bald in vielen Dörfern zahlreiche Ruinen von Bauernhäusern auf. Der Dachstuhl ist ganz ein-

gestürzt, die Fenster sind ohne Scheiben, die Mauern oft geborsten. Frägt man nach der Ursache des Verfalles, so erfährt man, daß das Häuser von Ausgewanderten seien. Manchmal kann man in einem Dorf zehn und mehr solcher Ruinen zählen. Ihre Besitzer

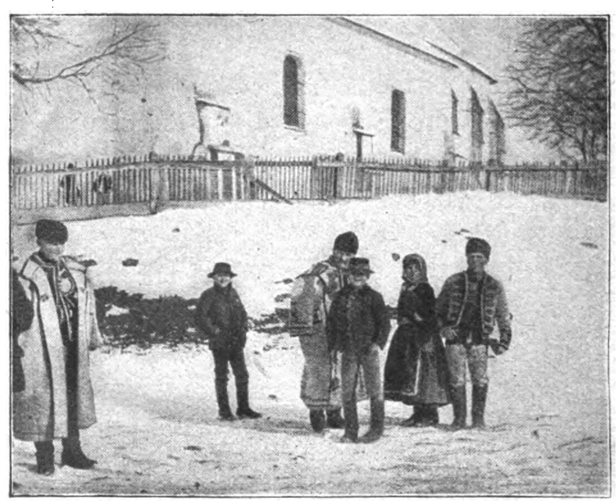


Abb. 10. Die eigenartigen Mäntel der slowakischen Bauern.

sind seit Jahr und Tag in Amerika; das Anwesen verfällt. Vielleicht kommt der Bauer eines Tages als reicher Mann heim, vielleicht ist er schon längst drüben verdorben und gestorben.

Wer diese Verhältnisse kennt, wird sich nicht wundern, wenn er von einem älteren Bauern, mit dem er sich durchaus nicht verständigen kann, plötzlich gefragt wird: „Do you speak english?“ Zuerst ist man ganz verdutzt, dann antwortet man englisch, froh, mit den Leuten

reden zu können. Aber es ist doch ein ganz toller Gedanke, tief in der Slowakei mit den Bauern sich — englisch zu unterhalten.

Im allgemeinen sind die Slowaken gutmütige Leute, wenn sie sich auch sichtlich über die Einquartierung



Sechshundert Jahre alte Holzkirche in byzantinischem Stil.

unserer Truppen wenig freuten. Ihren Vorteil wissen sie gründlich zu wahren, jeder Strohhalm, den einer „gestohlen", jeder Halm auf dem Felde, den ein vorbeifahrender Trainwagen gestreift, muß mit teurem Gelde entschädigt werden. Nur den jungen Mädeln behagen die militärischen Gäste mehr, als den Müttern lieb ist.

Nach Feierabend sieht man sie dann lachend und schäkernd beisammenstehen, die barfüßigen Dorfschönen

und die fremden Soldaten. Zu den Weisen der Zieh-harmonika wird Tschardas getanzt oder ein slowakischer Nationaltanz, bis es ganz dunkel wird und die letzten musizierenden Gruppen sich verlieren.

Das sind ein paar Bilder aus der Slowakei, in der die Russen so lange bange Wochen hausten, bis sie der große Fischzug unserer Heerführer wegfing mit einem einzigen vernichtenden Schlag.

Der Tod auf der Fahrt

Von Th. L. Seemann

Ich freue mich wirklich recht auf unsere Reise. Ist mal 'was anderes. Nicht das ruhelose Her-umhetzen von einem Ort zum nächsten; ich habe ein erquickliches Ausruhen sehr nötig."

Mein Besucher, der Apotheker Hans Ehrhardt, der mir in der Abenddämmerung auf dem Sofa gegenüber-saß, reckte die flache Brust heraus; seit den fünf Minuten, die er bei mir weilte, zündete er die zweite Zigarette an. Hustend stieß er den blauen, süßlichen Rauchstrom aus.

„Sie sollten nicht so stark rauchen, lieber Ehrhardt," sagte ich. „Sie sind sowieso kein Riese."

„Nein, leider nicht. Ich habe es ja neulich schon gestreift, bis zu meinem zwanzigsten Jahr bin ich immer kränklich gewesen, aber rauchen muß ich. Das gibt mir Dampf." Er lachte vergnügt, sah auf die Pakete, die neben ihm auf dem Sofa lagen, streichelte liebkosend eine lange Pappschachtel und sagte: „Genügenden Vorrat für unsere Sommerfrische auf österreichischem Boden habe ich schon eingekauft. Versteuern muß ich ihn frei-lich in Bregenz. Aber das tut nichts."

„Haben Sie sich bei Ihrer Braut verabschiedet?" fragte ich, ablenkend.

„Nein, noch nicht. Ich bin auf dem Weg zu ihr. Da ich aber an Ihrem Haus vorbeiging, mußte ich erst zu Ihnen heraufspringen. Herta ist von meiner Ab-sicht, gründlich auszuspannen, beglückt. Sie ist wirklich ein liebes, kluges Mädchen. Wenn sie mir nicht zuredete, hätte ich mich Ihnen vielleicht gar nicht angeschlossen. Aber es ist gut, daß Sie mich erinnern; zu spät darf ich nicht kommen." Er stand auf, stülpte den grauen

Filzhut auf den schmalen Kopf, hob seine drei Pakete auf und schob ein dickes, olivgrünes Buch in die Rocktasche.

„Reiselektüre?" fragte ich.

„Nein, es ist ein Werk über Okkultismus: Das Reich des Übersinnlichen."

„Ehrhardt," sagte ich ärgerlich, „Sie sind ein zu abergläubisches Huhn. Mit Mühe und Not habe ich Sie dem spiritistischen Zirkel abwendig gemacht, und nun versenken Sie sich in dieses mystische Kauderwelsch. Sie sind unverbesserlich."

„Aber es ist viel Wahres daran," entgegnete er eindringlich. In seinen schwarzen Augen glomm verhaltenes Feuer. „Mit dem kalten Verstand läßt sich nicht alles erklären."

„Der Aberglaube ist des Wunders liebstes Kind," zitierte ich scherzend.

„Ja, ja," wehrte er erregt ab. Hastig brannte er die dritte Zigarette an. „Also morgen früh neun Uhr fünfundzwanzig. Höchste Eile! Meine Herta wartet. Servus!" Er stürmte zur Tür.

Egg im Bregenzer Wald hatten wir uns zur Sommerfrische gewählt. Außer Ehrhardt und mir nahm Bankier Kopf noch an der Reise teil. Als wir uns am anderen Morgen auf dem Stuttgarter Hauptbahnhof trafen, war Ehrhardt niedergeschlagen und zerstreut. Das war nichts Neues. Seit seiner Verlobung schien er zeitweilig aufgeräumter, seine schwerblütige Gemütsveranlagung aber verdunkelte den aufflackernden Frohsinn stets von neuem. An jenem Morgen achtete ich auf seine trübe Verstimmung absichtlich nicht. Auf der Fahrt von Stuttgart nach Friedrichshafen schien er verdüsterter als bei der Begrüßung auf dem Bahnhof. Kopf suchte ihn durch einige seiner üblichen Witzeleien aus der Ver-

sunkenheit aufzurütteln, aber er schien das Gespött gar nicht zu hören. Der Zug durchfuhr das liebliche Gelände hinter Eßlingen: bunt blühende Wiesen, grüne Waldhügel, rotbraune Weinberge, graue Kirchturmvierecke, Dorfidyllen, von buschigen Obstbäumen umsäumt, einladende weiße Gastwirtschaften, trauliche Arbeiterhäuser, betriebsame, vielscheibige Fabrikgebäude, manchmal sauberen Villen ähnelnd, zuweilen mit feurigen Geranien auf den Fenstersimsen.

„Stopp mit der Grillenfängerei, Freund Hans. Dazu ist es wirklich zu schön draußen," sagte ich.

Ehrhardt raffte sich auf. Die Lieblichkeit der Landschaft übersonnte seinen Trübsinn. Er fing an zu plaudern und schmunzelte mitunter sogar bei Kopfs spaßigen Bemerkungen. Das lachende Tal von Geislingen tat sich auf. Laubige Bergbuckel flogen seitlich vorüber; bläulich umhüllte Durchbrüche öffneten sich, grasige Baumgärten, verträumtes Gebüsch, üppige Wiesensprengel schrägten sich in die Senke hinab. In ihr drängte sich mit verwitterten, roten, schieferblinkenden Dächern enggassig die alte Hohenstaufenstadt.

„Ehrhardt, wie wird es um diese Zeit übers Jahr sein?" sagte ich. „Da werden Sie die Hochzeitsreise mit Herta machen. Wird Ihnen bei dem Gedanken nicht ganz wunderbar zumute?"

Er reckte die Brust heraus. Seine schwarzen Augen glühten seltsam in innerer Glut; sein gelbliches Gesicht überflutete rosiger Schimmer. „Ja," rief er bestimmt, „hier wird unser gemeinsamer Weg vorübergehen, oder überhaupt nicht."

Er wurde lebhafter. Befremdender Galgenhumor blitzte durch seine Worte. Überstürzt erzählte er von Zukunftsplänen nach der Verheiratung, vom Ankauf

einer Villa, der Errichtung einer chemischen Fabrik und der Ausbeutung einer arzneilichen Erfindung, die ihm eine Million bringen müsse. Dazwischen lachte er hohl; gewaltsam, wie mich dünkte. Die erzwungene Heiterkeit befremdete mich an ihm.

Wir fuhren mit dem Eilzug, der auf der Strecke von Geislingen nach Ulm nicht anhält. Wider den Fahrplan kam es hinter Geislingen bei der Station Lonsee zu längerem Aufenthalt. Pfiffe schrillten, dann gab es einen Ruck; ein Wagen war angehängt worden. Bisher war unserer der letzte gewesen. Wir freuten uns von der lästigen Durchschütterung befreit zu sein. Kurz nach der Weiterfahrt durchschritt der Schaffner den Zug.

„Weshalb ist der Wagen angehängt worden?" fragte ihn Ehrhardt.

„'s isch a Leichawaga. Der nach Ulm goht."

„Ein Leichenwagen?" Ehrhardts Gesicht bedeckte sich mit fahler Blässe. „Hier hinter uns liegt eine Leiche?"

Kopf zerschnitt sich einen Apfel. „Also der Tod auf der Fahrt," sagte er kauend, „das ist keine gute Vorbedeutung. Bei jeder Gebirgstour zu dreien muß einer daran glauben, sagt man. Ich bin in der Unfallversicherung. Sie, Doktor," wandte er sich an mich, „sind als Dichter ja unsterblich. Bleiben also nur Sie übrig, Ehrhardt. Oder sollte Ihre Erfindung, von der Sie vorhin schwärmten, das Kräutlein sein, das gegen den Tod gewachsen ist?"

Ehrhardt sah den Bankier mit flackerndem Blick an. Mit beklemmender Gespanntheit befragte er den Schaffner über den Toten. Es ergab sich, daß unser toter Fahrgenosse ein Chemiker aus Ulm war, der auf einer Fahrt zu seiner Verlobten verunglückte. Aus irgendeinem

Grunde hatte bei einer Biegung der Straße die Steuerung versagt und das Auto war den Abhang hinuntergesaust, der Fahrer konnte sich durch einen Sprung noch retten, der Chemiker aber stürzte mit dem Kraftwagen um. Mit eingedrückter Brust zog man ihn unter dem zerschellten Gefährt hervor.

Auch mir war die Vorstellung unbehaglich, daß uns auf dieser Erholungsreise ein Mensch begleitete, der plötzlich dem schaffenden Leben entrissen war. Flüchtig beklemmte mich der Gedanke: der Tod folgt uns auf den Fersen. Ich verscheuchte die peinigende, ungewisse Vorstellung als bedeutungslosen Zufall rasch genug.

Anders Ehrhardt. Auf seine blasse Stirn traten Schweißperlen. Er schlug die hageren Finger vors Gesicht, es schien, als stöhnte er: „Also doch!"

Kopf blieb unberührt. Gleichmütig entkorkte er die halbe Flasche Lafitte, ließ den Wein in den Zinnbecher glucksen und sagte launig: „Sehn Sie, Ehrhardt, das ist das wahre Lebenselixir."

Ehrhardts Stimmung heiterte sich nicht wieder auf. Teilnahmlos ließ er während der Dampferfahrt von Friedrichshafen nach Bregenz des grünen Bodensees Gestade vorübergleiten. Sonnenbeglänzt lagen die festtäglich prangenden Städtchen in der schimmernden Luft über dem stahlblanken Seespiegel. Köstliche Gärten mit blühenden Rosenbüschen, leuchtenden Sonnenblumen, tiefblauen Passifloren, scharlachroten Gladiolen leuchteten in prunkendem Farbengewirr herüber. Hellgleißende Ziervillen mit japanischen Bootshäusern grüßten wie Zufluchtstätten glückseligen Friedens. Lichte Wiesenbreiten, durchsetzt von tiefschattigen Baumwipfelrunden, flimmerten im blitzenden Sonnenglast. Bre-

genz, auf schmalem Flachstrand in den See hinausgeschoben, tauchte auf. Der schroffe Bergzug dahinter, das Felsgrau mit dunklem Forst umflort, lag schwer und ernst vor uns. Wir blieben in Bregenz, bis es dämmerte. Ehrhardt erschien allmählich gefaßter. Dann fuhren wir im Tal der Ache hinauf nach Egg. Rauschend zwängte sich der glasgrüne, stürmende Fluß durch tannenumhegte Steilufer, umklammerte mit rieselnden Adern wirr aufgehäufte Blöcke, dehnte gischtende Wasser über das verbreiterte Geröllbett und wühlte sich unwillig zwischen beengenden Felsquadern in die ausgeschürfte, überschäumende Flutrinne.

Gegen neun Uhr trafen wir in Egg ein und suchten den bürgerlich-behäbigen Gasthof zur Post auf; nur zwei Zimmer waren noch frei, aber gegenüber, in dem dazu gehörigen Bau, konnten wir nach Belieben wählen. Ehrhardt entschied sich, dort zu wohnen. Er suche die Stille, sagte er. Lange saßen wir noch nach dem Essen beisammen, der Terlaner mundete trefflich; Ehrhardt trank gegen seine Gewohnheit rasch und viel. Er wurde gesprächig, redete von Ahnungen und Vorzeichen und schrie, mit dem Glase anstoßend, schließlich sei dies alles nichts als leerer Wahn. Kopf sah ihn halbseits an, rieb sich die Nasenspitze und sagte mit unverhohlenem Spott: „Ich gebe auf Ahnungen und Vorzeichen viel, ungeheuer viel. Darin bin ich geradezu strenggläubig. Genützt haben sie mir zwar noch nie, aber auch nicht geschadet. Alles Übersinnliche erfüllt sich wider Erwarten — des gesunden Menschenverstandes nämlich. Sie, Ehrhardtchen, sind als chemisch gereinigter Naturwissenschaftler ungläubig. Sie trumpfen mit Ihrer nüchternen Freigeistigkeit auf, aber Sie werden sehen, die Vergeltung für diesen Frevel bleibt nicht aus. Geben Sie acht, auf

Sie saust ganz sicher noch das an dem bewußten Haar hängende Schwert des Damokles herab."

Als wir uns nach elf Uhr trennten, schien es, als sei Ehrhardt nicht mehr ganz trittfest.

Heute waren es zwei Jahre, daß wir von Stuttgart abfuhren. Mein Blick schweifte vom Schreibtisch zum Abreißkalender, und das Datum rief die Erinnerung an die Reise nach Egg und ihre geheimnisvollen Ereignisse in mir wach.

Ich holte mir aus einem Schubfach des Schreibtisches die angstdurchzitterten Aufzeichnungen Ehrhardts aus jenen Reisetagen, die ich mir als wertvolle Zeugnisse seelischer und geistiger Verwirrung ausgebeten hatte. Von neuem vertiefte ich mich in die losen Blätter. Die erste Notiz stammte vom dreizehnten Juli, fünf Tage nach unserer Ankunft in Egg. Ich las:

„Ich ertrage es nicht mehr; ich muß mich entlasten. Warum mußte ich in der Nacht vor unserer Abfahrt den entsetzlichen Traum haben? Von da an folgte ein beängstigendes Vorzeichen dem anderen. Wird mich wirklich auf dieser Fahrt der Tod ereilen? Zu meinen Reisegefährten kann ich über meine furchtbare Angst, meine ununterdrückbaren Beklemmungen nicht sprechen. Kopf witzelt öde. Karmann würde meine Ahnungen und Erlebnisse auf ihre Hinfälligkeit oder Richtigkeit hin zergliedern. Er fände kein Ende, finge stets von neuem an; statt mich zu beruhigen, wühlte er mich nur tiefer auf.

Ich muß mich schriftlich erleichtern. Oh, der Traum! Herta erschien mir im weißen Brautkleid. Beglückt sah sie mich an, ich schritt beseligt auf sie zu, streckte die Arme nach ihr aus, da wandelte sich das lichte Braut-

kleid zu einem schwarzen Trauergewand. Der Boden wankte unter mir, ich verlor die Besinnung und hatte das Gefühl, daß ich in endlose Tiefen stürzte, unrettbar stürzte in einen jähen Abgrund.

Auf der Fahrt war ich innerlich ruhiger geworden, da hängte man in Lonsee den Leichenwagen an. Jede Faser in mir bebte und zitterte, als mir der Schaffner den Unfall schilderte. Entsetzlich. Ein blühender Mann, mir im Beruf verwandt, fährt frohgestimmt zu seiner Braut. Ein Stoß, ein Sturz, und er hat seinen letzten Atem verhaucht. Eisiges Grausen fiel mich an. — Ein zweites Vorzeichen! — Der Gedanke fraß sich in mich hinein: der Tod ist hinter dir auf der Fahrt! — Wir waren unterwegs, uns sorglos in der lockenden Ferne zu vergnügen, und hinter uns lag bleich und tot das Opfer eines grausamen, so unfaßbaren als unerbittlichen Verhängnisses. Deutlich sah ich mit offenen eigenen Augen das fahle Gesicht, die starr ausgestreckte Gestalt vor mir. Wie Stöhnen klang das stoßweise Ächzen und ratternde Rasseln des Leichenwagens in meinen Ohren. Ich verstand es. Er jagte mir nach — der Tod.

Ob mich die verhaltene Seelenqual abstumpfte? Ich kann es nicht sagen; aber in Egg löste sich der Druck. Ich betäubte den Rest meiner Angst in Wein; ich spöttelte über den Glauben an Vorzeichen, Ahnungen und Träume, fast schien es, als sei ich frei von aller Furcht und beklemmenden Gefühlen. Ich muß zu viel getrunken haben, aber ich schritt mit trotzigem Bewußtsein, mich nicht weiter quälen zu wollen, meiner Wohnung zu.

Ein prächtiger Anblick ward mir am nächsten Morgen vom geöffneten Fenster. Graugrüne Bergrücken, von hellgrün leuchtenden Matten und ernsten Waldinseln bestreut, mit heimeligen Meierhöfen, dehnten sich unter

dem blauen Himmelsraum. Feinfedrige Wolken breiteten geruhig ihre weißen Fittiche. Wohlige, würzige Luft strömte durchs Fenster. Im hügeligen Wiesengrund schliefen, regellos verteilt, die Schindeldachhäuser in vertrauender Geborgenheit, ungestört von dem unruhigen, zornigen Rauschen der Ache. Die Empfindung: hier genese ich, erfüllte mich mit Ruhe.

Der erste Schritt aber, den ich auf die Straße tat, erschreckte mich von neuem. An der grünen Haustür grinste mich ein weißes Schild mit der drohenden Aufschrift an: Doctor medicinae universalis Feuerstein. Warum mußte ich dort wohnen, wo die vom Tod in hundert Formen Verfolgten zagend und hoffend Hilfe suchten? War das nicht ein erneutes übles Vorzeichen? Später erfuhr ich, daß der Arzt des Ortes erst am Tage vor meiner Ankunft sein Sprechzimmer hierher verlegt hatte.

Als ich in das Speisezimmer der ‚Post‘ hinüberkam, saßen Karmann und Kopf beim Kaffee. Mein Gedeck lag an der Schmalseite der Tafel; unmittelbar davor stand in einem dunkeln Majolikagefäß eine schwarzgrüne schwermütig stimmende Araukarie. Nie konnte ich diese verkümmerten Zwergbäumchen leiden. In ihrer leblosen Starrheit, den düster-grünen Zweigwirteln erinnerten sie mich immer an die Grabzypressen auf den Kirchhöfen. Warum stand der Topf vor mir, warum nicht vor den beiden behaglich schlürfenden Reisegefährten? Sollte auch das eine Mahnung sein? — Wortlos nahm ich das Frühstück zu mir, fast widerwillig, ich zwang mich dazu, nur um keine Fragen zu hören, ob es mir nicht gut sei, ob ich schlecht geschlafen. Es war vereinbart worden, daß jeder seinen Tag verbringen konnte, wie es ihm gefiel. Nur zu den Mahlzeiten —

und auch da nur, wenn es anging — wollten wir zusammentreffen. Am zweiten Tag erst wollte ich mir die nähere Umgebung Eggs ansehen. Gemächlich stieg ich den Weg, der nach Großdorf führt, empor. Ziemlich auf der Höhe stand auf einem Pfahl ein Schild mit der Inschrift: An dieser Stelle wurden vom Jahre 1400 bis 1807 die Verbrecher hingerichtet. Ich wollte mich um den Eindruck weiter nicht kümmern, aber ich blieb stehen und starrte die Buchstaben an, suchte am Boden nach Resten von Mauerwerk, wie sie mir aus meinem Heimatort erinnerlich waren, denn auch dort stand vor den Toren ein ehemaliger Rabenstein. Gespräche, die ich in meinen Knabenjahren zu hören bekam, fielen mir ein — mein Großvater hatte als halbwüchsiges Kind noch die letzte öffentliche Hinrichtung mit dem Schwert erlebt — meine Gedanken kreisten um Galgen und Rad. Mitten in diesem herrlichen Naturfrieden sah ich das Blutgerüst aufragen, sah, wie der Zug mit dem gefesselten Verurteilten sich unter den Bittgesängen der Menge heraufbewegte, sah wie ihn der Nachrichter empfing, und ich sah — —

Soll ich all das Gräßliche auch noch in Worte zu fassen suchen und ausmalen, was mich eine gewiß kranke Empfindsamkeit in diesen Stunden fühlen und denken hieß? Auch hier wirkt ein mir unverständlicher Zwang; ich kann nicht anders. Vor mir lag das üppige Gras blutrot, Seufzer stiegen aus ihm empor, als der Wind darüber strich. Ich gedachte jener harten vergangenen Zeiten, da für die Justiz das Schwert locker saß und den Nacken für Nichtigkeiten durchschlug. Waren sie alle schuldig, die hier ihren letzten Atem gepeinigt und gemartert verhauchen gemußt? Traf es nicht in den Tagen des Zauberglaubens, des Hexenwahns und der Folter zahllose Unschuldige?

Wie lange ich grübelte, kann ich nicht sagen. Ein krächzender Rabe weckte mich aus schmerzlichem Brüten. Gewiß war er ein Nachkomme derer, die vor Jahrhunderten schon auf dieser Blutstätte lebten. Sollte dies abermals bedeutungsvoll sein? —

Es begann zu nässeln; dann tropfte es stärker, im vollen Regen kam ich im Gasthaus an.

Bei der Mittagstafel stand die widerliche Araukarie wieder vor mir. An den Plätzen der übrigen Tischgäste prangten Ramblerrosen in Gläsern. Während der Mahlzeit goß es in Strömen, und auch für die folgenden Tage hielt der Regen an. Die trübe Witterung verstimmte mich nicht, sie wirkte beruhigend.

Heute morgen machte mich ein liebes Schreiben von Herta sehr glücklich."

Der Brief, dem ein feiner Resedaduft anhaftete, lag noch bei den Aufzeichnungen Ehrhardts. Die Braut bat ihn, nicht alles so schwer zu nehmen, vor allem nicht auf schlechte Träume so viel zu geben und nicht von jeder Kleinigkeit schlimme Folgen zu erwarten, denn auch die vermeintlich geheimnisvollsten Vorzeichen und Ahnungen, von denen er so oft gesprochen habe, ließen sich natürlich genug auflösen. Mit klugen und lieben Worten bat sie ihn, aus geringfügigen Zufälligkeiten keine tiefere Bedeutung zu ergrübeln. Je mehr man darüber nachdächte, desto befangener müsse man werden.

Die nächsten Aufzeichnungen Ehrhardts trugen als Zeitangabe den neunzehnten Juli: „Es regnet unaufhörlich. Meine heitere Zuversicht ist dahin. Von neuem melden sich unheimliche Zeichen. Karmann und Kopf wollen nicht mehr hier bleiben. — Vor drei Tagen war ich im Schwimmbad. Ich fühlte mich außer-

ordentlich wohl. Als ich nach dem Baden die Ankleidezelle betrat, lag auf dem Boden ein kleines silbernes Kreuz aus Papiermasse. Wie mochte es dahin kommen? Ich möchte beschwören, daß es noch nicht da lag, als ich mich auszog. Solche Kreuze sieht man hier auf den Gräbern.

Umlauert mich doch der Tod?

Um allein zu sein, ging ich nach dem Bahnhof. Dort traf ich die Leute in Unruhe; man fürchtete ein weiteres Steigen der Ache. Sie ist ein falsches, heimtückisches Gewässer. Wenn sie noch höher stieg, mußte sie den Bahndamm überschwemmen und zerreißen. In der Nacht hatte sie ein Loch in den Damm gewühlt; man erwartete mit ängstlichen Bedenken den nächsten Zug. Als wir nach Egg herauffuhren, war mir das wilde Wasser schon verdächtig erschienen. Das Bahngleis läuft an ihrem rechten Ufer hin; lauernd rauschte sie neben uns. Auf der anderen Seite des schmalen Gleises schrofft sich der Felshang auf. Auffallende Schutzsicherungen gegen Felsrutsche und Steinschlag wechseln nacheinander ab. Wenn der Regen lange anhält, könnten sich wohl ganze Massen des Gebirges lösen und den Bahndamm mit einem der Züge unter niederbrechenden Blöcken haushoch vergraben.

Gestern glaubte ich eines der mahnenden Vorzeichen beseitigt zu haben. Vor dem Mittagessen — das Speisezimmer war noch leer — gab ich dem Topf mit der düsteren Araukarie einen Stoß. Sie fiel vom Tisch und zerbrach. — Ich habe mich entschuldigt und den Schaden bezahlt. Am Abend erschrak ich von neuem; vor meinem Platz stand in einem Glase jene aufdringliche, gelbe Blume, die man Wucherblume oder Ringelblume nennt, in meiner Heimat heißt man sie Totenblume. —

Kathrein, das Stubenmädchen, ist ein niedliches aber närrisches Wesen. Sie brachte mir Rasierwasser und erzählte, daß es im Hause nicht geheuer sei. Zu Zeiten sähe man ein kleines schwarzes, vollbärtiges Gespenst, wem es erschiene, der müsse sterben. Ich spottete sie aus; sie blieb aber bei ihrem Glauben.

Der wahre Grund ihrer Gespensterfurcht ist wohl dieser: es ist ihre Pflicht, für die Nacht einige Lampen im Treppenflur anzuzünden; sie vergißt es aber oft. Die läßlichste Ausrede für ihre Vergeßlichkeit ist die lächerliche Furcht vor dem todverkündenden, schwarzen Hauskobold. Das dumme Ding! Ich finde meinen Weg in dem stillen Haus schließlich auch im Dunkeln. Bis jetzt bin ich dem unheilvollen Wichtelchen mit dem rauhhaarigen Bart nicht begegnet."

---

21. Juli.

„Gestern abend stand es schlimm um mich. Ich nahm mir gegen Schlaflosigkeit Chloralhydrat und gegen die lästigen Nervenschmerzen, die mich manchmal quälen, Morphiumpulver mit. Ich fühlte, daß ich die Nacht schlaflos verbringen würde, und wollte ein Schlafpulver nehmen. Die Einzeldosen des Chloralhydrats hatte ich in weiße, jene des Morphiumpulvers in rote Papierbeutel geschüttet. Als ich das Chloralhydrat in das Wasserglas gab, fiel mir das Aussehen der Pulvermasse auf. War das wirklich Chloralhydrat? Ich kostete; es war Morphium! Hätte ich die große Menge eingenommen, so wäre mir das Ende gewiß gewesen.

Ich muß die Beutel verwechselt haben. Wie das geschehen konnte, ist mir unbegreiflich. Ich bin sonst so gewissenhaft bis zur äußersten Peinlichkeit.

Der Tod soll mich nicht überlisten."

---

24. Juli.

„Es regnet nicht mehr, es gießt wolkenbruchartig ununterbrochen. Meine Reisegefährten wollen nach Bregenz zurück und von dort nach Vorarlberg hinauffahren. Dort sollte das Wetter günstiger sein.

Vorgestern ging ich wieder zum Bahnhof. Die Ache war noch höher angeschwollen, der erwartete Zug ausgeblieben. War das Unglück schon geschehen? Ein Beamter erzählte, ein Felsblock sei knapp vor dem Zug auf die Schienen gestürzt. Der unaufhörliche Regen weiche die Berghänge auf. Eine Minute früher, und die Felsmasse mußte gegen den Zug prallen; eine Entgleisung wäre sicher gewesen, und in der angeschwollenen Ache wären alle ertrunken. Das Felsstück mußte gesprengt werden.

Wenn es weiter regnet, werden Bergstürze unausbleiblich sein. Wir müssen über diese Strecke zurück. — —

Kathrein, das einfältige Mädchen, schien mit ihrem törichten Aberglauben doch recht zu haben. Bis über elf Uhr war ich mit Kopf und Karmann zusammen geblieben; als ich mein Zimmer aufsuchte, brannte wieder kein Licht auf den Treppenabsätzen. Die Haustüre war offen.

Auf dem Flur vor meinem Zimmer huschte in der von der Straßenlampe gelblich durchschimmerten Finsternis eine kleine, dunkle Gestalt auf mich zu. Unwillkürlich hielt ich den Schritt an.

Was war das? Ich mußte an den gespenstigen Hauskobold denken, der jedem, dem er begegnet, den Tod verkünden soll. Ich wollte ihn abwehren, er tastete sich an meinen Beinen empor. Ich griff nach ihm, fühlte einen groben Haarwulst in den Fingern, stieß ihn von mir und stürzte zitternd in mein Zimmer. Mit bebender

Hand drehte ich den Schlüssel zweimal im Schloß. Ich war glücklich, Morphium und Chloral bei mir zu haben, denn die Nacht wäre mir in endlosen Ängsten und quälenden Träumen vergangen. Am Morgen erwachte ich zerschlagen und fröstelnd. Das Unterlaken war feucht von Nachtschweiß.

Als ich zum ersten Frühstück nach der ‚Post' hinüberging, lief mir ein junger, zottiger Köter nach. Er bellte, umsprang mich freundlich wedelnd, als sei ich ihm bekannt. Der Hausdiener sagte mir, daß der junge Tölpel dem Doktor gehöre; der habe ihn gestern erst gekauft. Am Abend sei er davongelaufen und in der Frühe sei er vom Dachboden herunter gekommen. Dort habe er wohl die Nacht verbracht. Das also war mein wirrbärtiger Hauskobold. Ich lachte so laut, daß mich der schwerfällige Hausbursche verdutzt anstierte. So verflüchten sich Vorbedeutungen zu Lächerlichkeiten. Es soll mir zur Lehre und Ermutigung dienen."

---

28. Juli.

„Karmann und Kopf reisten heute ab. Sie fuhren nach Bregenz zurück und wollen von dort nach Innsbruck. Elender könne das Wetter da auch nicht sein.

Hier rauscht es unaufhörlich und gleichmäßig vom grauumzogenen Himmel, alles trieft. Noch höher als in den letzten Tagen schwoll die Ache an. Meine beiden Bekannten wollten mich durchaus überreden, mit ihnen zu kommen. Ich mußte bleiben; zu stark war das warnende Gefühl in mir. Gab ich ihnen nach, so wäre auf dieser Fahrt das Furchtbare unvermeidlich gewesen. Die Steilhänge neben der Bahn sind stärker noch, als schon vor Tagen durchweicht. Bei der leisesten Erschütterung können große Teile der Bergmassen niederstürzen. Auch

wenn alle unverletzt blieben, mir war es gewiß nicht bestimmt. Nur ein Steinkeil brauchte durch das Fenster zu schlagen, um mich tödlich zu treffen. Schon vor Tagen, als ich von der Zugverspätung durch den Felssturz hörte, schwor ich mir, die Warnung nicht zu vergessen. Nicht nur meinetwegen, mehr noch um Hertas willen gelobte ich mir Vorsicht. Ich mußte es abweisen, auf der gefährdeten Strecke nach Bregenz zurückzukehren. Ich will den Tod nicht selbst herausfordern. So brauchte ich denn Ausflüchte und klagte über Schmerzen an jenem Tage und blieb zurück. Daß wir uns wieder treffen wollten, vielleicht schon gegen Ende der Woche, war alles, was ich versprechen konnte. Wenn die Bahnstrecke sicherer sein wird, fahre ich nach Bregenz und von dort nach Feldkirch. Regnet es weiter, so will ich über den Losen bis Dornbirn wandern.

Ich bin glücklich, Karmann und Kopf nicht mehr hier zu sehen. Ich brauche meine innere Unruhe nicht mehr zu verbergen. In den letzten Tagen des Alleinseins fühlte ich mich ruhiger, trotz aller trüben Gedanken, denn heute verlebte ich wieder aufregende Stunden. Ich bin in der Badeanstalt gewesen. Ganz allein. Wer sollte bei diesem naßkalten Wetter auch baden. Die Holzbohlen waren durch die Feuchtigkeit schlüpfrig geworden, ich glitt aus, hielt mich aber zum guten Glück noch aufrecht. Wäre ich gestürzt, so mußte ich unfehlbar mit dem Kopf auf die scharfe Steinkante, die den großen Schwimmraum umzieht, aufschlagen. Bewußtlos, betäubt, mußte ich ins Wasser fallen und ertrinken. Ich überzeugte mich, daß kein Mensch in der Nähe war, der mich retten konnte. In der Zelle fühlte ich dumpfbrennende Schmerzen an der Stirn. Ich griff nach dem Spiegel.

Quer über die Stirn zog sich ein schmaler, blutroter Strich. Meine Hände zitterten, der Streifen erschien unter den Augen. Ich bemerkte, daß der Quecksilberbelag abgeschabt war; die innen rotbeklebte Pappwand des Spiegels schimmerte durch das blanke Glas und täuschte das rote Zeichen vor. Das war natürlich genug erklärt. Aber lag nicht trotz allem in der Verkettung der einzelnen Umstände abermals eine Vorbedeutung? Warum mußte ich ausgleiten, warum die Vorstellung auftauchen, daß ich bei einem Fall mit dem Kopf aufschlagen konnte, woher kam der unerklärliche Schmerz auf der Stirn, und warum führte mich der Zufall gerade in die Auskleidezelle, wo der beschädigte Spiegel hing? Zufall? Es gibt keinen Zufall! —

Als ich angekleidet war, sah ich die Spiegel in allen Zellen an; keiner zeigte den an Blut erinnernden roten Riß."

---

1. August.

„Heute ermutigte mich ein zweiter Brief, der von Herta kam; sie schrieb mir so lieb und klug, tröstete mich über alle düsteren Bedenklichkeiten und hoffte, mich bald erholt und leichter gestimmt wiederzusehen. Ich wollte ihn diesen Blättern einfügen, verlor ihn aber durch Unachtsamkeit noch am gleichen Tage. Auf dem Weg nach Andelsbuch las ich ihn nochmals, schob ihn in die Brusttasche, und muß ihn vorbeigesteckt haben. Als ich den Verlust bemerkte, kehrte ich um und suchte den ganzen Weg sorgfältig ab. Vergeblich. Es tut nichts, denn ich behielt ja die lieben Zeilen fast wörtlich im Gedächtnis. Herta fühlte aus meinem letzten Briefe meine unsagbar gedrückten Zustände heraus, sonst hätte sie nicht schreiben können: Hans im Glück, du scheinst nicht nur im Nassen

zu patschen, sondern auch Trübsal zu fischen. Ich sitze fröhlich in meinem Stübchen und sticke eitlen Sonnenschein in die Fenstervorhänge unseres künftigen Heims. Sei du gleichfalls sonnenfroh, auch wenn es außer dir trübe ist. Aus grauestem Nebelkummer bricht doch immer wieder die Sonnenfreude.

Das liebe Mädchen!"

---

6. August.

„Nun bin ich anderthalb Wochen allein. Heute kam eine Karte von meinen Reisegefährten. Sie dringen darauf, daß ich endlich nach Feldkirch hinüberkomme. Vier Tage wollten sie noch auf mich warten, käme ich bis dahin nicht, so würden sie mich — wie Karmann, seiner Meinung nach, witzig schrieb — meiner Verkommenheit überlassen. In Feldkirch sei alles blau wie der Himmel. Die Plattheit ihrer Späße stimmt mich traurig. Niemand versteht meinen Zustand; ich muß alles allein tragen.

Noch immer regnet es hier, zwar nicht mehr ununterbrochen, aber doch noch lästig genug. Trotzdem soll es bei meinem Vorsatz bleiben. Ich will von hier gehen, aber die Bregenzerwaldbahn benütze ich nicht. Nie und nimmer. Über die Berge fort will ich nach Dornbirn wandern. — Ich bin nun gewarnt genug, um wachsam zu sein."

---

9. August.

„Ich bin glücklich in Feldkirch. Meine Bekannten empfingen mich mit ehrlicher Freude. Kopf wird sein. Witzeleien nie lassen.

Unbewußt traf er das Richtige, als er sagte, er habe kaum gehofft, mich lebend wiederzusehen. Oder hatten

sich die Mächte über mir dieses losen Mundes als eines scherzenden, aber ernsten Mittlers bedient? —

Mich wird niemand überzeugen, daß es nicht doch Kräfte gibt, Geister, die in unser Leben einzugreifen vermögen, wenn uns auch nicht möglich ist, darüber jemals klar zu werden. Vielleicht sage ich besser, daß sie einzugreifen versuchen. Allmächtig sind sie nicht alle. Nach meinem Urteil, wie auch nach meinen Erfahrungen gibt es unbezweifelbar Geister, die die Edelsten und Höchststrebenden an der Erreichung ihrer Ziele zu hindern trachten. Dafür gäbe es Beispiele genug. Wie sollte es sonst möglich sein, daß den Besten und Reinsten so viel mißlingt, oft ein ganzes Leben hindurch, indes den Niedrigen und Gemeinen alles spielend gerät? Es müssen überweltliche Geister am Werk sein, die kleinlich sind, hämisch, hinterlistig, böswillig und schadenfroh. Warum wohl? Weil die große Mehrzahl der Menschen, deren geistiger Gehalt sie einst waren, nicht anders beschaffen sind. Die guten Geister im Jenseits? Es sind die Wenigen, wie die guten Menschen auf Erden. Warum aber helfen sie trotzdem den Redlichen nicht? Weil die Guten ihrer Natur nach schlaff sind? Weil sie über die Kümmernisse der Welt hinausgewachsen sind? Hundertmal mußte ich ihnen grollen! Regt auch ihr euch, wie die bösen, ihr guten Geister. Das ist euere Pflicht! — —

Ich schrieb, daß ich glücklich in Feldkirch bin. Nicht grundlos. Von Egg wanderte ich über Schwarzenberg und den Losen nach Dornbirn und fuhr von dort mit der sicheren Arlbergbahn nach Feldkirch.

Auch auf diesem Weg stellte mir der Tod nach. Auf dem Höhenweg, an einem grasbewachsenen Rand, wo sich der Felshang steil in den Abgrund senkt, machte ich

kurz halt. Von den blaugrünen Waldflanken lösten sich weiße Dampfschäume ab. In wunderbarer Klarheit hoben sich die gelblichen Felsschroffen, die dunkelgrünen Einbuchtungen und lichten Wiesenflächen voneinander. In graubewölktem Himmel öffneten sich, unbegrenzt tief, blaue Klüfte. Eine davon füllte sich plötzlich mit Sonnenschein. Breite Strahlenmassen glänzten auf, ihr goldiger Schimmer fiel auch auf mich. Der blinkende Sonnenstreif erschien mir als frohe Verheißung. Ich hob die Arme zur Sonne und da — ich weiß nicht, ob ich einen Schritt vorwärts tat — entschwand mir der Boden unter den Füßen. Mit einem Ruck warf ich mich zurück. Der Rasenrand des Weges war abgebröckelt. Ich hörte den Sand rieseln, die Erdschollen unten dumpf aufschlagen. So wäre auch ich hinuntergerissen worden, unaufhaltsam, unrettbar. Der Tod war mir wieder einmal nahe gewesen."

15. August.

„Jetzt sind es sechs Tage, daß ich nach Feldkirch kam. Morgen wollen wir weg, um noch einige Tage in Überlingen zu bleiben.

Anfänglich war ich dagegen. So kurz vor den Toren Stuttgarts wäre ich eigentlich lieber zu Herta geeilt. Jetzt aber bin ich froh, daß ich nicht auf meinem Kopf beharrte. Ich werde so Zeit gewinnen, um mich völlig zu beruhigen."

19. August.

„Von neuem ist mir Unheimliches widerfahren. Vor drei Tagen stieg ich zum Carinawald hinauf. Ich fühlte mich frohgemut, wie seit langem nicht mehr. Auf dem Rückweg sah ich auf einer Wiese tiefblaue Glocken-

blumen leuchten. Sie schienen mich förmlich zu rufen. Ich wollte für Herta einen Strauß pflücken. Als ich mich bückte, um einzelne Blüten zu sammeln, wurde mir dunkel vor den Augen, es ward mir, als schwebte ich im leeren Raum; zuckender Schmerz hämmerte gegen die Schläfe. Ich verlor den Atem, und nur mühsam erholte ich mich.

Ich war mit dem Sträußchen eine halbe Stunde abwärts gewandert. In der brennenden Sonne wurden die Blumen in meiner Hand matt. Da rauschte irgendwo eine Quelle. — Verwelken sollt ihr nicht, dachte ich, wie auch meine Hoffnungen es nicht sollen. Ich wollte das Sträußchen im strudelnden Wasser befeuchten, als es mir wieder die Augen schwarz umdämmerte; wieder fühlte ich das schmerzhafte Pochen in der Stirn. Gewaltsam unterdrückte ich im Weitergehen ängstliche Betrachtungen. In Feldkirch angelangt, war ich beruhigt; es konnte sich diesmal nur um belanglose Schwächeanfälle handeln.

Und doch . . .! Von neuem sinne ich nach, es zwingt mich dazu, mit einer triebhaften Gewalt, der ich mich nicht entziehen kann. Wie soll dies seltsame Zusammentreffen begreiflich sein, daß sich meine Augen zweimal hintereinander verdunkelten, daß ich den Schmerz in einem Augenblick empfand, als ich froh an Herta, ihre Liebe zu mir und an meine nächste Zukunft dachte? —"

---

21. August.

„Wir sind seit Tagen in Überkingen. Am Abend werden wir nach Stuttgart zurückfahren. Ich kann die Zeit kaum erwarten. Wir werden die kurze Fahrt im Auto machen. Mich warnte zwar nichts, trotzdem war ich innerlich unfrei; aber ich wollte nicht widersprechen.

Gestern vormittag war allerdings etwas Befremdendes geschehen. Ich erging mich allein vor dem Ort und malte mir das Wiedersehen mit Herta aus. Ich hielt sie in meinen Armen und beugte mich zum Kuß, da durchzuckte mich wieder der stechende Schmerz. Was bedeutete das? — —

Ich werde die unheimlichen Beklemmungen nicht los. Bin ich dem Tod noch immer nicht entflohen? Bis zuletzt aber will ich auf der Hut sein. Oh, meine Herta! Nur wenige Stunden noch, dann bin ich auf der Fahrt zu friedvoller Ruhe, und alles hat ein Ende."

Ehrhardts Aufzeichnungen schlossen mit diesen Zeilen. Ich legte die Blätter fort und überdachte nochmal die letzten Stunden der damaligen Reise. Nach acht Uhr fuhren wir von Überkingen ab. An dem Wagen, den wir bestellt hatten, war nicht alles in Ordnung, so daß sich die Abfahrt gegen unsere Absicht verzögerte. Es dunkelte, als wir einstiegen. Ehrhardt bestand darauf, neben dem Fahrer zu sitzen. Etwa eine Stunde waren wir unterwegs, als hinter uns mit aufleuchtenden Blitzen und grollendem Donner ein schweres Gewitter heraufkam. Der Lenker beschleunigte die Fahrt. Das Gewitter schien uns förmlich zu verfolgen. Wir flogen dahin, trotzdem rückte es uns flammend und donnernd näher. Es war stockfinster geworden. So kurz vor Stuttgart war es besonders verdrießlich, vielleicht bis auf die Haut durchnäßt zu werden. Der Fahrer steigerte die Geschwindigkeit; wir sausten in rasendem Lauf vorwärts, aber die Straße war gut.

Plötzlich, an einer Kurve, die am Berghang entlang lief, gab es einen Stoß. Das Auto schwankte.

Ehrhardt schrie auf, schnellte von seinem Sitz, sprang nach der Straßenböschung hinab und war verschwunden.

Im gleichen Augenblick bremste der Führer. Wir riefen Ehrhardt beim Namen. Keine Antwort mehr kam zurück.

Der Führer nahm die Lampe heraus und leuchtete den Platz ab. Links, auf der Seite, nach der Ehrhardt abgesprungen war, lag ein alter Steinbruch. Wir stiegen den Abhang hinab. Wir fanden ihn röchelnd.

„Der Traum, der Traum, der Leichenwagen, Herta, meine Herta!" flüsterte er noch.

Dann war alles zu Ende.

Es klopfte, und einer meiner Bekannten trat ein.

„Nun," fragte er, „weilten Sie in einer anderen Welt?"

„Ja, ich habe Ehrhardts Aufzeichnungen wieder einmal gelesen. Sie kennen ja ihren Inhalt und auch den traurigen Abschluß der Reise. Jetzt glaube ich die Lösung dieses Rätsels gefunden zu haben."

„Nun?"

„Ich glaube, daß der Mensch oft zur Erfüllung irgendwelcher Vorzeichen selbst beiträgt. Durch fortgesetztes Grübeln über mögliche Bedeutungen gerät er immer tiefer in den Bann solcher Gedankenkreise. Die nichtigsten Vorkommnisse werden nach vorgefaßten, abergläubischen Meinungen als Beweisstücke ausgelegt. Ahnungen und Vorzeichen müssen ihm so als eherne Glieder einer Kette erscheinen, die ihn unentrinnbar umstrickt. Jede besonnene Überlegung, alle geistige Widerstandskraft werden durch entnervende Furcht geschwächt. Zur gegebenen Stunde unterliegt er schließ-

lich nicht der Macht eines vorbestimmten Geschickes, sondern seiner verängstigten Einbildung und von ihm selbstgeschaffenen, verwirrenden Zwangsvorstellungen. Ehrhardt verfiel dem Tod, weil er ihm mit Gewalt entrinnen wollte."

„Das mag richtig sein," meinte mein Besuch nachdenklich, „und gewiß liegt es auch in vielen anderen Fällen nicht anders."



Majestätsbeleidigungen unter römischen und deutschen Herrschern

Von Hermann Landolt

Im alten Orient und in Ägypten bildete sich die Auffassung, daß der oberste Regent des Landes göttlicher Natur teilhaftig sei; der König war nach altorientalischer Lehre nicht nur Stellvertreter Gottes auf Erden, er stammt geradezu von den Göttern ab. Die ägyptischen Pharaonen nennen sich Abkömmlinge oder Söhne des Râ, des Sonnengottes. Ihr Stammbaum ist überirdischer Natur, sie selbst sind durch solche Herkunft die eigentlichen „Mittler zwischen Himmel und Erde". Der Kaiser von China nannte sich bis in unsere Zeit den „Sohn des Himmels". Als Alexander der Große Babylon eroberte, mußte er sich der seinen Mazedoniern fremden Auffassung des Orients bequemen und ein „Gott" werden. Ohne der Landesauffassung sich zu fügen, konnte er im eroberten Lande nicht als Herrscher gelten. Diesem Geiste entstammen alle Erzählungen der überirdischen Geburt Alexanders, wonach seine Mutter von einem Gott oder einem Drachen heimgesucht worden sei. Auf Münzen ward Alexander dargestellt mit dem Widderhorn überm Ohrgelock, dem gleichnismäßigen Abbild des Gottes Jupiter Ammon.

Im alten Rom der republikanischen Zeit entfaltete sich der Begriff der „lex Cornelia majestatis", ein Gesetz, das sich gegen alles kehrte, was gegen die römische Nation und ihren Bestand als Staatswesen feindselig oder zerstörend aufzutreten wagte, wie: „Verräterei des Heeres, Aufwiegelung des Volkes, üble Verwaltung der Republik", wider alles also, was im Widerspruch mit der „Majestät des römischen Volkes" stand. Grundsatz dieses demokratischen Begriffes war allerdings, daß nur „Taten geahndet wurden, Worte dagegen unbestraft blieben". Die Volkstribunen, in denen sich die „Majestät des römischen Volkes" verkörperte, waren nicht persönlich, wohl aber als Beamte unantastbar, doch in anderem Sinne, als es später die „Heiligkeit und Unverletzlichkeit der Person seiner Majestät des römischen Kaisers" werden sollte. Julius Cäsar gab dem alten Cornelischen Majestätsgesetz in der „lex Julia majestatis" eine persönlich

verschärfte Wendung; sein Nachfolger Cäsar Augustus baute darauf weiter und ließ Untersuchungen über Schmähschriften, die gegen ihn umliefen, anstellen. Tiberius aber nahm der neuen Rechtsbestimmung ihre ursprünglich demokratische Bedeutung völlig, indem er sie auf die „Majestät des Imperators" mit der Begründung übertrug, daß: „bestehende Gesetze angewendet werden müßten".

Von da ab konnte alles als Verbrechen wider die Person des Kaisers ausgelegt werden: „Schweigen oder Reden, Freude und Trauer, geäußerte Befürchtungen wie Zuversicht, alles war Verbrechen und zog häufig die schwersten Strafen nach sich." Nach dem römischen Geschichtschreiber Tacitus entstand damit „schweres Unheil und das größte Elend der Zeiten". Der gleiche Schriftsteller sagt, daß die Gerichte, die über Majestätsverbrechen abzuurteilen hätten, oft kaum ihre Arbeit bewältigen konnten. Nach Plinius wimmelte das ganze Reich von lebendigen Lauschröhren, Angebern und Lockvögeln, „den ärgsten Schurken unter allem, was auf zwei Beinen geht". Die „Verbrecher" wurden mit Verschickung in ferne Länder, Entziehung des Vermögens oder Hinrichtung bestraft.

In der Nähe eines Standbildes des „großen" Augustus durfte man nicht wagen, jemand zu schelten oder zu schlagen oder sich zu entkleiden. Es genügte zu einer Anzeige, an unpassenden Orten, in gewöhnlichen Gasthäusern oder im öffentlichen Bade mit einem Ring am Finger betroffen zu werden, der des Kaisers Bildnis trug, oder an solchen Orten mit einer Münze zu zahlen, der das Gesicht und der Name des Herrschers oder eines Mitgliedes seiner Sippe aufgeprägt war. Einem schlechten Schauspieler, dem der Cäsar Beifall klatschte, die Auszeichnung zu versagen, galt so gut als Verbrechen, wie sie im entgegengesetzten Fall zu wagen. Wie Dio Cassius berichtet, lebte man „in größter Angst und Scheu selbst vor seiner nächsten Umgebung, mied Zusammenkünfte und Gespräche vor Bekannten nicht weniger als vor Fremden, ja, man sah sich sogar nach stummen, leblosen Dingen, nach der Decke und vor Wänden scheu um," und war nirgends sicher vor Lauschern und Angebern.

Nicht alle römischen Kaiser duldeten oder verlangten selber die scheinrechtliche Handhabung einer solch erniedrigenden Gesetzesbestimmung. Augustus, Vespasian, Titus, Nerva, Trajan, Hadrian, Antonius Pius und Mark Aurel hielten sich fast völlig frei davon. Der Geschichtschreiber der römischen Kaiser, Sueton, legt Augustus die Worte an seinen Adoptivsohn Tiberius in den Mund: „Sei nicht aufgebracht darüber, daß es Leute gibt, die böse Reden über mich führen; es ist genug, wenn wir so stehen, daß uns niemand Böses antun kann." Tiberius handelte später nicht nach solcher Weisung. Vespasian verbot die Erhebung von Anklagen wegen „Majestätsbeleidigung" und begnadigte alle unter seinen Vorgängern deshalb Verurteilten, ja er ließ Angeber solcher Dinge öffentlich auspeitschen.

Während sich unter steigenden orientalischen Einflüssen im römischen Kaisertum die „Heiligsprechung", ja geradezu die „Vergöttlichung" des Herrschers vollzog, blieb der germanischen Rechtsauffassung, mit der Götter und Priester in diesem Sinne nichts zu tun hatten, der römisch-rechtliche Begriff der zu beleidigenden Majestät völlig fremd. Der germanische König, oberster Anführer oder Richter, besaß ursprünglich keine unbedingt persönliche Gewalt, und auch späterhin, als sich in dem germanischen „Großkönige" die gesamte Volksgewalt durch gesteigerte Machtfülle verkörperte, blieb das germanische Recht immer noch weit davon entfernt, ihm eine „majestas" im römischen Sinne beizulegen. Die deutsche Kaiserwürde wird nach Karl des Großen Vorgang allerdings ein „sacrum imperium" genannt, aber der deutsche Kaiser im „Heiligen Römischen Reiche Deutscher Nation" war sowohl staatsrechtlich wie tatsächlich nichts weniger als ein römischer „Imperator", ein Herrscher mit unbedingter Gewalt. Er war weder unverletzlich noch unverantwortlich, denn er unterstand dem Spruch des Pfalzgrafengerichtes, das ihn anklagen und verurteilen konnte. Im östlichen Byzanz blieben orientalische Anschauungen über das Herschertum lebendig und bewirkten durch die Aufnahme byzantinischer Rechtsauffassungen eine Wandlung, die sich aber niemals im römischen Sinne dauernd durchzusetzen vermochte. Das ger-

manische Empfinden bot ihm keine ernstliche Wachstumsmöglichkeit, trotz dem 1313 unter Kaiser Heinrich VII. erlassenen Gesetz: „de crimine laesae majestatis".

Bei germanischen Völkern und Fürsten blieb mit der natürlichen Empfindung auch eine gesunde Rechtsform lebendig. Kaiser Maximilian trug eine sehr stattliche Hakennase im Gesicht. Auf einem Augsburger Reichstag wurde ihm sein Bildnis gemalt, in Holz geschnitten, in Kupfer gestochen, in Metall gegossen, in Wachs und Gips geformt, ja aus Pfefferkuchenteig gebacken überreicht. „Hilf Gott," rief Max, als er die Fülle der Möglichkeiten, seine Nase zu formen, sah, „welch kunstbeflissen Volk lebt hier! Wer immer eine große, krumme Nase machen kann, kommt, mir damit zu dienen." Über Spottschriften auf ihn, die sein Hofnarr Kunz von der Rosen ihm zur Tafel brachte, äußerte er sich zu dem Kaufherrn Fugger: „Dergleichen Schmachlieder sind so schnell wieder vergessen, als sie aufkommen. Keines dauert so lang wie das Lied ‚Christ ist erstanden', das man nun schon an fünfzehnhundert Jahre singt." Ein Höfling spottete über die Unternehmungen eines Gelehrten, der für Maximilian das Alter des Hauses Österreich durch einen Stammbaum zu erweisen bemüht war, und schrieb die Reime auf ein Blatt:

„Da Adam grub und Eva spann,
Wer war wohl damals Edelmann?"

Der Kaiser setzte mit eigener Hand darunter:

„Ich bin ein Mann wie ein andrer Mann,
Nur daß mir Gott die Ehre gann."

Um die Zeit, als Tilly Magdeburg belagerte, erschien eine bösartige Spottschrift auf Johann Georg I. von Sachsen. Man brachte den Verfasser, der sich durch eitle Reden verriet, nach Dresden, wo ihn Georg vor den Staatsrat führen und das Schriftstück vorlesen ließ. Als es vorgetragen war, gab der Kurfürst dem zitternden Menschen, der sein Leben verwirkt glaubte, die Gründe seiner Handlungsweise der Reihe nach bekannt und sagte: „Nun hast du gehört, warum ich so und

nicht anders gehandelt habe, wenn es auch weder dir noch deinesgleichen gefallen mag. Leute wie dich um Rat zu fragen, ist mir nicht vonnöten. In Zukunft spare deine Worte, damit dich deine vorwitzige Zunge vor Unglück bewahre." Damit gab er den Mann frei.

Ein verabschiedeter Offizier Friedrichs des Großen, der, ohne Unterstützung geblieben, mit seiner Familie in größte Not geraten war, schrieb eine Schmähschrift gegen den König; sie war so bitter, daß Friedrich, der sonst auf solche Druckwerke nicht achtete, fünfzig Dukaten Belohnung auf die Entdeckung des Verfassers setzte. Der Offizier meldete sich selbst dem Könige und bat um die ausgeschriebene Summe, um damit seine hungernde Familie zu retten. Friedrich fuhr ihn barsch an: „Fort, aus meinen Augen, nach Spandau! Dort sollt Ihr Euern Lohn haben." Dem Bestürzten wurde ein versiegeltes Schreiben an den Kommandanten der Festung eingehändigt. Zu seiner Überraschung verkündigte man ihm dort den Inhalt der königlichen Schrift: „Ich übergebe das Kommando von Spandau dem Überbringer dieser Order. Seine Frau und Kinder werden mit den fünfzig Dukaten baldigst nachkommen."

Joseph II., von dem Friedrich der Große sagte: „Er ist ein Kaiser, wie Deutschland lange keinen gehabt hat," kümmerte sich nicht um die vielen Bosheiten, die man auch über ihn in Umlauf brachte. Seine Minister bedrängten ihn in einem gröblichen Falle, wo einer der Ihrigen stark mitgenommen war, doch ohne jeden Erfolg. Zuletzt sagte der Kaiser: „Man macht es mir nicht besser, und ich lasse mir's gefallen. Ist der Tadel gerecht, so nütze ich ihn; ist er unbegründet, so lache ich darüber. Tun Sie das gleiche." Einer der Minister gab sich nicht zufrieden und drängte weiter in den Monarchen, bis er zu hören bekam: „Wenn Sie glauben, daß der Verfasser Sie verleumdet hat, so gehen Sie vor die Gerichte; er soll nach den Gesetzen, aber nicht anders bestraft werden. Ist es aber Wahrheit, was er schrieb, dann bessern Sie sich."

Schon 1746 richtete Friedrich der Große an seinen Justizminister v. Cocceji ein Schriftstück, worin die Worte stehen:

„Wenn etwa dumme oder unvernünftige Leute sich über Mein Sujet im Reden vergehen sollten, will Ich daraus keine Affaire gemachet wissen, allermaßen Ich, dergleichen zu ressentieren, zu weit unter Mich halte, und, wann sich etwa jemand durch Reden oder Ausdruck über mein Personal vergehen möchte, solches mehr verachtens- als strafenswert finde, daferne es nur nicht sonsten Dinge sind, die den Staat selber angehen." ...

An den englischen Ministerresidenten Earl Marishal schrieb Friedrich der Große am 23. Oktober 1753: „Ich bin so glücklich, lieber Lord, völlig gleichgültig gegen alle Äußerungen in Wort und Schrift über meine Person zu sein. Ja, ich rechne es mir zum Ruhme an, einem armen Schriftsteller zu einem Verdienst zu helfen, der vielleicht Hungers sterben müßte, wenn er nicht auf mich schimpfen könnte. Das Urteil des Publikums habe ich stets verachtet, Richtschnur meiner Handlungen ist immer nur mein eigenes Gewissen gewesen.... Jeder im öffentlichen Leben stehende Mann muß der Kritik, der Satire, ja oft genug der Verleumdung als Zielscheibe dienen. Jeder, der einen Staat regiert hat, sei es als Minister, als General oder als König, hat Sticheleien ertragen müssen; es wäre mir sehr unangenehm, wenn ich der einzige sein sollte, dem dies Schicksal erspart bliebe. Ich verlange keine Widerlegung des Buches, auch nicht die Bestrafung des Verfassers, ich habe es mit großer Gemütsruhe gelesen und sogar einigen Freunden mitgeteilt. Ich müßte eitler sein, als ich bin, um mich über derartigen Schmutz zu ärgern, mit dem jeder auf der Straße beschmutzt werden kann, und ich müßte ein schlechterer Philosoph sein, als ich bin, wenn ich mich für vollkommen und über die Kritik erhaben halten wollte. Ich versichere Sie, lieber Lord, daß die Schimpfreden des namenlosen Verfassers die Heiterkeit meines Lebens auch nicht durch die kleinste Wolke getrübt haben und daß noch zehn ähnliche gegen mich gerichtete Schriften herauskommen könnten, ohne meine Denkweise und Handlungsart in irgendeiner Beziehung zu verändern."

Der große König, der „einzige Friedrich", besaß auch freien Humor genug, um einmal die Anfrage des Berliner Stadtober-

hauptes fein zu beantworten. Man wollte wissen, wie ein Bürger zu bestrafen sei, der Gott, den König und den Magistrat zu lästern gewagt habe. Friedrich antwortete: „Daß der Arrestant Gott gelästert hat, ist ein Beweis, daß er ihn nicht kennt; daß er mich gelästert hat, vergebe ich ihm; daß er aber einen edlen Rat gelästert hat, dafür soll er exemplarisch bestraft werden und auf eine halbe Stunde nach Spandau kommen."

Im Jahre 1781 ließ der König den Kaffee hoch besteuern. Das Volk war aufgebracht über die Verteuerung seines Lieblingsgetränkes. Eines Tages ritt der König, nur von einem Reitknecht begleitet, aus und sah von weitem auf dem Werderschen Markte das Volk sich drängen. Er ritt darauf zu und fand ein Bild angeschlagen, das ihn verspottete, wie er selbst kläglich auf einem Schemel hockt, eine Kaffeemühle zwischen den Knien haltend, mit der Rechten mahlend, mit der Linken gierig nach herausfallenden Bohnen greifend. „Hängt es doch niedriger, daß die Leute sich nicht den Hals ausrecken!" ruft der Alte Fritz. Die Volksmenge jubelt, die Spottfigur wird von der Wand gezerrt und in tausend Fetzen zerrissen. Von lauten Hochrufen begleitet, ritt der König langsam weiter.

Kein Zufall ist es, daß unter den römischen Kaisern, die nichts wissen wollten von Beleidigung der Majestät, Philosophen waren, allerdings, trotz Mark Aurel, kaum in Wahrheit so große darunter, wie der Philosoph von Sanssouci es gewesen, den seine Zeitgenossen den „Herrgott von Preußen" nannten.



Tierleben im Kriege

Von Franz Wichmann

Brüllender Schlachtendonner und friedvoll-lieblicher Vogelgesang: welche schroffen Gegensätze! Sollte man glauben, daß sie nebeneinander bestehen können? Die Nachtigallen von Solferino bestätigen es. Durch Friedrich Theodor Vischer wissen wir von ihnen. Bald nach dem österreichischen Feldzug von 1859 gegen Italien und Frankreich besuchte der berühmte Ästhetiker die Schlachtfelder der lombardischen Ebene. Da wurde ihm wiederholt von den Einwohnern erzählt, daß die in der Gegend zahlreich nistenden Nachtigallen keine Furcht vor den Schrecken des Krieges gekannt hätten. Je wilder der Kampf in den Schlachten von Montebello, Magenta und Solferino tobte, desto heller, lauter und inniger habe man sie schlagen gehört.

Die Richtigkeit dieser Beobachtung hat der Weltkrieg aufs neue bestätigt. Mehr als man meint, kleben die Vögel an der Scholle, nur selten und ungern verändern die beschwingten Wanderer ihren gewohnten Aufenthaltsort, und ihre Heimatliebe hat sie auf den Kriegschauplätzen in West und Ost vielfach in nächster Nähe der Feuerlinien festgehalten. Gerade unsere bekanntesten Singvögel zeichneten sich durch solche Unerschrockenheit aus und haben unseren wackeren Feldgrauen in der Einförmigkeit des Stellungskrieges manche Freude bereitet.

Neben Amseln, Drosseln, Finken, Goldammern und den in der Nähe menschlicher Wohnplätze unvermeidlichen Spatzen erwiesen sich Rotkehlchen und Rotschwänzchen besonders zutraulich. In den flandrischen Schützengräben waren sie häufige Gäste und saßen so lange wartend auf der Brustwehr, bis sie ihren Anteil an der Ration der Soldaten erhalten hatten. Zum Danke dafür

sangen sie mit Finken und Drosseln zwischen den Feuerlinien um die Wette, und Hunderte von Lerchen kletterten, um mit Geibel zu reden, an ihren bunten Liedern in die von Granaten und Schrapnellkugeln durchschwirrte Luft, um hoch über dem Jammer des Schlachtfelds ihre jubelnden Weisen ertönen zu lassen.

In scharfbeschossenen Wäldern verstummte wohl der Vogelgesang, solange das Feuer anhielt. Kaum aber schwieg es, so erschienen die verschüchtert gewesenen Sänger wieder auf den zersplitterten Ästen und jubilierten um so lauter. Auch Eulen, Waldkäuze, Eichelhäher und manche Raubvögel, wie Sperber und Falken, ließen sich durch kein Schlachtgetöse vertreiben, und unmittelbar vor den Artillerieunterständen wurden in Ackerfurchen Rebhühner beobachtet, die unbekümmert alle Vorbereitungen für die zu erwartende Nachkommenschaft trafen.

Ebenso ist des Menschen anhänglichster Freund, die Schwalbe, auch im Felde ihm treu geblieben. Selbst über die von der Kriegsfurie umtosten Ortschaften hinaus hat sie die Soldaten begleitet. Wo der Muttergottesvogel nicht in den Trümmern völlig zerstörter Dörfer weiternistete, da folgte er den Truppen zu ihren improvisierten Hütten dicht hinter der Front und baute oft in den vordersten Artillerieunterständen seine heimeligen Nester.

Eine Erklärung dieser auffallenden Erscheinungen ist wohl in erster Linie darin zu suchen, daß die Vögel gegen fortgesetzte starke Geräusche ziemlich unempfindlich sind. Während ein einzelner, wie ein Warnungssignal wirkender Schuß sie heftig erschreckt und in die Flucht treibt, gewöhnen sie sich sehr bald an ein andauerndes Schießen, an das unaufhörliche Donner-

grollen der Kanonen und die anderen Geräusche des Schlachtenlärms. Auch in Friedenszeiten sieht man oft Stare und Schwalben ruhig auf Telegraphendrähten sitzen, unter denen ein Zug vorüberdonnert, und der betäubende Lärm der Großstädte hat glücklicherweise unsere Singvögel von den Bäumen und Anlagen nicht zu vertreiben vermocht. In manchen Fällen ist es die Mutterliebe, die den Vogel trotz der Erkenntnis drohender Gefahr jede Furcht überwinden läßt. In seinen Briefen von der Front im Osten hat uns Ludwig Ganghofer ein rührendes Beispiel dieser Art erzählt. In dem von der russischen Artillerie in Brand geschossenen Dorfe Bucow stand zwischen zwei brennenden Häusern eine hölzerne Scheune, deren Strohgiebel ein Storchennest trug. Das selbstsüchtige Männchen war davongeflogen, die Störchin aber blieb pflichtgetreu bei den Eiern im Neste. Mit lechzender Zunge sperrte sie bei der wachsenden Hitze den Schnabel auf und hielt sich ganz ruhig. Nur einmal bewegte sie die Beine, drehte sich langsam und vorsichtig um, damit durch ihren Tritt die Eier nicht beschädigt würden, und wandte der Seite, von der die größte Hitze herstrahlte, gleich einem Schirme den Rücken mit den aufgesträubten Federn zu. So harrte sie unerschütterlich auf ihrem Posten aus, bis es Bauern und Soldaten gelungen war, das brennende Dach zu löschen.

Falsch wäre es jedoch, aus dem bisher Geschilderten schließen zu wollen, daß der Krieg im allgemeinen keinen störenden Einfluß auf das Tierleben übe. Das ist nicht einmal bei der gesamten Vogelwelt der Fall. Wahrscheinlich ist es der Anblick der zahllosen Menschen, der ewig bewegten Massen, der Mangel an Ruhe, der viele Vögel aus Ländern, in denen ein Krieg tobt, forttreibt.

Schon 1870 hat man solche Wahrnehmungen gemacht. So vermehrten sich damals die offenbar aus Frankreich geflüchteten Habichte und andere Raubvögel in ganz ungewohntem Maße in den südöstlichen Grafschaften Englands. Ebenso hat das kriegerische Treiben in den Ebenen Flanderns die dortigen zahlreichen Regenpfeifer nach dem mittleren England gescheucht, wo ihre Zahl auffällig anwuchs. Als durchaus kriegsscheu haben sich auch die Sumpf- und Wasservögel in den see- und flußreichen Gebieten des östlichen Kriegschauplatzes erwiesen. Nach allen Himmelsrichtungen versprengt, haben sich Wildenten, Bekassinen, Wildgänse und andere Wasservögel in Gegenden gezeigt, in denen sie früher nie zu sehen waren; ihrem Beispiel folgend, räumten auch die Wildtauben ihre heimatlichen Wälder und wanderten in ihnen bisher ganz unbekannte Gebiete aus. Als Folgeerscheinung des Weltkriegs war ferner während des letzten Sommers ein starker Durchzug und eine immer häufigere Niederlassung von Bussarden, Habichten und verwandten Raubvögeln auf deutschem Boden festzustellen.

Im Gegensatz dazu werden andere Vogelarten durch die verschiedenen Kriegschauplätze geradezu angelockt. Das gilt namentlich von den Massenwanderungen der Krähen und Raben, die heute den großen Bewegungen auf den verschiedenen Kampfplätzen hartnäckig nachfolgen, wie vor einem Jahrhundert den Heereszügen der Napoleonischen Zeit. Während sie sonst im Herbst und Winter aus dem unwirtlichen Rußland in dichten Schwärmen nach Westen und über Deutschland bis tief nach Frankreich flogen, haben sie jetzt ihre gewohnte Reise schon an der Grenze unterbrochen. Die Mehrzahl von ihnen überwinterte in Masuren und Polen bei den

kämpfenden Heeren. Nicht nur die Tierkadaver der Schlachtfelder zogen sie hier an, sondern auch die von den Truppen mitgeführten Vorräte. Die Lagerplätze der Proviantkolonnen mit ihren zahlreichen Abfällen boten Saat- und Rabenkrähen reichlich Nahrung und ersparten den schwarzen Gesellen die Mühe eines weiten Fluges.

Geradezu verheerend greift der Krieg mit seinen gewaltsamen Veränderungen in das Leben der vierfüßigen Tiere ein. Besonders der Wildstand der betroffenen Gegenden hat unter den Kriegsverwüstungen arg zu leiden. Schon in früheren Kriegen ist er in manchen Gegenden oft völlig vernichtet worden; so bei den Tiroler Freiheitskämpfen von 1809, denen der durch die Salzburger Erzbischöfe mühsam gehegte Alpensteinbock zum Opfer fiel, oder während des letzten Burenkrieges, wo das Dauw, ein zebraartiges Tigerpferd, bis auf wenige Exemplare ausgerottet wurde.

Von Hasen und Rehen ist es bekannt, daß sie sich überall da, wo der Krieg seinen zerstörenden Fuß hinsetzt, sogleich weit hinter die Schußlinie zurückziehen. Aus den Wäldern der Ardennen haben sich die von Panik ergriffenen Wildschweine bis an die Küste bei Dünkirchen und Calais geflüchtet. Den prächtigen Karpathenhirschen aber stellte die Jagdleidenschaft der russischen Offiziere nach. Und so wird in den von den Truppen durchzogenen und vom Kampfe berührten Wäldern kaum mehr viel Wild übriggeblieben sein.

Sicher vor den Schrecken des Krieges fühlen sich nur die Höhlenbewohner, wie der Fuchs und das wilde Kaninchen. Den Feldmäusen, die ebenfalls zu dieser Art von Standhaften gehören, hat der Krieg zu unheimlicher Vermehrung verholfen. Abgesehen davon,

daß sie auf den abgeernteten Feldern reichliche Nahrung finden, hat heute niemand Zeit, ihnen wie sonst nachzustellen, und ihren schlimmsten Feinden, den Krähen, ist die Tafel so gut gedeckt, daß sie gern auf die unbequeme Mäusejagd verzichten. Leider ist der Krieg aber auch noch für ein anderes, weit schädlicheres Nagetier, die aus Amerika eingeschleppte Bisamratte, von Vorteil gewesen. Dieses Raubzeug, das unseren einheimischen Fischbestand stellenweise mit Vernichtung bedroht, ist, gefördert durch die Schonzeit, die ihm der männerverbrauchende Krieg angedeihen ließ, seit Jahresfrist bedenklich an Zahl gewachsen und hat sich neuerdings von Donau und Elbe her über Österreich und Sachsen bereits der Mitte Deutschlands genähert und bis in den Bayrischen Wald hinein ausgebreitet.

Wie hier die Fischwelt des Binnenlandes unmittelbar, so wird die unserer Küstenmeere mittelbar durch den Krieg geschädigt. Daß die häufigen Minenexplosionen den in der Nordsee heimischen Hering schwer beunruhigen müssen, ist ebenso begreiflich, wie die Annahme, daß er infolgedessen die Richtung seiner Laichzüge ändern wird. Hoffentlich wird der für unsere Volksernährung wie für einen großen Teil der küstenländischen Fischerbevölkerung so überaus wichtige Meeresbewohner von der Küste, an der er sonst zu laichen gewohnt ist, nicht ganz weggescheucht, da dies ein zeitweiliges Ausbleiben seiner Züge zur Folge hätte.

Zum Schluß mag noch jener kleinsten Tierwelt gedacht werden, die einen Teil der Menschheit — sehr gegen den Willen der Betroffenen — mit ihrer Gefolgschaft beglückt: des Ungeziefers, in dessen Leben der Krieg ebenfalls eine bedeutsame Rolle spielt. Unliebsame Vertreter desselben sind schon mehrfach durch krieg-

führende Heere in Länder gebracht worden, in denen sie bisher ganz unbekannt waren. Das charakteristischste Beispiel dafür bilden die Schaben. Wahrscheinlich im Orient heimisch, sind sie in früheren Kriegen zu unseren östlichen Nachbarn gekommen und wurden in den Freiheitskriegen mit ihren Heeren nach Deutschland verschleppt. Daß wir infolgedessen die Kakerlaken „Russen" getauft haben, hat übrigens der Moskowiter nicht auf sich sitzen lassen wollen; auf Grund der fragwürdigen Behauptung, die Küchenschaben hätten seine Truppen aus dem Siebenjährigen Kriege mit heimgebracht, hat er die Tiere mit dem Namen „Preußen" belegt. Mag dem sein, wie ihm wolle: das garstigste aller Ungeziefer wird der Russe jedenfalls nicht von sich abschütteln können; denn bekanntlich hat unsere Heeresverwaltung gegen die Masseninvasion von russischen Läusen einen ebenso erbitterten Krieg eröffnen müssen, wie gegen deren unfreiwillige Träger selbst.



Vom guten, grauen Dichter

Von Max Adler

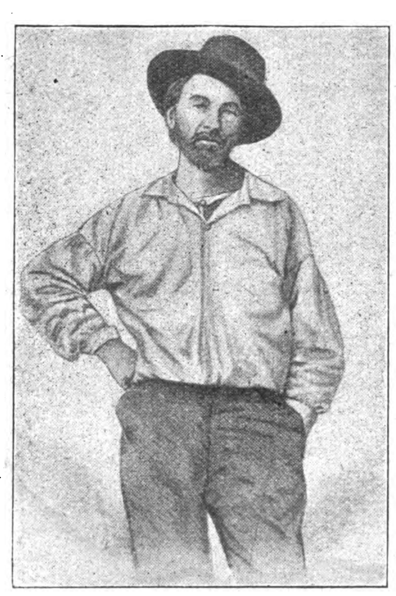
Mit einem Bilde Walt Whitmans

Kein Krieg des neunzehnten Jahrhunderts hat so viel Opfer an Gut und Blut gefordert wie der Amerikanische Sezessionskrieg der sechziger Jahre. Weder der Napoleonische Krieg, noch der Deutsch-Französische Feldzug von 1870/71 gestaltete sich so verlustreich wie dieses mörderische Ringen um die Einheit der nordamerikanischen Staaten. Achtmalhunderttausend Tote und fünfundzwanzig Milliarden Kriegskosten: das war die traurige Bilanz des Bürgerkrieges.

Aber nicht minder groß als das Opfer, war das erstrebte Ziel: ein einiges Reich von Ozean zu Ozean aufzurichten, das die Erfüllung des politischen, kulturellen und wirtschaftlichen Ideals der besten Amerikaner verbürgte; die inneren Reibungen zu beseitigen und die gesamte Macht eines gewaltigen Staatsorganismus nach außen zu wenden. Wir wissen seit der Gründung des Deutschen Reiches, welch überreiche Fülle von Möglichkeiten und Wirklichkeiten hinter diesen Formeln steckt. Auch Walt Whitman, von uns Deutschen seit langem als der größte Lyriker der Neuen Welt geehrt, bekannte sich frühzeitig zur Einheitsidee. Und da es ihm nicht gegönnt war, für sein Ideal in den Reihen der Soldaten zu fechten, so wurde er ihr guter Geist und Schutzengel.

Wofür kämpft Walt Whitman auf seine Art? Warum trägt er drei Jahre lang das Kreuz der Lazarettpflegerschaft — nicht als Beamter und Soldat, sondern, was in diesem Falle viel schwerer wiegt, als Amateur in der vollsten und edelsten Wortbedeutung? Warum nimmt er alle Qualen und Todeszuckungen dieser armen wunden und siechen Burschen, die er wie ein Vater liebt,

bis in die feinsten Fasern seines überempfindlichen Nervengeflechts auf? Was treibt ihn, das Stöhnen der Schmerzgefolterten, das zaghafte Lächeln der Genesenden mitzuerleben, den tausendfachen Tod in den Hospitälern mitzusterben? Ist es, weil es um einen Kampf gegen die Sklavenhalter des Südens geht? — O nein! Gleich Lincoln, seinem angebeteten „Kapitän", weiß er nur zu wohl, daß man dem Neger, um ihm die bürgerlichen Rechte bekömmlich zu machen, auch die Fähigkeit ihres richtigen Gebrauchs schenken müßte; daß „Onkel Toms Hütte" nichts weiter als eine prachtvolle, phantastische Kindergeschichte ist. Gärt in ihm der alte überlieferte Stammeshaß gegen den Süden? — Wir wissen, daß er den Südländer nicht weniger liebte als den unionistischen Nordländer, den zähen, unerschrockenen Robert Lee nicht weniger als den lakonischen General Grant. („War man auf der einen Seite tapfer? Nun, auf der anderen nicht minder," heißt es irgendwo im „Lazarettpfleger".) Auch der Wirtschaftskrieg, die angestrebte Unterbindung



Walt Whitman.

der südländischen Plantagenrente durch den konkurrierenden Norden, war nicht seine Sorge. Aber er wußte — bis in die tiefste Seele hinein wußte er es! — daß jetzt oder nie die Stunde gekommen war, jenes einige, freie Amerika aufzurichten, dessen Grundpfeiler Liebe, Freiheit und Religion sein sollten.

Und so wandert er tagtäglich, getrieben von dieser einen allgewaltigen Grundidee der Kameradschaft und selbstvergessenen Menschenliebe, durch die fünfzig Hospitäler der Bundeshauptstadt Washington, bis weit hinaus in die ländlich gelegenen Krankensäle, von wo man, fern auf den virginischen Hügeln, schon die feindlichen Fahnen flattern sieht. Wohl gab es in den Lazaretten sehr tüchtige, gewissenhafte Ärzte, Wärter und Wärterinnen; aber wenn einer der Wunden und Kranken restlos erschlossene Menschlichkeit und eine alle Menschenkraft übersteigende Zuneigung brauchte, so hielt er sich an den „Mann mit dem Engelsgesicht", an Kamerad Walt. Mit der Zeit wurde er in den Lazarettsälen unentbehrlich, eine Art Fachautorität in Liebesdiensten, in individueller Krankenbehandlung. „Ich kann bezeugen," schreibt er gelegentlich an den „Brooklyn Eagle", „daß Freundschaft buchstäblich ein Fieber geheilt hat, und das Heilmittel täglich dargebrachter Zärtlichkeit einen Schwerverwundeten." Unzählige Liebesgaben für seine Schützlinge haben in seinem Felleisen, in seinen weiten Taschen, in seinem weiten Herzen Platz. Er bringt ihnen Obst, Süßigkeiten und Tabak (obgleich er selbst niemals geraucht hat), schenkt ihnen Federn, Briefmarken und Papier, setzt für sie Briefe an die Angehörigen auf und gibt diesen wohl auch Nachricht vom letzten Salut und von den Soldatengräbern. Zwischendurch aber veranstaltet er Feste mit Eiscreme ...

Und während er mit dem Gesicht eines Freudenspenders von Lazarett zu Lazarett eilt, brennt tief in seiner Brust eine glühende Flamme, ein zehrendes Feuer. In den „Trommelschlägen", die Johannes Schlaf, wie vieles andere, pietätvoll ins Deutsche übertragen hat, erzählt er, ein gebückter Alter, dem neugierigen Jungvolk von seiner Lazarettarbeit:

„Bandagen trag' ich, Wasser und Schwamm.
Stracks, eilig begeb' ich mich zu den Verwundeten,
Wo sie, vom Schlachtfeld eben eingebracht, am Boden liegen,
Wo ihr unschätzbares Blut das Gras des Erdbodens rötet ———
Zu allen und zu jedem einzeln trete ich heran; nicht einen laß ich aus;
Während mir der Wärter folgt mit einem Kübel oder einem alten Eimer,
Der bald mit Lappen und geronnenem Blut gefüllt ist, geleert wird, um sich abermals zu füllen.
Ich schreite und verweile, beuge mich hernieder und behandle die Verwundeten mit kund'ger Hand.
Fest bin ich zu jedem; Schmerz zu verursachen ist hart, doch unvermeidlich.
Dort wendet einer sich mir zu und ruft mich an mit seinen Blicken — armer Bursch! Nie hab' ich dich gesehn,
Doch, mein' ich, könnt' ich es dir in diesem Augenblick nicht verweigern, den Tod für dich zu leiden, wenn es dich retten könnte ..."

Ende März des Jahres 1864, nachdem der unerbittliche Grant den Oberbefehl erhalten und Whitman erkannt hat, daß es nun auf die Vernichtung Lees und der Konföderierten abgesehen sei, schreibt er nach Hause: „O Mutter, zu denken, daß wir das nun bald wieder hier haben werden, was ich hier nun schon so oft gesehen habe, die peinvollen Fuhren und Züge und Bootladungen von armen, blutigen, bleichen, verwundeten jungen

Leuten! ... Ich nehme all die kleinen Anzeichen wahr, wie die Lazarette vorbereitet werden und so weiter. Es ist schrecklich, daran zu denken ... Was für eine furchtbare Sache ist der Krieg! ..." Und gegen das Ende des Feldzugs berichtet er: „Der große Saal, in dem ich jetzt bin, ist ausschließlich für Sezessionssoldaten bestimmt. Ein Mann, gegen vierzig Jahre alt, vom Durchfall ausgemergelt, zog mich an, wie er, die Augen nach oben gedreht, dalag gleich einem Toten. Seine Schwäche war so überaus groß, daß es eine Minute oder so etwas dauerte, bis er in einigermaßen zusammenhängender Weise zu sprechen vermochte; und doch war er augenscheinlich ein Mann von guter Intelligenz und Erziehung ... Er hatte eine Mutter, Weib und Kind, die in ihrem Heim am Mississippi lebten. Es war lange, lange her, daß er sie nicht mehr gesehen hatte ... Der Anblick des Mannes prägte sich mir aufs tiefste ein. Das Fleisch war im Gesicht und an den Armen völlig eingefallen, die Augen in ihren Höhlen gesunken, glasig, dunkel unterlaufen. Zwei, drei große Tränen rannen ihm langsam aus den Augen die Schläfen herab. Ohne Zweifel war er nicht gewohnt, daß man so mit ihm sprach, wie ich mit ihm gesprochen hatte ..."

Wie er zum ersten Male ein Schlachtfeld erblickt, schreit er verzweifelt auf; und doch hat niemand weder vor ihm noch nach ihm die Wunder und den Glanz des Krieges so machtvoll besungen wie dieser Friedensstreiter und Kriegsheiland. Derselbe Dichter, der die Schrecknisse des Krieges in so grellen Farben malt, widmet in seinem „Sang der Freuden" dem Soldatenleben diesen begeisterten Hymnus:

„Oh, noch einmal die Freuden des Soldaten durchleben!
Das Gefühl der Gegenwart eines tapferen Kommandanten und seiner Sympathie.
Seine kaltblütige Ruhe zu gewahren — sich erwärmt zu fühlen von dem Strahl seines Lächelns.
In die Schlacht zu rücken — das Spiel der Hörner zu hören und das Rasseln der Trommeln!
Das Krachen der Artillerie zu hören! — Das Glitzern der Bajonette und der Gewehrläufe in der Sonne!
Männer fallen und sterben zu sehen ohne Klage!
Den wilden Blutgeschmack zu schmecken — so teuflisch sein zu können!
So über den Tod und die Wunden der Feinde zu triumphieren!"

Müßig, nichtig wird ihm alles Friedensgeschäft vor der umstürzenden, reinigenden Gewalt des gerechten Krieges:

„Schlagt, schlagt, Trommeln! Blast, Hörner, blast!
Was da Verhandlung und was da Beschwerde!
Achtet nicht der Zagen, auf Klagen nicht und Tränen!
Nicht der Bitte des Vaters für den Sohn!
Überdröhnt des Kindes Stimme und der Mutter Flehen!
Bahn macht für die Bahren, die Toten schütten sollen für den Leichenwagen!
So rauh euer Dröhnen, schreckliche Trommeln! Ihr Hörner, so hart euer Blasen!"

Wenn aber der Lobpreiser des Schlachtfeldtodes in die Zelte der Verwundeten eintritt, dann kommt er als Bote des Lebens. Dann streut er, ein Abgesandter der sommerlichen Flur, Blumen über die Betten, scherzt mit den Kranken und Verstümmelten und ist wie ein Mahner zu den, ach, so jäh entgleitenden Freuden der Oberwelt. „Komm wieder, Walt! Komm wieder!" rufen die Burschen ihm nach, wenn er seine Runde beendigt hat und für heute Abschied nimmt.

Und er kommt wieder. Solange, bis den Fünfundvierzigjährigen, vor seelischen Qualen und materiellen Sorgen frühzeitig Ergrauten — den „guten, grauen Dichter" nennt ihn eine Werbeschrift seines Freundes O'Connor — der aufreibende Samariterdienst aufs Krankenlager wirft, von dem er sich nie wieder völlig loslösen sollte. Er hat dem Vaterland und seinen Söhnen alles gegeben, was er besaß, seine Gesundheit, seine tatfrohe, trostreiche Seele.



Morgen um diese Zeit

Von Heinz Welten

Der junge Provisor streifte ein rotes Papier über das Arzneiglas und band einen langen weißen Zettel an den Flaschenhals. Ein Mädchen, das wartend auf der Bank neben der Tür gesessen, erhob sich, zählte das Geld auf den Tisch und bot „Guten Abend". Aufatmend schloß der Provisor die Tür und drehte das Gas ab. Nur eine kleine Flamme, deren Schein auf die Straße fiel, mußte über Nacht brennen. Der junge Mann ging in das Nebenzimmer. Ein Tisch, auf dem noch Reste eines bescheidenen Abendessens standen, ein paar Stühle, ein Schrank mit Büchern und Arzneimitteln, für die in der Apotheke kein Raum war, eine Ruhebank mit einer Decke und zwei Kissen bildeten die ganze Einrichtung des sonst schmucklosen, weißgetünchten Zimmers.

Der Provisor setzte sich vor die Reste seines Nachtmahls. Müde und abgespannt schweiften seine Augen durchs Zimmer und hafteten an der Alarmglocke; wie oft schon hatte sie ihn aus dem ersten tiefen Schlaf geweckt, der nach langer Tagesarbeit den Müden überfällt. Er dachte an die glücklicheren Berufsgenossen der Großstädte, die oft an einem Tag zweihundert und mehr Rezepte zu erledigen hatten. Um acht Uhr morgens gingen sie zum Dienst; von da an hieß es arbeiten, Pillen, Salben, Arzneien und Pulver bereiten, daß man kaum zu sich selber kam, und doch war die Mittagspause immer so rasch da. Man ging in ein Gasthaus, blieb zwei Stunden fort und konnte sich erholen; die Nachmittagsarbeit währte bis in die Abendstunden, bis der Nachtdienst begann oder bis man ausgehen konnte. An Dienstabenden freute man sich auf die freie Zeit, und an freien Abenden ging man in ein Theater, zum Konzert

oder wonach einen sonst verlangte. Während der Dienststunden am Tage arbeitete man mit anderen zusammen, mit denen es ab und zu ein Wort zu plaudern gab. Die Fenster gingen auf die Straße, auf der das Leben vorüberflutete. Ja, das wäre ein Dasein gewesen.

In Großstädten aber war nie Platz für Emanuel Ölhausen zu finden gewesen — er stotterte. Wer hätte auch ohne Not einen stotternden Gehilfen angenommen, einen Menschen, der nicht imstande war, mit überzeugendem Geschick ein unfehlbares Hühneraugenmittel oder die besten Magentropfen anzupreisen? Leute wie Ölhausen müssen auf dem Lande oder in kleinen Städten unterzukommen suchen, in Orten, die nur eine Apotheke haben, wo sie keinen Vergleich zu fürchten brauchen. Solche Stellen, um die sich nicht viele bemühen, gibt es immer, und die Besitzer kleiner Apotheken mußten froh sein, einen Gehilfen zu bekommen.

Ölhausen kleidete sich aus, suchte sein Lager und starrte lang hingestreckt zur Decke. Morgen um diese Zeit! — Eine Nacht und einen Tag noch hatte er in dieser Frone zu verbringen; dann aber war er frei, frei für zehn wundervolle Tage. Noch vierundzwanzig Stunden, und sein Urlaub begann. Vom Rathausturm schlug die Glocke elf Uhr. Noch achtzehn Stunden Dienst, dann war er frei. Morgen um diese Zeit konnte er von Nürnberg mit dem Schnellzug nach Berlin und von dort vielleicht nach Hamburg weiterfahren. Ein ganzes Jahr lang Entsagung lag hinter ihm; er hatte gehungert und gedarbt, um einmal wieder das Großstadtleben genießen zu können, wie damals, als er seine zwei Studienjahre in Berlin verbrachte, die schönste Zeit seines Lebens.

Über fünfhundert Mark lagen in seiner Urlaubskasse,

damit konnte man in zehn Tagen schon etwas beginnen. Morgen um diese Zeit! Emanuel Ölhausen löscht die Lampe und wühlt sich tief in die Kissen. Schwacher Lichtschimmer fällt durch die Glastür aus der Apotheke, die im Halbdunkel der kleingeschraubten Gasflamme liegt. Nur das Ticken einer alten großen Standuhr unterbricht die Stille, kein Laut von der Straße dringt bis zu ihm. Vor dem Einschlafen hört er schwere Schritte über das holprige Pflaster. Ob man ihn wecken wird, ob sie vorübergehen. Vielleicht wankt einer der biederen Kleinbürger, der sich beim Kegeln verspätet hat, dem heimischen Herde zu. Doch die Schritte kommen näher und halten vor der Apotheke, die Glocke rasselt, Emanuel fährt auf und greift nach der Schnur, die das Schlagwerk abstellt. Er wirft den Schlafrock um, schlüpft in die Hausschuhe und schlurft in die Apotheke. Er schraubt das Gas hoch und öffnet die kleine Klappe im Türladen.

Auf der Straße hält ein Leiterwagen; ein junger Bauernknecht steht vor der Apotheke. Die Medizin für Müller solle er holen, das Rezept sei heute mittag schon gebracht worden. Kaum versucht Ölhausen, seinen Zorn zu verbergen. Oft kamen die Leute am Nachmittag in die Apotheke und scheuten sich nicht, ihn nachts zu wecken, wenn sie genug getrunken und gespielt hatten und nach Hause fuhren.

„Die Medizin für Müller wollen Sie?“ Er blickt flüchtig auf das Brett, auf dem noch verschiedene Flaschen und Schachteln stehen. Vielleicht wird man sie alle noch in dieser Nacht abholen. Zuzutrauen ist den Menschen hier alles. Er liest die Namen auf den einzelnen Gläsern und Schachteln; die zweite schon gehört dem Bauern Müller. Er verpackt die Schachtel und

versucht, seines Ärgers Herr zu werden, um sich die Schlafstimmung nicht völlig zu rauben.

Der Bursche geht gemächlich zu seinem Fuhrwerk, und Ölhausen wirft sich wieder auf sein Bett. Zwei Uhr hört er noch schlagen. Aber in dieser Nacht geht ihm kein Verdruß zu nahe: morgen um diese Zeit begann ja die Freiheit.

Um sechs Uhr morgens weckt ihn der Bursche, um halb sieben Uhr bringt das Mädchen das Frühstück; die Läden werden geöffnet, und das Tagewerk geht seinen Gang. Doch heute schmeckt der dünne Kaffee mit dem spärlich bestrichenen Brötchen vortrefflich, es ist ja der „letzte" Morgenkaffee.

Gegen acht Uhr kommt der Apotheker herunter, der ihm mürrischer noch wie zu anderen Tagen den Morgengruß bietet. Heute ist er noch weniger guter Laune als sonst; er ärgert sich, daß er zehn Tage lang alles allein versorgen muß, während sein Herr Gehilfe um sein gutes Geld vergnügt in der Welt herumfährt.

Langsam kriecht die Zeit vorwärts; nach dem Mittagessen aber fängt sie zu laufen an, als ob sie alles wieder gutmachen wollte, was sie im Lauf des Jahres an ihm sündigte. Noch drei, noch zwei Stunden! Und jetzt noch eine halbe Stunde! Fast konnte man schon die Minuten zählen. Gegen halb sechs Uhr hält ein Wagen vor der Apotheke. Ein alter Bauer verlangt ein Pulver, das ihm der Tierarzt für sein Pferd verschrieben habe.

„Auf welchen Namen?" fragt Emanuel Ölhausen.

„Na, für Klaus Müller. Für wen denn sonst? Kennen Sie mich denn nicht?"

Ärgerlich hört es der Apotheker im Nebenzimmer. Daß sein Gehilfe sich nie die Namen der Leute merken kann! Emanuel Ölhausen sucht unter den

bereitstehenden Arzneien und kann die Pulver nicht finden.

„Wann haben Sie denn das Rezept gebracht?"

„Na, gestern abend. Ist's denn noch nicht fertig? Das dauert aber lange."

Der Provisor liest noch einmal die Namen auf den Flaschen und Schachteln einzeln durch. Er findet nur eine Medizin für Bertold Müller, aber kein Pulver für Müllers Pferd. Plötzlich wird ihm klar, daß er in der Nacht die beiden Rezepte verwechselte, dem Bauern Bertold Müller hatte er die Pulver gegeben, die für Klaus Müllers Pferd bestimmt waren.

Der Apotheker kommt aus dem Nebenzimmer: „Na, was gibt es denn? Können Sie es noch nicht finden?" Da reißt er sich zusammen.

„Doch; es ist schon da." Schnell nimmt er einen kleinen Porzellanmörser, hebt die Handwage vom Regal und mischt das Pulver noch einmal.

Der Apotheker nimmt schweigend das Rezept, um eine neue Schachtel zu beschreiben. Er hat begriffen, daß etwas nicht in Ordnung ist. Als der Bauer draußen ist, wendet er sich an seinen Gehilfen. „Was war das, Herr Ölhausen?"

„Ich — habe — die Arzneien verwechselt. Es waren zwei Rezepte auf den Namen Müller da."

Der Apotheker sieht ihn an und sagt kein Wort. Dann schaut er in das Buch, in das alle Rezepte eingetragen werden müssen.

„Ist dies hier das andere?" Er zeigt auf eine Eintragung; Ölhausen folgt seinem Finger mit dem Blick.

„Ja, das ist es. Es war heute nacht." Der Apotheker braust auf; kein Lehrling würde so handeln. Es sei unerhört, Pferdepulver für einen Menschen abzu-

geben! Den Tod müsse der davon haben. Ob er wisse, was er getan habe? Ein Menschenleben habe er auf dem Gewissen und käme ins Zuchthaus. Die Apotheke habe er geschändet; an allem seien diese verdammten Reisegedanken schuld, die er allein noch im Kopf habe und nichts anderes sonst. Er würde ja jetzt sehen, wo die Reise hinginge. Das ganze Haus habe er unglücklich gemacht; kein Mensch würde mehr kommen, wenn es einmal herum sei, daß der Herr Gehilfe die Leute vergifte. Er schreit den niedergeschmetterten Ölhausen an:

„Sie müssen das gutzumachen suchen, wenn noch Zeit dazu ist. Vielleicht hat der Müller die Pferdepulver noch nicht genommen. Sofort müssen Sie hingehen und sehen, ob die Arzneien noch umzutauschen sind. Bertold Müllers Hof liegt bei Oberkochen. Den Weg kennen Sie ja?"

Ölhausen nickt; er steckt die richtige Medizin in die Tasche, nimmt Hut und Stock und macht sich auf den Weg. Zeit zum Nachdenken bleibt ihm genug; ein Weg von mehr als einer Stunde liegt vor ihm. Wenn er nun zu spät kommt? Was dann? Was dann kommen wird? Die Verhaftung, die Fahrt ins Kreisgericht, die Untersuchungshaft, die Gerichtsitzung und zuletzt das Gefängnis. Und dann ging es bergab. Niemand würde ihn nachher noch nehmen wollen. Dann konnte er hinter dem nächstbesten Zaun auf sein Ende warten.

Wenn er zu spät käme, wenn der Bauer schon gestorben war, ginge er in die Apotheke zurück und sagte dem Herrn nur, daß alles in guter Ordnung sei. Dann würde er aus dem Schränkchen Morphium nehmen. — —

Zerschlagen und halb nur bei Sinnen kommt Ölhausen vor das Gehöft. Eine Magd sagt ihm, daß dem Herrn „nit ganz extra" sei, er säße in der Schlafstube.

Gott sei Dank; der Bauer lebte noch. Bertold Müller sitzt behaglich am Fenster und liest anscheinend höchst aufmerksam im Kreisblatt.

Ölhausen schüttelt kräftig die ihm gebotene Hand; er fühlt sich plötzlich so leicht und wohl, trotzdem die Luft im Zimmer seiner Nase gewaltig zu schaffen macht. Langsam, um nicht zu stottern, antwortet er auf die Frage, welcher Zufall ihn hergeführt habe, es sei nur eine kleine Gefälligkeit, die man ihm nicht wohl abschlagen würde. Im Vorübergehen habe er in einer Gartenecke Pflanzen gesehen, deren Wurzeln für ihn von Wert seien. Das Zeug sei für ihn wertlos, sagte der Bauer, das könne man gerne ausgraben.

Der Provisor bedankt sich. Er wolle nicht länger stören. Doch unter der Tür bleibt er stehen. „Was ich noch sagen wollte, Herr Müller. Heute nacht hab' ich doch ein Rezept für Sie gemacht. Sind Sie selbst der Patient?"

„Freilich bin ich's. Im Bauch hab' ich's, nicht zu wenig. Sehen Sie mir das nit an?"

„Na, arg krank schauen Sie gerad nicht aus. Hat denn die Medizin schon was geholfen, Pillen waren es oder Pulver, nicht?"

„Ja, Pulver sind's. Und großartig haben sie geholfen; fast ein bissel zu viel. Achtmal haben sie heut schon gewirkt, und dabei habe ich erst eins genommen; heute abend soll ich noch eins nehmen. Meine Frau hat erst gemeint, es wäre was Verkehrtes, weil der Doktor von einer Flasche geredet hat und früh und abends von einem Eßlöffel voll. Er wird sich das halt überlegt haben. Er hat auch vorher schon was von Pulvern gesagt gehabt."

Ölhausens Herz wird immer leichter. „Freut mich, daß die Pulver so gut helfen. Zeigen Sie doch mal

her. Was ist denn eigentlich drin?" Der Bauer holt die Schachtel und lacht vergnügt.

„Ja, schauen Sie nur, Herr Provisor, was Sie da hingeschrieben haben. Bin ich denn ein Pferd? Ich hätt' es gar nicht gemerkt, aber mein Bub hat es gelesen."

Ölhausens Finger schließen sich fest um die Schachtel; das mit der Aufschrift ist leider wahr.

„Ja. Ihr Bub hat recht. Da hab' ich wahrhaftig hingeschrieben: für Müllers Pferd. Na, nehmen Sie mir das nicht übel. Wenn man so mitten in der Nacht heraus muß, ist man manchmal ein bißchen verschlafen und schreibt so was hin."

Der Bauer lacht, das brauche keiner großen Entschuldigung, er habe sich das gleich nicht anders gedacht.

Ölhausen hat nur einen Gedanken, wie er die Pulver vernichten kann. Er sieht neben dem Waschtisch einen Eimer mit Wasser, tritt ins Zimmer zurück, um dem Bauern die Pulver zu geben, stößt an den Eimer, macht eine Bewegung, als ob er stolperte, und wirft die Schachtel in das schmutzige Wasser.

Der Bauer springt auf und faßt ihn am Arm, ob er sich weh getan?

Nein; aber die Pulver seien in den Eimer gefallen. Herausholen könne man sie nicht mehr, sie seien sehr empfindlich gegen Nässe und längst verdorben. Dann sagt er zu dem verärgert dreinschauenden Bauern, daß er ihm die Pulver wieder machen werde, und kosten sollten sie auch nichts; und heute noch sollte er sie haben. Vielleicht sei es aber noch besser, wenn er ihm die Medizin mache, die der Doktor eigentlich verschreiben wollte. Das Rezept kenne er ja, das er in solchen Fällen immer verschriebe.

Der Bauer wehrt ab. Er wolle die Pulver haben.

Die hälfen am besten. Sein Knecht könne ihn nach Haus fahren und die Schachtel zurückbringen. Er öffnet das Fenster und ruft hinaus nach dem Knecht, er solle den kleinen Wagen anspannen und in die Apotheke fahren.

Ölhausen beruhigt sich. Warum soll er dem Bauern keine Pulver machen? Die Medizin, die er in der Tasche trägt, ist ein Abführmittel, das waren ja die Pulver auch, nur viel zu stark für einen Menschen, so daß nur ein Kerl von der Bärennatur wie Bertold Müller eines ohne schlimme Folgen vertragen konnte. Wer weiß, ob die schwache Medizin bei dem angeschlagen hätte? Er wird ihm nun ein paar Pulver machen, die auch wirken, wenn auch nicht so kräftig wie die ersten. Das möchte er doch nicht noch einmal versuchen. „Freilich können Sie auch die Pulver bekommen, wenn Sie lieber die haben wollen. Aber" — er überlegt, wie er das, was er nun sagen muß, am besten herausbringt — „aber wissen Sie, dem Doktor würde ich an Ihrer Stelle nichts davon sagen, daß sie so gut gewirkt haben. Denn wissen Sie — —"

Der Bauer schaut ihn verwundert an: „Na warum denn nit?"

Ölhausen versucht noch einmal seine Künste. Ja, wenn der Doktor sähe, daß seine Verordnungen so großartig wirkten, könne man ihm nicht verdenken, daß auch die Rechnung danach würde. Das könne man sich doch vorstellen.

Der Bauer begreift. Er stößt den Provisor vertraulich in die Seite und lacht: er sei schon ein ganz Schlauer. Aber er sei auch nicht zu spät aufgestanden. Am Abend wollte der Doktor wieder kommen. Aber er habe ihm schon in der Frühe, als er gemerkt habe, daß die Pulver so gut wirkten, vom Posthalter durchs Telephon sagen lassen, es sei nicht mehr nötig, daß er käme. Nein,

so gescheit sei er allein, darüber nicht viel zu sagen. Die zehn Mark könne man besser für ein paar Hühner anlegen oder als Zehrgeld auf die Kirchweih mitnehmen.

Die Pferde ziehen an, der Wagen rollt vom Hofe. Leichteren Herzens als er gekommen, fährt Ölhausen den Weg zurück. Vor einer Stunde dachte er noch an Gefängnis und Selbstmord. Auf dem Hinwege, da ihm das Herz so schwer war vor Kummer und ihm die Knie fast vor Angst brachen und ihn die Füße kaum mehr tragen wollten, mußte er gehen. Und jetzt, da ihm leicht und fröhlich zumute ist, wie selten in seinem Leben, so daß er am liebsten springen und im Galopp die Straße herunterlaufen möchte, jetzt muß er stillsitzen und fahren.

Der Apotheker wird erstaunt sein, wenn er ihn im Fuhrwerk kommen sieht. Am Nachmittag war er noch grob mit ihm gewesen, hatte Worte gebraucht, die fast zu weit gingen. Jetzt würde er sich wohl anders gegen ihn benehmen, jetzt, wo ihm gelungen war, alles so gut ins Geleise zu bringen, daß nichts mehr geschehen konnte. Das würde er schon anerkennen müssen. War doch alles so gut abgelaufen, so ohne jede Möglichkeit, daß ein Unglück noch nachkam. Das mußte wohl wahr sein, und darauf allein kommt es im Leben an, daß einem das Glück nicht entgegen ist, daß wußte er, das fühlte er — diesmal war das Glück mit ihm gewesen. —

Der Pfiff einer Lokomotive gellt durch die Abendstille und gibt seinen Gedanken eine andere Richtung. Wenn er sich jetzt eilt, kann er noch den Nachtzug nach Nürnberg erreichen. Dort ein paar Stunden Aufenthalt, dann der Frühzug nach Berlin — morgen um diese Zeit geht er schon unter den Linden spazieren!

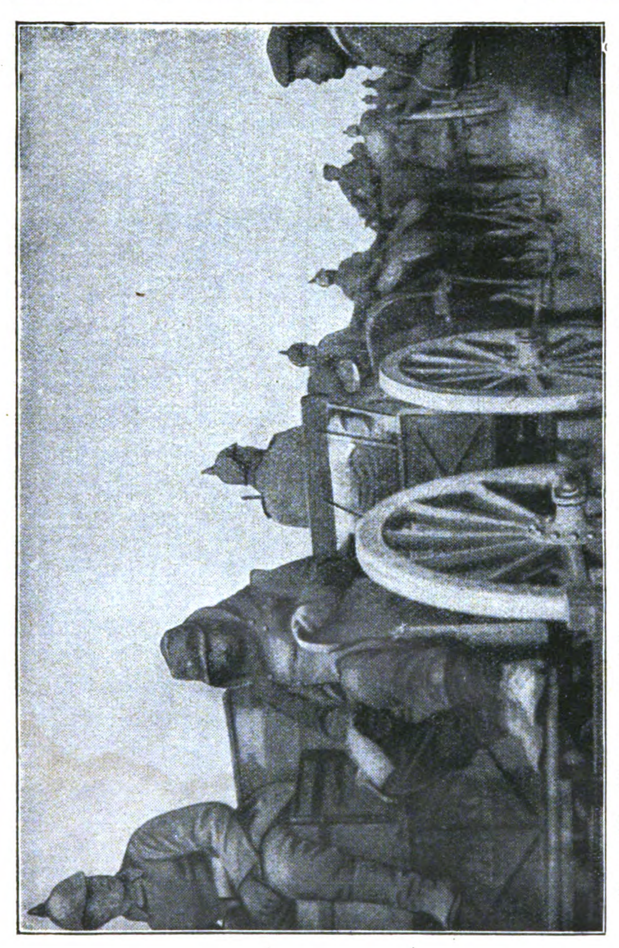


Der Weltkrieg

Einundzwanzigstes Kapitel

Mit 10 Bildern

Bevor noch ein wesentlicher Schritt zur Verwirklichung der seit langem angekündigten feindlichen Generaloffensive im Westen geschehen war, führte die deutsche Heeresleitung einen starken Schlag gegen die französische Stellung bei Verdun. Am 21. Februar begann beiderseits der Maas ein mächtiges Feuer aus zumeist schweren deutschen Batterien, dem am nächsten Tage ein glänzender, von der Artillerie wirksam unterstützter Sturmangriff der Infanterie im östlichen Maasgelände folgte. Die seit anderthalb Jahren mit allen Mitteln moderner Befestigungskunst ausgebaute Stellung zwischen Consenvoye und Azannes wurde in ungestümem Anlauf durchbrochen, und schon am 23. standen die deutschen Batterien den Festungsgeschützen der äußersten Werke von Verdun unmittelbar gegenüber. Zwei Tage später wurde der nördliche Eckpfeiler der Festung, das Panzerfort Douaumont, von brandenburgischen Truppen mit stürmender Hand genommen; französische Gegenangriffe schlugen fehl. 228 Offiziere und 16 575 Mann an unverwundeten Gefangenen nebst einer Beute von 78 Geschützen (zum Teil schweren Kalibers) und 86 Maschinengewehren waren das Ergebnis der siegreichen Schlacht bei Verdun. In weiteren Kampfhandlungen stieg die Gesamtbeute bis zum 4. März auf etwa 20 000 Gefangene, 115 Geschütze und 161 Maschinengewehre. Am 6. März gelang es sodann, die deutsche Front durch die Erstürmung von Forges auch auf dem westlichen Maasufer vorzutragen, und der gleiche Tag brachte die Eroberung von Fresnes in der Woëvreebene östlich Verdun; damit war der Feind völlig an den Fuß der Côtes Lorraines heran=



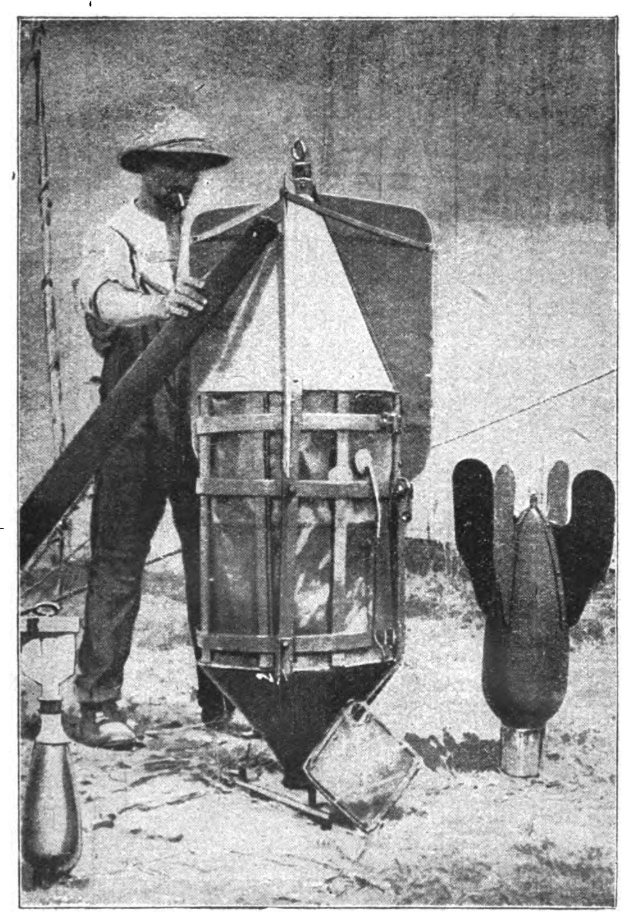
Leere Munitionswagen bringen verwundete Franzosen aus der Schlachtfront zurück.

gedrückt. Am 10. März erfolgte die restlose Säuberung des Rabenwaldes von den Überbleibseln der französischen Truppen, und durch die Wegnahme der

Höhe „Toter Mann" war auch das von den Franzosen noch besetzte Béthincourt unhaltbar geworden. Vorübergehend gelang es posenschen Reserveregimentern, in der Panzerfeste Vaux (an der Ostfront des Festungsgebiets von Verdun) festen Fuß zu fassen.

Insgesamt ergaben die Kämpfe im Maasabschnitt bis zum 11. März eine Zahl von 26 472 unverwundet Gefangenen und eine Beute von 189 Geschützen und 232 Maschinengewehren. Und diese Ziffern erhöhten sich in der Folge noch fortgesetzt. So wurden am 21. bei der Erstürmung feindlicher Stellungen nordwestlich von Avocourt wieder über 2500 Franzosen unverwundet gefangengenommen.

Naturgemäß versuchten die französischen und englischen Berichte den Erfolg zu verkleinern. Offenherziger gab sich der militärische Mitarbeiter der „Times" in einer Schilderung des deutschen Trommelfeuers. „Sämtliche Meldungen von der Front," hieß es da, „berichten, daß sogar das schreckliche Artilleriefeuer bei der Offensive in der Champagne ein Werfen mit Petarden war im Vergleich zu dem rücksichtslosen Bombardement, das in dieser Woche mit donnernder Gewalt von den Maashöhen widerhallte. Die berühmten 30,5- und 42-cm-Kanonen, die von der russischen und serbischen Front zurückgeführt wurden, vermehrten die Kraft der schrecklichen Kanonade, welche die ganze Gegend durchwühlt und ihr Angesicht verändert hat. Laufgräben und Feldbefestigungen wurden in Stücke gerissen und vernichtet, wobei kleinere Hügel und Schluchten entstanden. Niemals früher wurde eine Schlacht so in allen Einzelheiten vorbereitet, niemals eine Armee so gewaltig mit Artilleriemitteln für den Sieg ausgerüstet." —



Eine der neuen schweren französischen Luftbomben.

Übrigens zeigte die Maßregelung einzelner französischer Generale, die wegen erwiesener Unfähigkeit abgesetzt wurden, wie man in den leitenden militärischen

Kreisen Frankreichs über den Verlust der „wertlosen" Festung Douaumont und über die sonstigen Vorgänge um Verdun tatsächlich dachte.

Auch an anderen Stellen der Westfront gab es lebhafte Kämpfe. Am 21. und 22. Februar wurden bei Souchez feindliche Gräben teils erobert, teils gesprengt, am 25. und 26. Februar heftige englische Angriffe bei Armentières und südöstlich von Ypern unter lebhaften Artillerie- und Minenkämpfen abgeschlagen. Am 27. Februar gelang es, die Franzosen südlich von Ste. Marie-à-Py, wo sie in die deutsche vorderste Stellung eingedrungen waren, wieder hinauszuwerfen, ihnen 1035 Gefangene, 9 Maschinengewehre und 1 Minenwerfer abzunehmen und ihre Front in einer Ausdehnung von über 1600 Metern zurückzudrängen. Kleinere Erfolge hatten die deutschen Truppen Ende Februar im Oberelsaß und bei Metz. Versuche des Feindes, nordwestlich von Pfirt, bei Obersept, seine alten Stellungen wiederzugewinnen, endeten am 3. und späterhin am 11. März mit blutigen Verlusten. Gute Fortschritte machten die Deutschen auch in den Argonnen (nordöstlich von Chalade), in der Champagne (östlich von Maison de Champagne) und auf dem rechten Flügel nordöstlich von Vermelles, wo englische Truppen, die in die vordersten Gräben eingedrungen waren, mit dem Bajonett zurückgetrieben wurden. Die deutsche Offensive bei Verdun wurde erfolgreich unterstützt durch einen Vorstoß sächsischer Regimenter bei Reims, wo am 10. März stark ausgebaute französische Stellungen in den Waldstücken südwestlich und südlich von Ville-au-Bois in einer Breite von 1400 Metern und in einer Tiefe von 1000 Metern gestürmt wurden; 12 Offiziere, 725 Mann, 1 Revolverkanone, 5 Maschinengewehre



Bewohner eines französischen Dorfes werden von der deutschen Militärverwaltung für die Ausstellung der Pässe photographiert.

sowie 13 Minenwerfer blieben in der Hand der Sieger.

Die **Luftflotte** war inzwischen auch nicht untätig. In Flandern wurden am 26. Februar feindliche Truppenlager mit Erfolg bombardiert. Einen eigenartigen Erfolg hatte am 29. Februar ein von Leutnant der Reserve **Kühl** geführtes Flugzeug, das auf der Strecke Besançon—Jussey einen französischen Militärtransportzug durch Bombenwurf zum Stehen brachte und sodann der ausgestiegenen Mannschaft mit seinem Maschinengewehr einen Kampf lieferte. In der Nacht zum 6. März belegt eine deutsches Luftschiff die Bahnanlagen von Bar-le-Duc mit Bomben.

Außerordentlich lebhaft war die Tätigkeit deutscher Flieger im Bereiche von Verdun, wo sie feindliche Truppen, Bahnanlagen und Unterkunftsorte wiederholt mit Bomben belegten und in einer großen Zahl von Luftkämpfen die Oberhand behielten. Wiederholte Beschießungen von Metz durch französische Luftschiffgeschwader — so am 8. und in der Nacht zum 18. März — hatten zwar einige Fälle von schweren und tödlichen Verletzungen unter der Zivilbevölkerung zur Folge, endeten aber stets mit empfindlichen Verlusten der Angreifer. Eine besondere Erwähnung verdient auch in diesem Kampfabschnitt die Tätigkeit der beiden Fliegeroffiziere **Immelmann** und **Bölke**, die bisher ungefähr je ein Dutzend feindlicher Flieger zur Strecke brachten. Zum Teil handelte es sich dabei um englische Flugzeuge, wie denn überhaupt die Engländer bei den Luftkämpfen im Februar und März recht schlecht abschnitten. Auch statteten deutsche Wasserflugzeuge und Marineluftschiffe wiederholt ihre gewohnten Besuche auf englischem Boden ab. Am 1. März wurde



Ein von den Engländern gesprengter Minentrichter, von dem aus die deutschen Truppen einen Minenstollen gegen die englische Stellung trieben.

die englische Ostküste bombardiert, in der Nacht zum 5. März die Stadt Hull am Humber, ein wichtiger Flottenstützpunkt mit großen Dockanlagen, erfolgreich beworfen, und am 19. März erfolgte ein wirkungsvoller Fliegerangriff auf die militärischen Anlagen von Dover, Deal und Ramsgate.

Ein Vergleich der beiderseitigen Luftkriegverluste im Februar ergibt neuerdings die unzweifelhafte Überlegenheit der Deutschen im Fliegerkampfe. Ihre Verluste an Flugzeugen an der Westfront betrugen in diesem Monat:

Im Luftkampf	—
Durch Abschuß von der Erde . .	—
Vermißt	6
Im ganzen	6

Die Franzosen und Engländer verloren dagegen:

Im Luftkampf	13
Durch Abschuß von der Erde . . .	5
Durch unfreiwillige Landung innerhalb der deutschen Linien	2
Im ganzen	20

Dabei sind jedoch die zahlreichen, hinter den feindlichen Linien abgeschossenen Flugzeuge nicht mitgezählt.

Kein Wunder, wenn unter diesen Umständen im englischen Parlament lebhaft darüber geklagt wurde, daß die Führerschaft in der Luft an Deutschland übergegangen sei. Ein besonders peinliches Mißgeschick der englischen Abwehrorganisation brachte bei einer solchen Gelegenheit ein Abgeordneter und Hauptmann zur Sprache. „Was ereignete sich in der Luft?“ fragte er erbost. „Unsere Flugzeuge stiegen auf, als die feindlichen Flieger schon den Blicken entschwunden waren. Sie sahen einander für F e i n d e an, und es fand ein Luftkampf zwischen einem unserer Wasserflugzeuge und



Deutsche Soldaten vom Roten Kreuz, die unter Verletzung der Genfer Konvention von den Belgiern gefangen genommen wurden.

einem unserer Armeeflieger statt. Doch nicht genug an dem: schließlich richteten noch unsere Abwehrgeschütze ihr Feuer gegen unsere beiden Flugzeuge. Bei diesen vergeblichen Versuchen, unsere eigenen Flieger abzuschießen, ist es aber unserer Artillerie wenigstens gelungen, den Kirchturm von Valmer schwer zu beschädigen und einige unserer Mannschaften in den Kasernen zu treffen. Sind solche Vorfälle geeignet, uns Vertrauen in unsere Luftschiffahrt oder zur Regierung einzuflößen? ... Eine schlechtere Organisation als die jetzige ist kaum denkbar."

Das erfreulichste Ereignis zur See war in diesem Zeitabschnitt die Rückkehr der „Möwe", die unter ihrem Kommandanten, Korvettenkapitän Graf zu Dohna-Schlodien, nach ihren wunderbaren, erfolgreichen Kreuzfahrten auf hoher See mit 4 englischen Offizieren, 29 englischen Matrosen und 166 Mann feindlicher Dampferbesatzungen als Gefangenen und einer Beute von einer Million Mark in Goldbarren in einem heimischen Hafen einlief. 15 feindliche Dampfer mit 58 000 Tonnen Raumgehalt hat das Schiff aufgebracht und zum Teil versenkt, zum Teil als Prisen nach neutralen Häfen gesandt; es hat ferner an verschiedenen Stellen der feindlichen Küste Minen gelegt, denen unter anderen das englische Schlachtschiff „König Eduard VII." zum Opfer fiel.

Deutsche U-Boote versenkten vor Le Havre nebst einem Minensucher zwei französische Hilfskreuzer mit je vier Geschützen und in der Themsemündung einen bewaffneten englischen Bewachungsdampfer. Im Mittelmeer wurde am 26. Februar der französische Hilfskreuzer „La Provence" versenkt, der mit einem Truppentransport von 1800 Mann nach Saloniki unter-

wegs war; nur 698 Mann wurden gerettet. „La Provence“ war nächst der „France“ der größte und schnellste



Französische Mine, die in einem Baume über einem deutschen Schützengraben hängen blieb und so nicht zur Explosion kam. Aus dem Graben aufgenommen.

Hilfskreuzer der französischen Flotte. Überdies fiel eine große Zahl feindlicher Handelsdampfer deutschen

U-Booten zum Opfer. Sehr bemerkenswert waren auch die deutschen Erfolge im Seeminenkrieg. Auf der Höhe von Dover lief der englische Postdampfer „Maloja", ein Schiff von 13 000 Tonnen Raumgehalt, auf eine Mine und ging unter. Vor der Themsemündung ereilte den britischen Torpedobootszerstörer „Hind" das gleiche Schicksal. An der Ostküste Englands versanken der englische Zerstörer „Coquette", der Hilfskreuzer „Fauvette" und ein Torpedoboot. Am 20. März behaupteten sich in einem Seegefecht an der flandrischen Küste drei deutsche Torpedoboote siegreich gegen fünf englische Zerstörer. Die gleichzeitige Beschießung der deutschen Stellungen bei Zeebrügge durch ein englisches Geschwader und 65 feindliche Flugzeuge wurde durch die deutschen Abwehrbatterien wirkungsvoll erwidert.

Noch schwerer als die Schiffsverluste an sich begannen sich in England allmählich die wirtschaftlichen Folgen der deutschen Seekriegführung bemerkbar zu machen: eine von Tag zu Tag sich steigernde Frachtraumnot und die den Seeverkehr gefährdende Überfüllung der Seehäfen. Der große Fischzug der „Möwe" allein hatte so viel Schiffsraum vernichtet, daß durch dessen Benützung die Londoner Bevölkerung einen Monat lang mit Getreide hätte versorgt werden können. Und im U-Boot besitzt Deutschland eine Waffe, die diesen wundesten Punkt Englands am empfindlichsten zu treffen vermag.

Der verdienstvolle Schöpfer der neudeutschen Flotte, Großadmiral v. Tirpitz, nahm am 16. März den Abschied, seinem Nachfolger Admiral v. Capelle eine große, verantwortungsreiche Aufgabe hinterlassend.

Jedenfalls hat England nichts unversucht gelassen, die Schwierigkeiten, die auch den Neutralen aus der



Der Deutsche Kaiser in Ostgalizien beim Besuch der Truppen an der Strypa.
Auszeichnung österreichisch-ungarischer Soldaten.



Vogelschaukarte vo



Görz und Umgebung.

Kriegslage zur See unzweifelhaft erwachsen, für seine Zwecke auszunützen. Der Untergang zweier großer holländischer Dampfer in der Nordsee, der „Tubantia“ und der „Palembang“, wurde in London ohne weiteres den Deutschen in die Schuhe geschoben, obgleich mindestens ebensoviel Wahrscheinlichkeit dafür sprach, daß die beiden holländischen Schiffe von den Engländern torpediert oder durch eine englische Mine vernichtet worden waren. Portugal, „des Traurigen traurigster Knecht“, hatte längst der britischen Lockung nachgegeben und am 23. Februar unter Außerachtlassung der allgemeinen Bestimmungen des Völkerrechts und des mit Deutschland geschlossenen Handelsvertrags 37 in portugiesischen Häfen liegende deutsche Schiffe mit über 270 000 Tonnen Raumgehalt beschlagnahmt. Da der deutsche Protest unberücksichtigt blieb, erklärte die deutsche Regierung am 10. März an Portugal den Krieg.

Mit allen Mitteln wurde auch die brasilianische Regierung bearbeitet, dem schmachvollen Beispiel Portugals zu folgen, und die völlig undurchsichtigen Verhältnisse in den Vereinigten Staaten, wo Präsident Wilson im Sinne Englands weder die Landung bewaffneter Handelsdampfer in amerikanischen Häfen, noch das Reisen amerikanischer Bürger auf solchen Schiffen verhindern wollte, ließen die Gefahr eines Konflikts lange nicht ausgeschlossen erscheinen.

Gänzlich mißlang dagegen jeglicher Versuch, die Schweiz, die nach allen Seiten musterhafte Neutralität wahrte, in den Krieg hineinzuziehen. Der mit einem Freispruch beendigte Prozeß gegen die beiden Obersten, die beschuldigt waren, Deutschland durch einseitige Nachrichtenvermittlung begünstigt zu haben, be-



Österreichisch-ungarischer Soldat mit einem Sauerstoffapparat als Schutzmittel gegen die Gase der italienischen Chlorbomben.

reitete der nichtswürdigen welschen Hetze, die nicht nur das vertrauensvolle Verhältnis zu Deutschland zu vergiften suchte, sondern auch die Autorität der schweize-

rischen Militär- und Bundesbehörden bedrohte, ein jähes Ende.

Gegenüber den militärischen, politischen und diplomatischen Vorgängen im Westen traten die Ereignisse auf dem östlichen Kriegschauplatz an Bedeutung merklich zurück. Ernsthaftere Kampfhandlungen setzten dort erst Anfang März ein. In der Gegend von Illuxt versuchten die Russen am 4. einen größeren Vorstoß, führten aber den Angriff nicht durch. In einem kleineren Gefecht bei Alssewitschi, nordöstlich von Baranowitschi, wurden die Russen aus ihren Stellungen geworfen. Am 6. März griffen österreichisch-ungarische Truppen die Russen bei Karpilowka an und setzten sich in ihren Schanzen fest. Nordwestlich von Tarnopol entrissen sie dem Gegner einen Graben von 1000 Metern Länge. Russische Vorstöße an der bessarabischen Front wurden am 12. März abgewiesen. Erbitterte Kämpfe entwickelten sich am 19. zu beiden Seiten des Naroczsees (an der Front Dryswjatysee—Postawy südlich von Dünaburg). Der Feind wurde überall unter ungewöhnlich starken Verlusten abgewiesen; 9270 gefallene Russen lagen vor den deutschen Stellungen. An der galizischen Front am Dnjestr mußte der Brückenkopf von Uszieczko nach sechsmonatiger tapferer Verteidigung unter dem Drucke einer achtfachen Übermacht am 19. März geräumt werden.

Im Kaukasusgebiet und in Persien setzten die Russen nach dem Fall von Erzerum ihre Vorwärtsbewegung fort. Bitlis und Kermanschah wurden genommen, und am 19. März fiel auch Ispahan, die ehemalige Hauptstadt Irans, in die Hände der Russen.

Auf dem albanischen Kriegschauplatze hat sich das Schicksal der in Durazzo eingeschlossenen

Griechisches Militär in Saloniki.

Italiener und ihres Verbündeten Essad entschieden. Am 27. Februar drangen unsere Verbündeten, österreichisch-ungarische und bulgarische Truppen, in die von den flüchtenden Feinden in Brand gesteckte Stadt ein; 34 Geschütze und 11 400 Gewehre fielen ihnen als Siegesbeute zu. Auch an Valona — das in der Nacht zum 21. März ein heftiges Fliegerbombardement über sich ergehen lassen mußte — rückte die Einschließung immer näher heran.

In und um Saloniki fuhren die Alliierten fort, ihre Stellungen zu verstärken und sich als die Herren im Lande aufzuspielen. Ein in der Nacht zum 18. März ausgeführter Luftschiffangriff auf die Ententeflotte bei Kara-Burun südlich von Saloniki zeigte, daß die Heeresleitung des Vierverbands die Entwicklung der dortigen Verhältnisse stets im Auge behielt.

An der italienischen Front wurden größere Unternehmungen zunächst durch die Lawinengefahr verhindert. Erst am 8. März setzte regere Artillerietätigkeit ein, und die nächsten Tage brachten am Tolmeiner und Görzer Brückenkopf, im Abschnitt von Plava und auf der Hochfläche von Doberdo mit starken Kräften durchgeführte italienische Angriffe, die aber sämtlich scheiterten. Dagegen entwickelte sich seit dem 17. März am Tolmeiner Brückenkopf eine schneidige österreichische Offensive, die mit der Eroberung wichtiger Stellungen, mit der Gefangennahme von 925 Italienern und der Erbeutung von 7 Maschinengewehren endigte. Auch am Rombon und Mrzli Vrh wurden nicht unerhebliche Erfolge erzielt. Durch ein österreichisch-ungarisches Unterseeboot wurde am 18. März vor Durazzo ein französischer Torpedobootszerstörer zum Sinken gebracht.



Der Mord in der Staats- und Hauspolitik

Eine historische Skizze von J. M. Berger

„Verrat und Mord, sie hielten stets zusammen
Gleich einem Zweigespann verschworener Teufel."
Shakespeare: Heinrich V.

In Serajewo wurde der österreichisch-ungarische Thronfolger von verhetzten Menschen, mit größter Wahrscheinlichkeit auch mit Wissen und Willen der serbischen Regierung, im Juli 1914 ermordet, weil er als Gegner ihrer politischen Machtansprüche galt. Vor nicht allzu langer Zeit wurde in Sofia eine Bombe in einen Ballsaal geworfen, um leitende Persönlichkeiten, die den russischen Plänen im Wege standen, zu beseitigen. So suchte auch England den höchst unbequem gewordenen Iren Sir Roger Casement im Auftrag der britischen Regierung, die in Stockholm durch den Gesandten Findlay vertreten war, aus dem Weg räumen zu lassen. Jaurès, der einflußreiche, besonnene Führer der sozialdemokratischen Partei in Frankreich, dessen abwehrende Stellung von allen Kriegshetzern als schweres Hemmnis ihrer Absichten angesehen war, fiel durch die Kugel eines bestellten Mörders. Nicht grundlos, wie es scheint, hat man auch in diesem Falle englische Hände im Spiel vermutet. Auch in der Türkei versuchte die Diplomatie des Dreiverbandes Verschwörungen anzuzetteln, um durch Bestechungen alle den Mittelmächten geneigten Minister, sowie deutsche Offiziere zu ermorden und den Kreuzer „Jawus Selim" (die frühere „Goeben") in die Luft zu sprengen, um am Tage vor der französischen Mobilmachung mit Hilfe der vor den Dardanellen verankerten englischen Flotte Konstantinopel einzunehmen.

Die Summe, welche die englische Regierung dem Diener Roger Casements bot, war verhältnismäßig gering für den Dienst, den sie von einem Manne erhoffte, der seinem Herrn die Treue hielt. England mußte seine Tasche in Indien zum Zweck politischer Erfolge weit stärker in Anspruch nehmen als in diesem Falle und hätte vermutlich in gutem Geld bezahlt, was es nicht immer so hielt. So belohnte es einen der eingeborenen ägyptischen Helfer zur Zeit der alexandrinischen Unruhen der achtziger Jahre mit minderwertigen, zu diesem Zweck geprägten Goldstücken.

Für den ersten Augenblick wirkte es überraschend, in unseren Tagen dieselben Mittel angewendet zu sehen, um sich politische Vorteile zu schaffen, wie sie sonst nur aus ferner Vergangenheit überliefert sind. Man vergaß dabei nur das eine, daß England und Frankreich in ihren Kolonien bis in die neueste Zeit den Zweckmäßigkeitsgedanken über das Gewissen zu stellen gewohnt waren, voran gilt die Auffassung, daß im Ringen um die Herrschaft alle Mittel nicht nur erlaubt, sondern geboten seien.

Es gehörte zu dem politischen Irrsinn der rücksichtslos ihre Ziele verfolgenden Menschen der italienischen Renaissance, zu glauben, die „Freiheit" zu erringen durch den Mord der „Tyrannen". Eine Auffassung, die noch so spät und unter völlig veränderten Verhältnissen für die romanischen Völker in der französischen Revolution als verhängnisvoller Irrtum wiederkehrte. Dolch und Gift waren im Italien der Renaissance geläufige Mittel, um politische Gegner aus der Welt zu schaffen. Nach Burckhardts gewiegtem Urteil macht das Italien jener Jahrhunderte den Ein-

druck, „als ob auch in gewöhnlichen Zeiten die großen Verbrechen häufiger gewesen wären, als in anderen Ländern". Sicher ist, daß das „besoldete, durch dritte Hand geübte, das zum Gewerbe gewordene Morden in Italien große und schreckliche Ausdehnung gewonnen hatte". Ein alter Schriftsteller, Pontano, schrieb über das südliche Italien, besonders von Neapel: „Hier ist nichts billiger zu kaufen als ein Menschenleben." Im übrigen Italien war das bezahlte Verbrechen häufiger oder seltener, je nachdem zahlungsfähige hochgestellte Anstifter vorhanden waren. Fürsten und Regierungen gaben das schlimmste Beispiel: sie machten sich gar kein Bedenken daraus, den Mord unter die Mittel ihrer Allmacht zu zählen. Es bedurfte dazu nicht erst eines Cesare Borgia; auch die Sforza, die Aragonesen, die Republik Venedig, später auch die Werkzeuge Karls V. erlaubten sich, was „zweckmäßig" schien. In den venezianischen Archiven fanden sich Schriftstücke über fünf vom Rat gutgeheißene Anträge, den türkischen Sultan zu vergiften, über den dort gehegten Plan, Karl VIII. zu ermorden und über den Auftrag an den Proveditor in Faenza, den Cesare Borgia töten zu lassen.

Am 9. Juni 1477 wurde vom „Rat der Zehn" in Venedig der Beschluß gefaßt: Das Anerbieten, den Sultan Mohammed II. mit Hilfe des Meisters Valcho, seines Leibarztes, zu ermorden, das von Salomoncino und seinen Brüdern ausgegangen ist, wird angenommen. Zugleich soll dem Salomoncino und seinen Brüdern kraft der Vollmacht des Rates alles bewilligt werden, was sie verlangt haben. Die Formel lautete: Wir verpflichten uns, diese Versprechungen zu erfüllen, sobald bewiesen sein wird, daß der Tod des Sultans

durch Meister Valcho herbeigeführt wurde. Salomoncino hatte sich die Verleihung eines Bankprivilegiums vom Rat der Zehn ausgebeten. Der geplante Mord wurde nicht zur Tat. Mohammed II. starb vier Jahre später eines natürlichen Todes.

In den Absolutionstaxen war seit 1514 die Ermordung durch den Gatten, nicht aber jene des Mannes durch die Frau vorgesehen. Selbst bei Krönungsmählern brachten hohe Gäste ihre eigenen Kellermeister und Weine mit, vielleicht weil man aus Erfahrung wußte, wie leicht Gifte in den Trank gemischt wurden. Diese Sitte war in Rom allgemein und galt nicht als Beleidigung für den Gastgeber.

Die Bravi, gedungene Mörder, waren überall zu finden, zu erkaufen. Um 1487 ging alles in Waffen, alle Häuser der Großen waren voller Kriegsknechte, die stets zum Morden bereit waren; täglich gab es Gewalttaten; bei der Beerdigung eines ermordeten deutschen Studenten in Venedig stellten sich zwei Kollegien in Waffen gegeneinander auf. Bisweilen lieferten sich die Bravi verschiedener Häuser Schlachten auf offenen Plätzen. Ein Günstling Innocenz' VIII. wurde am hellen Tag auf der Gasse erstochen, ein anderer Alexanders VI., der abgesandt war, um zu schlichten, erntete offenen Hohn. Unter den Tyrannen, die gegen Ende des 15. Jahrhunderts nach Macht strebten, kam es zu grauenvollen Taten. In den Schreckensjahren zu Perugia bekämpften sich die um die Herrschaft ringenden Häuser bis aufs Messer. Kniefällig bat Simonetto seinen Oheim, den Jeronimo della Penna töten zu dürfen. Um die Mitte des Sommers 1500 reifte bei der Hochzeit des Astorre mit der Lavinia Colonna eine gewaltige Verschwörung. Von

den gedungenen Bravi bekam jeder noch fünfzehn Helfer als Wachen gestellt; in der Nacht vom 15. Juli wurden die Türen eingerannt und der Mord an Guido, Astorre, Simonetto und Gismondo vollzogen. Die Sieger gingen bei den Freunden der Familie herum und wollten sich empfehlen, fanden indes alles in Tränen und mit der Abreise auf die Landgüter beschäftigt. Damals wurde der Dom, der das meiste dieser Tragödie in seiner Nähe gesehen, mit Wein abgewaschen und neu geweiht. Nach diesem Morden, das Gianpaolo zum Herrn Perugias machte, entstand eine sagenhafte Vorgeschichte des Hauses der Baglionen, dem die Ermordeten entstammten. Alle Mitglieder der Familie sollten von jeher eines bösen Todes gestorben sein, einst siebenundzwanzig miteinander. Ihre Häuser seien geschleift und mit den Ziegelsteinen die Straßen gepflastert worden. Im Jahre 1506 wurde Gianpaolo Baglione genötigt, Julius II. zu huldigen. Der Papst hatte Perugia überwältigt. Damals, meint Macchiavelli, habe Gianpaolo versäumt, bei der Huldigung sich durch die Ermordung Julius' II. unsterblich zu machen. Unter Leo X. lockte man Gianpaolo 1520 nach Rom und enthauptete ihn; einer seiner Söhne, Orazio, der Perugia zeitweise unter den gewaltsamsten Umständen besaß, wütete im eigenen Hause aufs gräßlichste. Ein Oheim und drei Vettern, die ihm hinderlich waren, wurden ermordet, worauf ihm sein Parteigänger, der Herzog von Urbino, sagen ließ, es sei jetzt genug. Sein Bruder Malatesta Baglione beging als florentinischer Feldherr Verrat, sein Sohn Ridolfo machte 1534 sich, durch Ermordung des Legaten und der Beamten, nochmals für kurze aber schreckliche Zeit zum Herrn von Perugia.

Manche dieser kleineren Herrscherfamilien richteten sich bald zugrunde; Häuser, die sich um die Wende des 15. Jahrhunderts noch mächtig sahen, lebten, wie die Malatesta, nach drei Jahrzehnten als arme Verbannte.

Um 1533 lebte ein Nachkomme der Fürsten von Pico, der arme Gelehrte Lilio Gregorio Giraldi, bei seinem Verwandten Giovan Francesco Pico, der von seinem Neffen ermordet wurde. Lilio Giraldi selbst zeichnete auf: „Im Oktober 1533 ist der unglückliche Fürst durch nächtlichen Mord von seinem Brudersohn des Lebens und der Herrschaft beraubt worden; ich selber bin in tiefem Elend kaum mit dem Leben davongekommen."

Die lateinischen und romanischen Völker sind ihrer Art nach so beschaffen, daß sie, am Äußerlichen haftend, die nächstliegenden Erscheinungen für die Ursachen zu nehmen gezwungen sind, die sie zu beseitigen streben, weil sie glauben, auf solche Weise die Freiheit oder das nationale Glück erringen zu können. Burckhardt urteilt über die Italiener der Renaissance: „Sie sahen, wie schlechte Ärzte zu denken und handeln gewohnt sind, die Hebung der Krankheit in der Beseitigung ihrer äußerlichen Erscheinungen und glaubten, wenn man die Fürsten ermorde, so gebe sich die Freiheit von selber. Oder sie dachten auch nicht einmal so weit und wollten nur dem allgemein verbreiteten Haß Luft machen oder nur eine Rache für Familienunglück oder persönliche Beleidigung üben. So wie die Herrschaft eine unbedingte, aller gesetzlichen Schranken entledigte war, so ist auch das Mittel der Gegner ein unbedingtes. Schon Boccaccio sagt es offen: ‚Soll ich den Gewaltherrn König oder Fürst heißen und ihm Treue bewahren als meinem Obern? Nein! Denn er ist

der Feind des gemeinen Wesens. Gegen ihn kann ich Waffen, Verschwörung, Späher, Hinterhalt, List gebrauchen; das ist ein heiliges notwendiges Werk. Es gibt kein lieblicheres Opfer als Tyrannenblut.‘ Zu Ende der Renaissancezeit schreibt Giraldi Cinthio: ‚Kein angenehmeres Opfertier für Gott, als ein Tyrann, verrucht wie dieser war.‘ Man schreckte vor Mordanfällen auch in der Kirche nicht zurück. Die Fabrianesen ermordeten 1435 ihr Tyrannenhaus, die Chiavelli, während eines Hochamtes laut Abrede bei den Worten des Kredo: Et incarnatus est. In Mailand wurde Herzog Giovan Maria Visconti 1412 am Eingang der Kirche San Gottardo ermordet und 1476 tötete man den Herzog Galeazzo Maria Sforza in der Kirche zu San Stefano. Ludovico Moro entging 1484 den Dolchen der Anhänger der verwitweten Herzogin Bona nur dadurch, daß er die Kirche San Ambrogio durch eine andere Türe betrat, als sie erwarteten.“

Daß man den politischen Mord in jenen Zeiten als rühmenswert erachtete, bezeugt eine Grabschrift des Campugnani, der als Mörder Galeazzo Sforzas fiel. Sie lautet: „Hier liege ich gern, ein ewiges Merkzeichen den gegenwärtigen und künftigen Herrschern, daß sie nichts Übles denken noch tun.“ Von den überlebenden Mördern Galeazzos zeigte Visconti Reue, Oligati blieb trotz aller Tortur dabei, daß seine Tat ein Gott wohlgefälliges Opfer gewesen sei, und sagte noch, während ihm der Henker mit dem Rad die Brust einschlug: „Nimm dich zusammen, Girolamo! Man wird lange an dich denken; der Tod ist bitter, der Ruhm ewig.“

Als Lorenzo Medici 1537 den Herzog Alessandro umbrachte und flüchtete, erschien eine, wahrscheinlich

in seinem Auftrag verfaßte Verteidigungsschrift der Tat, worin er den Tyrannenmord an sich als das verdienstlichste Werk preist; für den Fall, daß Alessandro wirklich ein echter Medici und demnach, wenn auch weitläufig, mit ihm verwandt gewesen, vergleicht er sich rühmend mit Timoleon, dem Athener, dem antiken Brudermörder aus Patriotismus.

Der politische Mord wurde in jenen Zeiten unter die selbstverständlichen Mittel der Macht gezählt, niemand scheute davor zurück. Die Borgia legten sich, nach Burckhardts Worten: „auf heimliche Vernichtung aller derer, die ihnen irgendwie im Wege waren, oder deren Erbschaft ihnen begehrenswert schien". Der venezianische Gesandte Paolo Capello meldet im Jahre 1500: „Jede Nacht findet man in der Stadt vier oder fünf Ermordete, Prälaten und andere, so daß ganz Rom davor zittert, vom Herzog Cesare Borgia ermordet zu werden." Schon im Jahre 1499 war die Verzweiflung darüber so groß und allgemein, daß das Volk die Gardisten überfiel und umbrachte. Wem aber die Borgia mit offener Gewalt nicht beikamen, der unterlag ihrem Gift. „Für diejenigen Fälle," sagt Burckhardt, „in denen einige Vorsicht und Zurückhaltung nötig schien, wurde jenes schneeweiße, angenehm schmeckende Pulver gebraucht, welches nicht blitzschnell, sondern allmählich wirkte und sich unbemerkt jedem Gericht oder Getränk beimischen ließ. Vielleicht hatte der türkische Prinz Dschem davon in einem süßen Trank mitbekommen, bevor ihn Alexander an Karl VIII. im Jahre 1495 auslieferte. Man glaubte damals allgemein, daß Vater und Sohn sich damit vergiftet hätten, indem sie von dem für einen reichen Kardinal, wahrscheinlich Adrian von Corneto, bestimmten Kon-

fekt genossen." Der zeitgenössische Geschichtschreiber Onufrio Panvinio nennt die Kardinäle Orsini, Ferrari und Michiel unter den durch Gift Gestorbenen sowie den Namen des Kardinals Giovanni Borgia, den Cesare Borgia vergiften ließ.

„Die Phantasie der Nation erfüllte sich allmählich dergestalt mit Voraussetzungen dieser Todesarten, daß man bei Mächtigen kaum mehr an ein natürliches Ende glaubte. Von der Wirkungskraft der Gifte machte man sich bisweilen fabelhafte Vorstellungen." Schleichend wirkende waren gewiß bekannt und wurden benützt. Es wird eines jener Gifte gewesen sein, das der Fürst von Salerno dem Kardinal Aragon mit den Worten reichte: „In wenigen Tagen wirst du sterben, weil dein Vater, König Ferrante, uns alle zertreten wollte." Aber der vergiftete Brief, den Caterina Riario an Alexander VI. sandte, würde ihn schwerlich umgebracht haben, auch wenn er ihn gelesen hätte. Als Alfons der Große von den Ärzten gewarnt wurde, ja nicht in dem Livius zu lesen, den ihm Cosimo de Medici übersandte, antwortete er ihnen gewiß mit Recht: „Höret auf, so töricht zu reden." Vollends hätte jenes Gift nur sympathetisch wirken können, womit der Sekretär Piccininos den Tragstuhl von Pius II. ein wenig anstreichen wollte. Wie weit es sich durchschnittlich um mineralische oder Pflanzengifte handelte, läßt sich nicht bestimmen. Die meisten jener Gifte, von denen man noch immer in dunklen Wendungen fabelt, daß sie im Körper nicht nachweisbar waren, wären heute um so gewisser vom Chemiker zu erweisen, nur war bei den damaligen alchimistischen Kenntnissen eine erfolgreiche Untersuchung nicht möglich, und dies ist der Grund zu allen, noch immer nicht zur Ruhe

gekommenen Erzählungen über die Giftköche der Renaissance. Vielartig waren die verschlagenen Künste, den Vorsichtigsten die tödlichen Stoffe beizubringen. Man vergiftete die stark gewürzten Soßen der Braten, mischte Gift in Brotteig und Konfekt; Brot, das man seiner Härte und Unverdaulichkeit wegen zuerst als Bratenteller benützte und erst aß, wenn es von den Bratensoßen durchtränkt war; man bestrich die Hemden des dem Tod Geweihten mit langsam tödlich wirkenden Salben, welche einen anfänglich scheinbar ungefährlichen Hautausschlag hervorriefen, dann aber in ihren Wirkungen den Tod zur Folge hatten. Auf Messerklingen wurden auf einer Seite giftige Stoffe aufgetragen, man teilte in unverfänglicher Weise Obst damit und reichte die vergiftete Hälfte weiter. Auch Ringe, die an der Innenseite eine unmerkliche, aber giftgetränkte Spitze hatten, wurden verschenkt; beim Händedruck kam der tödliche Stoff mit dem Blut in Berührung.

Nächst Italien war Frankreich das Land der politischen Morde und Giftmischereien. Ludwig XIII. ehrte und liebte den mächtigen Staatsmann Richelieu und erfreute ihn gerne durch Aufmerksamkeiten. Er sandte ihm einst einen Wildschweinschinken mit einem Begleitschreiben, worin er ihm anriet, trotzdem die Gabe vom König selber käme, vorsichtshalber doch erst einen anderen davon kosten zu lassen. Richelieu hatte viele und mächtige Feinde, allen voran die Königin-Mutter Maria aus dem Geschlechte der Medici, die Tochter, Enkelin, Nichte und Base von Mördern, die selbst der verschiedensten Giftbereitungen kundig war gleich dem Bruder des Königs. Beide schreckten vor keinem Mittel zurück, um den mächtigen Staatsmann unschädlich zu machen. Ging doch Maria de Medici

in ihrer Herrschsucht so weit, ihren eigenen Sohn durch Gift aus dem Wege räumen zu wollen, das man ihm durch ein Klistier beizubringen suchte.

Die Verherrlichung des politischen Meuchelmordes blieb in Italien auch in neuester Zeit im Ansehen. Im Jahre 1858 wurde nach der Hinrichtung des Grafen Orsini, der mit einer Bombe einen Mordversuch an Napoleon III. verübte, an den Straßenecken Turins ein Sonett angeschlagen, dessen Worte lauteten: „Vorzeitig erschienener Engel des Gottes der Rache, vor dem Holze deines Schafotts, Orsini, warf ich mich nieder wie vor dem Holz des Kreuzes."

Noch ist nicht völlig vergessen, daß man noch in allerjüngster Zeit den Triester Irredentisten Wilhelm Oberdank, der im Vereine mit anderen im August 1882 einen Bombenanschlag auf Kaiser Franz Joseph geplant hatte, in Italien feierte und dieses Verbrechen verherrlichte.

Nächst Italien, Spanien, Frankreich und den Ländern Mittel- und Südamerikas, deren herrschende Klassen fast durchweg dem Romanentum angehören, werden die meisten politischen Morde in Rußland verübt. In Rußland begann die Mordpolitik schon unter der Dynastie Rurik. Fürst Danilowitsch Rurik ließ 1319 im Kampfe um das Großfürstentum Susdal seinen Gegner ermorden, wurde aber selbst von dessen Sohn Dimitri erstochen. Den Erben des letzten Herrschers aus diesem Stamme, den kleinen Dimitri, brachte Boris Godunow, sein Schwager, ums Leben und bemächtigte sich des Thrones. Der falsche Demetrius stürzte ihn; aber auch dieser konnte nur ein Jahr seine Herrschaft behaupten. Danach kamen 1612 die Romanows zur Regierung und schon nach einem Jahr-

hundert wurde der erste Familienmord verübt. Peter der Große ließ seinen Sohn Alexej, dessen Gattin, ihren Bruder und andere Mitschuldige einer gegen ihn gerichteten Verschwörung umbringen. Peter III., ein Enkel Peters des Großen, wurde mit Zustimmung seiner Gattin Katharina II. vom Fürsten Orlow in Schlüsselburg erwürgt. Dasselbe Schicksal, mit Wissen und Willen von Gattin und Sohn, erlitt der Zar Paul. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß man auch Alexander I. vergiftete. Alexander II. starb 1881 durch die Bombe eines Anarchisten; auch Alexander III. war einer Reihe von Attentaten ausgesetzt, ganz zu schweigen von den an Großfürsten, Ministern, Gouverneuren, Generalen und anderen Persönlichkeiten verübten Morden.

In Serbien machte das Petersburger Beispiel bald Schule. So fielen am 10. Juni 1868 im Park Tobschider in Belgrad Fürst Michael, und in den Junitagen 1903 das königliche Ehepaar Alexander und Draga Maschin unter Mörderhänden; auch König Milan lebte ständig in der Furcht vor mörderischen Anschlägen.

Reichlich ist auch England mit politischen Morden belastet. König Eduard II. wurde im Jahre 1327 von seiner Gattin des Thrones beraubt und mit ihrer Zustimmung auf eine höchst grausame Art ums Leben gebracht; vierzig Jahre später wurde sie selbst auf Befehl ihres Neffen, des Königs Karl von Ungarn, ermordet, der auch im Jahre 1382 die Königin Johanna I. von Neapel durch Karl von Durazzo erwürgen ließ, um dann vier Jahre später in Gegenwart der Königin Martha und deren Mutter und unter Zustimmung beider das gleiche Schicksal zu erleiden. Ungemein reich sind die Kriege der Roten und Weißen Rose an Morden aus politischen Gründen innerhalb

der eigenen Familien. Der Name Richards III. allein eröffnet den Einblick in eine furchtbare Welt, die uns nicht zuletzt aus Shakespeares Dichtungen bekannt ist. Ob man nicht auch die auf Befehl der Königin Elisabeth erfolgte Hinrichtung der unglücklichen Maria Stuart als politischen Mord zu betrachten hat, sei dahingestellt. Selbst noch in der neueren Geschichte Englands sind nicht weniger als vier Attentate auf die Königin Viktoria bekannt.

Wohl die wenigsten Morde aus politischen Gründen findet man in der deutschen, wie auch in der ungarischen Geschichte. Nur halb politischer Natur ist in neuerer Zeit eigentlich die Ermordung Kotzebues durch Sand gewesen. Wohl erfolgten Attentate auf Staatsoberhäupter und einflußreiche Staatsmänner, doch kann man diese nicht im Sinne dieser Ausführungen als politische Morde bezeichnen.

Nicht unbedingt jedes Attentat, nicht jede Ermordung eines gekrönten Hauptes oder eines vielvermögenden Staatsmannes ist ein politischer Mord. Viele entsprangen nur unsauberen oder selbstsüchtigen Gründen, mehrere noch sind auf Rache zurückzuführen. Das Attentat Orsinis auf Napoleon III. ist anders zu bewerten, als jene von Kullmann und Hödel auf Bismarck und Kaiser Wilhelm I., wenngleich auch diese einen politischen Hintergrund haben. In vielen Fällen ist es sehr schwer, eine scharfe Grenzlinie zu ziehen. —

Wenn die romanischen und „lateinischen" Völker und die Slawen bis in die neueste Zeit durch ihre Rassenbedingtheit des falschen Glaubens sind, durch Beseitigung persönlicher Elemente Schäden zu bessern, wo die eigentlichen Ursachen auf viel verwickelteren

Umständen beruhen, so beweist dies nur, daß sie einerseits unfähig sind, die Wahrheit der Lage zu erkennen, und anderseits zu ohnmächtig, sie mit Vernunftmitteln zu bessern. Darin liegt auch die wesentlichste Unterscheidung deutscher Art gegenüber allem andersgearteten Volkstum. Kein seiner Sinne völlig mächtiger Mensch unserer Rasse wird glauben, daß mit dem Verschwinden einer Person Wirkungen endigen könnten, die im tiefsten Grunde unpersönlicher Natur sind. Die Verwechslung von Ursache und Wirkung, von Sein und Schein ist das Verhängnis der romanisch-lateinischen Rasse. Daß England heute glauben kann, die irische Frage durch einen Mord zu lösen, bezeugt nur, daß es auf eine mittelalterliche Stufe zurücksank. Solche Rückschritte rächen sich mit Naturnotwendigkeit. Nicht Roger Casements Tod hätte die irische Frage gelöst, dies kann allein politischer Verstand und vor allem Gerechtigkeit. Ein Begriff allerdings, für den England heute keinen Sinn, dafür aber um so heuchlerischere Redensarten aufbringt.

Mannigfaltiges

Die Japaner im Urteil der Völkerkunde. — Vor der „gelben Gefahr" haben landeskundige Männer aller Berufe, Missionare, Politiker, Beamte, Kaufleute und gelehrte Forschungsreisende schon seit Jahren gewarnt. Gewöhnliche Beurteilungen nennen den Chinesen und Japaner meist in einem Atem als Angehörige der gelben Rasse und halten sie für gleich begabt oder unbegabt. Alle Kenner aber wissen darüber genug zu sagen, wie verschieden diese beiden Nationen des Ostens voneinander sind. Nach ihrer Meinung sind die Chinesen den besten Kaufleuten der Welt gleichzusetzen; sie besitzen die Fähigkeit dazu in hohem Maße. Im Wettkampf mit den Chinesen haben nach Freiherrn v. Richthofens Urteil selbst die Angehörigen der semitischen Stämme und der europäischen Nationen nur geringe Erfolge gehabt. Nicht annähernd so tüchtig und vor allem so solide wie die chinesischen sind die japanischen Kaufleute. Es ist sprichwörtlich im Osten, daß eines Chinesen Wort genügt, während zehn Verträge mit einem Japaner nicht genügende Sicherheit bieten. Allgemein macht man dem Japaner unlauteren Wettbewerb und Lieferung minderwertiger Waren zum berechtigten Vorwurf.

Durchschnittlich sind wir gewöhnt, alles um uns durch Vergleiche, die uns naheliegen, zu beurteilen, und so geschieht es auch meist, daß wir uns nur verblenden lassen, wenn wir über Japans neueste „Kulturfortschritte" reden. Die Engländer nennen ihren Bundesgenossen „Japs" den Affen Europas; in diesem Wort liegt Wahrheit, denn es bezieht sich auf die Fähigkeit der bloßen Nachahmung an Stelle selbstschöpferischer Eigenschaften, die Europa in langen Jahrhunderten zu dem gemacht haben, was es heute ist. Vor Jahren stellte Oskar Peschel, der große Reisende und Völkerforscher, einen wesentlichen Unterschied zwischen den Europäern und den Ostasiaten fest, der immer bedacht zu werden verdiente, wenn es sich um fälschliche Überschätzung, um die Bewunderung der „schnellen, erstaunlichen Fortschritte" jener durchaus andersgearteten östlichen Rassen handelt. Peschel sagt: „Wir sind die Zöglinge geschichtlich begrabener Nationen. Die Chinesen sind Autodidakten — das

heißt ohne Anweisung Selbstbelehrte. Vergleichen wir aber unseren Entwicklungsgang mit dem ihrigen, so werden wir uns bewußt, was ihnen fehlt und worauf unsere Größe beruht. Seit unserem geistigen Erwachen, seit wir als Mehrer der Kulturschätze aufgetreten sind, haben wir unverdrossen nur nach einem Ding gesucht, von dessen Dasein Chinesen und Japaner keine Ahnung haben, für das sie auch schwerlich nur eine Schüssel Reis geben würden. Dieses unsichtbare Ding nennen wir — Kausalität. (Wir wollen in allem die ursächlichen Zusammenhänge erkennen, die notwendigen Wirkungsarten einer Ursache, die Bedingtheit aller Erscheinungen durch vorher Dagewesenes feststellen, die Zusammenhänge als gesetzlich ergründen.) An den Chinesen haben wir eine Menge von Erfindungen bewundert und sogar von ihnen uns angeeignet, aber wir verdanken ihnen nicht eine einzige Theorie — das heißt durch strenge Vernunftbetrachtung gewonnene wissenschaftliche Grundlage einer Lehre — nicht einen einzigen tieferen Blick in den Zusammenhang und die nächsten Ursachen der Erscheinungen."

Bezeichnend äußerte sich in dieser Hinsicht ein vornehmer Japaner vor kaum einem Jahrzehnt: „Ich kann eine Lokomotive machen, wenn ich sie sehe. Aber ich begreife nicht, wie man eine Lokomotive machen kann, wenn man sie nicht gesehen hat." Als japanische „Ingenieure" zu Beginn des Jahres 1905 in Berlin eine elektrische Anlage für Tokio übernahmen, fiel es auf, daß sie sich beeiferten, alle Einzelheiten zu zeichnen, zu messen und auf das sorgfältigste und genaueste zu kopieren, ohne den Dingen auf den Grund zu gehen und nach dem Wie und Warum zu fragen. Man ist zu glauben geneigt, daß die Japaner schöpferische Kraft und selbständiges Erfindertalent bisher darum „noch nicht betätigten, weil sie zu große Fortschritte vorfanden und vor allem bestrebt sein mußten, diese Fortschritte sich zu eigen zu machen und zu verarbeiten". Man bestätigte ihre Lernbegier und ihre Fähigkeit, das Zweckmäßigste und Beste als Vorbild zu wählen, doch betraf das immer nur die mehr mechanischen und technischen europäischen Errungenschaften, also eigentlich trotz allem nur ein äußerliches und mehr zivilisatorisches als wesentlich kultu=

relles Element unserer Welt. Tiefer hinabzudringen, das Geistige des Europäers zu erfassen, versagt den östlichen Völkern ein hauptsächlicher Mangel ihrer Rassenveranlagung — der mangelnde Sinn für Kausalität. H. Ho.

Eine Jugendbekanntschaft. — Der ältere Vanderbilt, genannt der Kommodore, der bei seinem Tode 1877 ein Vermögen von hundert Millionen Dollars hinterließ, war ein Kind ganz armer Eltern. Ebenso arm war seine Frau gewesen, die Tochter eines kleinen Schankwirtes.

Als er längst zu Ansehen und Reichtum gelangt war, saß er einmal mit seiner Tochter in dem Badeorte Saratoga auf der Terrasse eines der elegantesten Hotels, als ein alter Mann vorbeitrippelte und, sowie er Kornelius Vanderbilt erkannte, mit ausgestreckten Händen auf ihn zukam. „Hallo, Kommodore," rief er dabei laut, „sieht man Sie auch einmal wieder? Wie geht's Ihnen denn?"

Die Tochter, die in Samt und Seide gekleidet, dazu reich mit Diamanten geschmückt war, zog ihre Kleider dichter an sich, wie wenn sie sich vor Ansteckung schützen müsse, und verhielt sich so ablehnend wie möglich gegen das alte Männlein. Der Vater aber stand ihm Rede und Antwort und unterhielt sich ganz unbefangen mit ihm. Nach kurzer Zeit entfernte sich der Alte, und nun machte die junge Dame ihrem Vater ernstliche Vorhaltungen.

„Wie konntest du dich so wegwerfen und die alte Vogelscheuche auch nur eines Blickes würdigen — hier auf diesem Sammelplatz der eleganten Welt!"

Er aber meinte ganz gemütlich und durchaus nicht flüsternd: „Kind, hab' dich nicht so! Er ist eine alte Jugendbekanntschaft deiner Eltern. Von deiner Mutter hat er sein Bier vorgesetzt bekommen, und hat dabei mitangesehen, wie ich ihr den Hof machte." C. D.

Staatsgeheimnisse und drahtlose Telegraphie. — Die Einrichtung der drahtlosen Telegraphie bedeutet für ein Kriegschiff nichts Geringeres als die Verdrängung des Signalbuches, jener geschichtlichen und unschätzbaren Einrichtung, die in allen

Marinen in zwei Formen vorhanden ist: in einer für den internationalen Verkehr und in einer zweiten für den Verkehr der Schiffe einer Flotte untereinander. Das Signalbuch ist wohl das am sorgfältigsten verwahrte Regierungseigentum an Bord, und der Kapitän des Schiffes selber ist für den starken Band verantwortlich, der viele Tausende von Silben, Worten, Satzteilen und ganzen Sätzen enthält, wie man sie zur Abfassung eines Telegrammes braucht. Jede Silbe, jedes Wort und jeder Satz wird gebildet durch Zusammenstellung von Mitlauten, die zu Gruppen von zwei, drei, vier und fünf Buchstaben vereinigt sind. Die Gruppen von zwei und drei Buchstaben gelten wegen der Möglichkeit raschen Gebens und Abnehmens als „Notsignale".

Will der Kapitän eines Schiffes sich mit einem anderen Schiffe oder mit einer Signalstation auf dem Lande in Verbindung setzen, so schreibt er sein Telegramm in gewöhnlicher Schrift nieder und schickt es dem Signaloffizier. Der überträgt es nach dem Signalbuche in Gruppen von Mitlauten und übergibt es dem „Signalgaste", der die Fahnen hißt, welche die Buchstabengruppen darstellen. Da nun ein langes Telegramm eine ganze Reihe solcher Fahnenhissungen erforderlich macht, so leuchtet es ein, daß die Weitergabe unter Umständen schwierig und zeitraubend ist.

Das System des Signalbuches hat vor allem den Nachteil, daß ein Exemplar irgendwie einmal in die Hand des Feindes gelangen kann. In unserer Marine ist seit ihrem Bestehen noch kein Signalbuch in Feindeshände gekommen. In der englischen Marine warf vor mehreren Jahren ein betrunkener Signalgast das Buch über Bord, und erst nach mühseligem Suchen konnte es von Tauchern wieder aufgefischt werden. Wäre es nicht gefunden worden, so hätte das damals in Gebrauch befindliche Signalbuch zurückgezogen und ein anderes dafür eingeführt werden müssen.

In der französischen Marine mußte im Laufe des letzten Jahrzehnts das Signalbuch zweimal geändert werden, weil Exemplare davon an andere Mächte verkauft worden waren.

Wenn ein Schiff vom Feinde gekapert wird, ist es eine ganz besondere Sorge, das Buch rechtzeitig über Bord zu bringen. Damit es rasch versinkt, ist seine Einbanddecke mit Blei beschlagen, auch ist der Kasten, in dem es aufbewahrt wird, sehr schwer und durchlöchert.

Ein anderer Einwand, den man gegen das Signalbuch geltend macht, ist der, daß infolge der vielen neu hinzutretenden Namen von Schiffen, Häfen, technischen Verbesserungen des öfteren Nachträge herausgegeben werden müssen.

Die Anwendung der drahtlosen Telegraphie macht die Benützung des Signalbuches immer weniger notwendig, da man zur Verständigung nicht mehr auf die Flaggensignale allein angewiesen ist. Sie ermöglicht auch eine viel schnellere Nachrichtenübermittlung. Die Verschiedenheit der Länge der elektrischen Wellen bringt es mit sich, daß eine Depesche von einem Apparate nur aufgefangen wird, wenn er ganz genau mit dem „Sender", dem übermittelnden Apparate, abgestimmt ist. Das Telegramm kann also hier unmittelbar von der ersten Niederschrift aus aufgegeben werden, und für die Geheimhaltung kommen die gleichen Maßnahmen wie bei sonstigen Depeschen in Betracht. Der Vorteil liegt auf der Hand; denn in dem Getümmel und der Aufregung einer Seeschlacht kann der Verlust einer einzigen Minute bei der Übermittlung eines Befehles Sieg oder Niederlage bedeuten.

Tritt auch das private Signalbuch in den Marinen aller zivilisierten Völker wohl immer mehr in den Hintergrund, so läßt sich das von der Chifferschrift der Diplomaten keineswegs behaupten. Wichtige Nachrichten, die zwischen dem Sitze der Regierung und ihren auswärtigen Vertretern ausgetauscht werden, müssen voraussichtlich auch fernerhin in Geheimschrift geschrieben werden. Aber ebenso wie das Übersetzen eines Befehls auf dem Schiffe für den Signaloffizier eine recht zeitraubende Arbeit ist, ist auch das Dechiffrieren eines diplomatischen Berichtes sehr umständlich. Das von unserer Regierung angewandte Chiffriersystem ist für jeden Uneingeweihten ein Buch mit sieben Siegeln. Man behauptet jedoch, daß es kein System

einer Geheimschrift gebe, das nicht zu entziffern wäre. Daran ist etwas Wahres, weil alle Geheimschriften auf einer ähnlichen, systematischen Grundlage beruhen müssen. Man kann aber für die guten Geheimschriften dasselbe gelten lassen, was ein ehrlicher Geldschrankfabrikant von seinen Erzeugnissen sagte: „Ich will nicht behaupten, daß meine Schränke unbedingt einbruchsicher sind; das Öffnen eines meiner Schränke erfordert aber so viel Zeit, daß der Dieb erwischt würde, ehe er das Geheimnis des Schlosses ergründet hätte."

Überdies wird kein vorsichtiger Diplomat regelmäßig dieselben Chiffern benützen. Jede Geheimschrift, in der man Staatsgeheimnisse zu Papier bringt, muß zahlreiche Veränderungen und Umstellungen gestatten, damit auch der Schlüssel, wenn er in unbefugte Hände gerät, nicht ohne weiteres alle Türen öffnet.

Das Entwerfen eines modernen Anforderungen entsprechenden Chiffriersystems ist zu einer wahren Wissenschaft geworden, und ein System von heute ähnelt einem vor fünfzig Jahren gebrauchten wie ein Kraftwagen einem alten Bauernfuhrwerk. Die früheren Geheimschriften waren für einen Gebildeten oft auf den ersten Blick zu entziffern. Bis zum Krimkriege waren die Chiffern, die die englische Regierung anwandte, einfache Umstellungen, das heißt, ein Buchstabe stand in regelmäßiger Folge für den andern; B sollte beispielsweise A bedeuten, C stand für B, und so ging es weiter. Später gebrauchte das englische Auswärtige Amt Zahlen für gewisse Worte, Namen, Städte und Länder. Unter gewissen Umständen erweist sich ein solches System als recht praktisch; doch erfordert die Abfassung eines Telegramms viel Zeit, und dann muß der Empfänger stets den „Schlüssel" bei sich tragen. Ein vollkommenes Chiffriersystem verlangt aber, daß man den „Schlüssel" im Kopfe und nicht in der Depeschenmappe habe.

Während des letzten Burenkrieges war zwischen zwei Handlungshäusern ein Chiffriersystem in Gebrauch, das auf dem „Gedächtnisschlüssel" beruhte. Der bekannte „AbC-Code" bildete die Grundlage. Man war übereingekommen, daß der Empfänger des Telegrammes nicht den Satz lesen sollte, der dem

telegraphierten Codewort gegenüber, sondern den, der mehrere Worte weiter unten stand, und zwar so viel Worte weiter, als das Telegramm selber Worte zählte. Waren beispielsweise die Codeworte „absolut", „Kamin", „Menschheit" telegraphiert, so sollte der Empfänger drei Worte von „absolut" aus zählen und fand dann „absolviert". Der diesem Worte gegenüberstehende Satz war der, den der Absender zum Ausdruck bringen wollte. Dieses einfache System bot zwei große Vorteile: einmal konnte man den „Schlüssel" im Kopfe behalten, und es war ausgeschlossen, daß er in die Hände Unbefugter geriet; zweitens aber, war jemand wirklich durch Zufall in den Besitz des richtigen „Schlüssels" gelangt, so konnte er ihm deswegen wenig nützen, weil ja beim Lesen eines jeden Telegrammes eine andere Wortzahl abgezählt wurde. Tausenderlei Arten gab es, vermittels derer der „Schlüssel" geändert werden konnte, ohne daß das Gedächtnis des Absenders oder Empfängers zu schwer belastet wurde. Obwohl mehr als zwanzig dieser Telegramme von den Buren aufgefangen wurden, hat man doch Grund zu der Annahme, daß sie in keinem einzigen Falle entziffert wurden.

Trotz aller Phantasien von Romanschreibern und Theaterdichtern darf man annehmen, daß ein chiffriertes Telegramm in Friedenszeiten nur höchst selten, wenn überhaupt je, in die Hände einer feindlich gesinnten Macht fällt. Durch besondere Boten — Feldjäger — werden sie befördert, und nur durch Gewalttätigkeit könnten sie aus der wohlverwahrten Depeschenmappe in die Hände des Diebes gelangen. Telegraphische Mitteilungen fremder Regierungen mögen vielleicht manchmal aufgefangen werden. Das ist ja weiter nicht schwer. Etwas anderes aber ist es, zu erkennen, für wen diese Botschaften bestimmt sind; denn diplomatische Telegramme von großer Wichtigkeit gehen auf Umwegen und nie unmittelbar an die Personen, für die sie bestimmt sind. So kann es leicht kommen, daß ein Vertreter im Ausland häufig Mitteilungen von seiner Regierung erhält, ohne daß die Geheimpolizisten, die diesen Vertreter ständig beobachten, auch nur von einem einzigen Telegramm an ihn berichten können.

J. Cassirer.

Kaiserin Maria Theresia und die Zensur. — Der seinerzeit in Wien lebende, mit den französischen Enzyklopädisten geistig in Verbindung stehende Schriftsteller Sonnenfels beklagte sich eines Tages bei der ihm sehr wohlgesinnten Kaiserin über die Wiener Zensurbeamten, die ihm ein Buch „bös zusammengeschmettert" und ihn sogar noch zu drei Wochen Gefängnis verurteilt hätten.

Maria Theresia tröstete ihn mit den im gemütlichsten Wienerisch herausgeplauderten Worten: „Was ist's denn halter mit Ihm? Sekkieren's Ihn schon wieder? Was hat Er denn ausgefressen, mein lieber Sonnenfels? Hat Er was gegen mich geschrieben? Ach Gott, wenn's weiter nix wär'! Das verzeih' ich Ihm gern. Ein rechter Patriot muß nicht alles geduldig hinnehmen, was von oben kommt. Weiß schon, wie Er's meint! Oder hat Er was gegen die guten Sitten geschrieben? Nein, Sonnenfels, ein solcher Saumagen ist Er nicht, das weiß ich! Also tröst' Er sich, deswegen soll Ihm nichts passieren! Aber eins, lieber Sonnenfels, da kann ich nix tun: Wenn Er was gegen die Minister geschrieben hat. Da muß Er sich schon selber heraushauen! Hab' Ihn oft genug gewarnt!"

Sonnenfels hatte aber gerade in der letzten Hinsicht ein böses Gewissen, und so kam er trotz des Wohlwollens seiner Herrscherin auf drei Wochen ins Loch. O. Th. St.

Schauspieler als „unehrliche" Leute. — Nach alter deutscher Auffassung war es ein tiefer Unterschied, ob jemand Gesang, Saitenspiel und Versesprechen als freie, das Leben verschönernde Künste übte oder davon lebte. Geschah es, daß einer aus freiem Herzensdrang, zur Ehre Gottes, des Vaterlandes oder edlen Frauen zuliebe sich in solchen Künsten hören ließ, er konnte, wie Volker, der fürstliche Schwestersohn Kriemhildens im Nibelungenliede, ein Edelmann sein, ein Bannerherr über Land und Leute. Wer aber mit Singen und Saitenspiel für Geld und Gaben zu anderer Ergötzen aufwartete, den konnte man unmöglich achten. Aufgeben der freien Manneswürde erkannte man in solchem Tun, solches „Sich-zu-eigen-Geben" erschien nach altem Ehrbegriff so verächtlich als das Spielen mit

dem Ernst, das Darstellen unempfundener Gesinnungen und Gefühle, um den Preis von Geld und Geldeswert. Alle, die mit Gesang, Saitenspiel und Reimesprechen nach Geld trachteten, nannte man „Spielleute" kurzweg. Als Grundsatz galt: „Unehrlich sind Spielleute und alle, die Gut statt Ehre nehmen, sich für Geld zu eigen geben." Im Grunde spricht sich echt deutsche Anschauung aus in solch unbedingter Unterordnung des Gutes unter Ehre, in der tiefen Verachtung der Preisgabe innerlicher Freiheit und Botmäßigkeit, geistiger Fremdhörigkeit. Mit Unehrlichkeit war Rechtlosigkeit verbunden. Kein Spielmann konnte Schöffe sein, als Zeuge nicht volle Glaubwürdigkeit beanspruchen, niemals durch bloßen „Reinigungseid" wider ihn erhobene Anklage entkräften. Nur was Hab und Gut anging, konnte ihm unparteiliches Recht werden. Einem unverdient gekränkten Spielmann konnte man nur die Genugtuung geben, daß man ihm den Schatten seines im Sonnenschein gegen die Wand gestellten Beleidigers preisgab. Dem Schattenbild an der Mauer konnte er einen Schlag an den Hals geben; damit war ihm zugefügtes Unrecht gebüßt, der Schaden getilgt. Dieser Rechtsauffassung liegt der Gedanke zugrunde: wer Gut für Ehre nimmt, dem ist Ehre nur ein Schatten, bei Kränkungen mag er sich also an den Schatten halten. Eine der ältesten Reichspolizeiordnungen verfügt, daß alle „Pfeifer, Spielleute, Singer und Reimesprecher" eine leicht erkennbare, besondere Kleidung tragen sollten, um sie von ehrlichen Leuten zu unterscheiden. Man vermutete, daß die lang wahrnehmbare Vorliebe der Mimen für auffallenden Aufzug durch die Macht einer alten Gewohnheit lebendig blieb. Späte Reichsgesetze reden noch mit unverhüllter Verachtung über alles leichtfertige Volk, „so sich auf Singen und Reimsprechen leget und darin den geistlichen wie den weltlichen Stand verächtlich antastet, nämlich also, daß sie bei den Geistlichen Übles singen von denen Weltlichen und bei den Weltlichen Ärgerliches von denen Geistlichen". Alle diese Sänger, mit gebührlicher Ausnahme „derer so den Meistersang singen", ohne Geld und Gaben zu nehmen, wurden als fahrende Leute zu den unehrlichen Schalksnarren geworfen Vom Makel

seines Gewerbes konnte der mittelalterliche Spielmann sich nur reinigen, wenn es ihm durch Kunst und sittlichen Wandel gelang, im Dienst der Kirche zu stehen; dann war er des „Herrgotts Spielmann". Darauf zielt die Grabschrift:

„Hier ligt begraven Peter Quann,
Organist to Travemünde.
Gott vergav em sine Sünde,
Denn he was sin Spelemann."

Für den Schauspieler gab es keine Möglichkeit, ehrlich zu werden, wie für die Musiker, die als Feldtrompeter und Pfeifer durch Kaiser Ferdinand II. seit 1630 ehrlich gesprochen waren, ihr Beruf galt seitdem als „frei-ritterliche Kunst". Begab sich aber ein „ehrlicher Trompeter von der Kunst zu den Komödianten, so soll er der Kunst" — und damit der Ehrlichkeit im bürgerlich-gesetzlichen Sinne — „gänzlich beraubet sein", bestimmt eine Verordnung vom 10. Juli 1650.

Diese Auffassungen galten im wesentlichen auch in Frankreich. Am 17. Februar 1673 starb in Paris der große Dichter Molière, der auch die Hauptrollen seiner Stücke spielte. Er hauchte sein Leben in der Rolle des „Eingebildeten Kranken" auf der Bühne aus. Sein Leben war so ernst und edel, daß seine Feinde niemals vermochten, den König, der ihn 1665 zum Direktor der Schauspielertruppe ernannte, gegen ihn auszuspielen. Er war auch seiner Truppe ein wirklicher Vater. Als man den Schwerkranken abhalten wollte, am letzten Abend zu spielen, sagte er: „Was sollen die armen Theaterarbeiter anfangen, wenn ich nicht auftrete? Wie sollte ich mir verzeihen, wenn ich sie nur an einem Tag um ihr Brot gebracht hätte." Nach seinem Tod verweigerte der Erzbischof von Paris der Leiche des großen Dichters das Begräbnis auf dem Friedhof, weil er ein Komödiant gewesen sei. Als Ludwig XIV. davon hörte, ließ er den Erzbischof rufen und suchte, ihn zu besserer Gesinnung zu bringen, mußte aber hören, es sei unmöglich, daß ein unehrlicher Schauspieler in geweihter Erde sein Grab fände. Da fragte der König, scheinbar beruhigt, wie tief die Weihe des Bodens reiche, und er-

hielt zur Antwort, daß man mit sieben Fuß rechne. Tiefer würden die Grüfte und Gräber nicht ausgehoben. Ludwig XIV. befahl, daß man Molières Grab zwölf Fuß tief, also fern genug von der geweihten Erde, machen solle und setzte seinen Willen durch.

In Hamburg verweigerte 1690 die Geistlichkeit dem Hanswurst der Veltheimschen Truppe das Abendmahl und ein kirchliches Begräbnis. Der alte Schütze sagt in seiner Hamburger Theatergeschichte, daß noch in der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts einige würdige Mitglieder der besseren Bühne ein gleiches Schicksal betroffen habe; man war noch immer der Meinung: „daß Komödianten in einem Stande lebten, von dem sehr fraglich sei, ob er Gott wohlgefalle," wie Pastor Schultz im Jahre 1697 schrieb. Friedrich der Große, sonst weit entfernt von landläufigen Meinungen, nannte die kunstvollste Mimik „Kapriolenschneiden". Als er einst einige Sängerinnen verabschiedete, schrieb er seinem Fredersdorf: „Es ist verdeubeltes Cropzeug, ich wollte, daß sie alle der Deubel holte. Diese Canaillen bezahlt man doch zum plaisir und nicht um Schererei von ihnen zu haben." Bei anderer Gelegenheit schreibt er:



Jean Baptiste Molière,
geboren 15. Januar 1622, gestorben
17. Februar 1673.

„Die Opernleute sind solche Bagage, daß ich sie tausendmal müde bin. Ich jage sie zum Deubel, solches Luderzeug kriegt man alle Tage wieder. Ich brauche mein Geld lieber vor Kanonen und nicht vor solche Haselanten."

Der große Schauspieler Friedrich Ludwig Schröter lernte in der Nähe von Düsseldorf eine arme Lehrerstochter kennen und begehrte sie zur Frau; sie gestand ihm, daß sie ihn als Menschen wohl leiden möge, aber keinen Mann wolle, der auf öffentlichem Theater Possen reiße. Frankreich revolutionierte seit 1789 die staatlichen und sittlichen Zustände; es ist einer der denkwürdigsten Streitpunkte der Revolutionszeit, daß man sich kurz vor ihrem Ende nicht darüber klar werden konnte, ob der Schauspieler Anteil an den „allgemeinen Menschenrechten" haben dürfe. Erst seit dem neunzehnten Jahrhundert begann der Makel zu schwinden, und die Anschauung verlor sich, daß Gut für Ehre zu nehmen bürgerlich unehrlich mache. St. St.

Dem Feind keine Fahne. — Nach der Schlacht bei Roßbach war Friedrich dem Großen, wie er selbst sagte, nur die Freiheit gegeben, neue Gefahren in Schlesien aufzusuchen. Nach der Schlacht schrieb er an seine Schwester Wilhelmine, die Markgräfin von Bayreuth: „Nach so viel Angst endlich einmal, dem Himmel sei Dank, ein glückliches Ereignis! Nun wird es in der Welt heißen, daß zwanzigtausend Preußen fünfzigtausend Deutsche und Franzosen geschlagen haben. Jetzt kann ich mich mit Frieden in mein Grab legen, denn Ruhm und Ehre meines Volkes ist gerettet. Wir können noch unglücklich, aber nicht mehr ehrlos sein." Nur hundert Mann seiner Truppen waren bei Roßbach gefallen. Zwischen der Schlacht von Roßbach und jener, die bei Leuthen folgen sollte, schrieb der König sein Testament. Am 4. Dezember 1757 hielt er am Vorabend der Leuthener Schlacht die herzergreifende Rede an seine Generale und Stabsoffiziere, zu denen er sagte: „Wir müssen den Feind schlagen oder uns alle vor seinen Batterien begraben lassen. So denke ich, so werde ich handeln." Es ging um Leben und Tod. In jener tiefernsten, entscheidenden Stunde sagte der König noch: „Ist einer oder der andere unter Ihnen, der sich fürchtet, alle Gefahren

mit mir zu teilen, der kann noch heute seinen Abschied erhalten, ohne von mir den geringsten Vorwurf zu leiden." Und Major Billerbeck sprach die Worte: „Das müßte ein infamer Hundsfott sein: nun wäre es Zeit." Heilige Stille folgte diesem Ausbruch. Damals erließ der König noch die Bestimmung: „Das Bataillon Infanterie, es treffe, worauf es wolle, das nur zu stocken anfängt, verliert Fahnen und Säbel, und ich lasse ihm die Borten von der Montur abschneiden. Nun leben Sie wohl, meine Herren; in kurzem haben wir den Feind geschlagen, oder wir sehen uns nie wieder." Die Schlacht bei Leuthen wurde glänzend gewonnen; kein Regiment verlor mit der Fahne seine Ehre. Am 17. Oktober 1806 war bei Halle eine preußische Fahne nach einem unglücklichen Kampf in Gefahr, den Franzosen in die Hände zu fallen. Das ganze Regiment v. Treskow, das bei der Papiermühle zunächst der Saale focht, wurde beinahe aufgerieben, nachdem es sich mehrere Stunden gegen weit überlegene Macht aufs tapferste gehalten. Zwei Junker des Regiments, v. Kleist aus Pommern und v. König aus Ansbach, sahen sich von Franzosen umringt; es war unmöglich, die ihnen anvertraute Fahne zu retten. Man rief ihnen zu, sich mit der Fahne zu ergeben. „Ihr sollt sie nicht haben," schrien die jungen Offiziere, stürzten sich mit dem Regimentsbanner in die reißende Saale und ertranken. Tho. L.

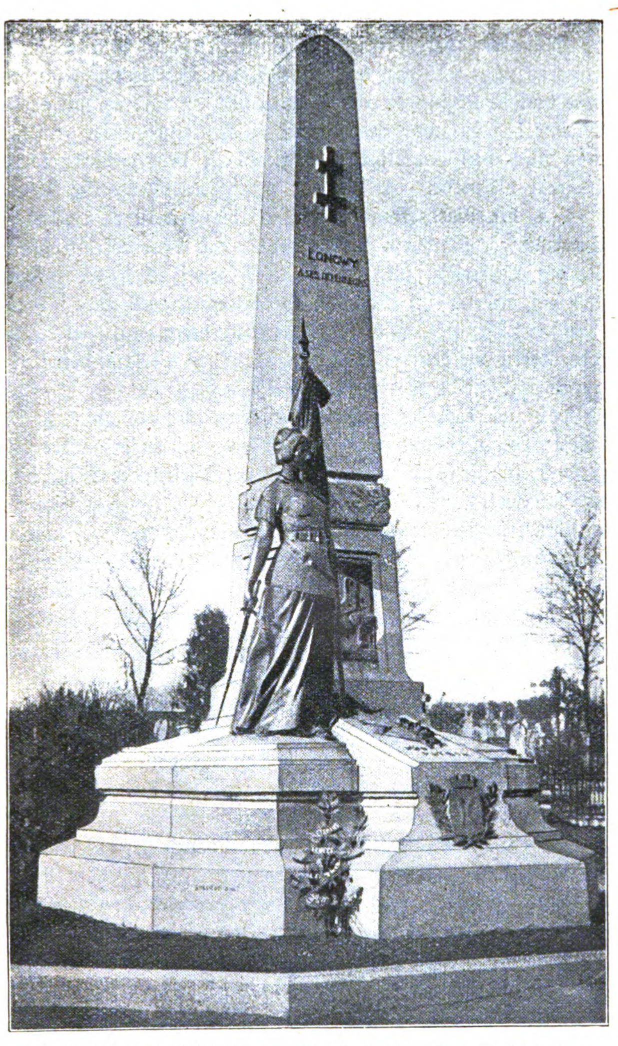
Schlagfertig. — Friedrich der Große sah einst auf der Straße einen Angetrunkenen, in dem er, als er näherkam, einen Schreiber aus der Kanzlei eines seiner Minister erkannte. Zornig darüber, einen preußischen Beamten in einem solchen Zustande auf der Straße zu sehen, trat er an ihn heran und herrschte ihn an: „Wie heißt Er und wo dient Er?" Der also Angeredete erwiderte übermütig, in seiner Trunkenheit den Frager nicht erkennend: „Er heißt die dritte Person in der Deklination der persönlichen Fürwörter und Er dient in der Kanzlei des Ministers Hardenberg." Der König war außer sich über diese unerwartete Unverschämtheit und sprach: „Was, Er will mich deutsche Grammatik lehren und weiß nicht einmal, daß der Eigenname nicht gebeugt wird, sobald ein Artikel vor ihm steht?"

Dabei sah er den Witzmacher durchbohrend an. Diesem fiel es plötzlich wie Schuppen von den Augen, er erkannte den vor ihm Stehenden, im Augenblick wich die Trunkenheit von ihm und, sich stramm aufrichtend, sagte er mit einer beispiellosen Schlagfertigkeit: „Vor Eurer Königlichen Majestät muß sich alles beugen, ob es einen Artikel vor sich hat oder nicht.“ Darüber vergaß Friedrich seinen Zorn und sagte lächelnd zu dem Sünder: „Nun, gehe Er man geraden Weges nach Hause und beuge Er hinfüro das Gläschen nicht zu tief, sonst ist es doch einmal aus mit Ihm.“ A. Sch.

Zur Belagerung der Festung Longwy. — Die Übergabe der Festung Longwy an den Deutschen Kronprinzen am 26. August 1914 weckt die Erinnerung an einen Vorgang, der sich genau zwei Jahre vorher, am 25. August 1912, dort abspielte: Die Einweihung des Denkmals zur Erinnerung an die dreimalige Belagerung der Festung Longwy.

Das Denkmal steht im städtischen Friedhofe und ehrt das Gedächtnis an frühere Verteidiger der Festung während der dreimaligen Belagerung in den Jahren 1792, 1815 und 1870. Es ist ein Werk des Bildhauers Bussière und stellt eine weibliche Idealgestalt dar, auf deren Antlitz sich Willenskraft und Entschlossenheit ausprägen — die Lorraine. In der Linken hält sie einen Degen, mit der Rechten drückt sie eine Fahne an ihre Brust, zu ihren Füßen liegt eine Palme mit dem Spruch „Pro Patria!“

Der Tag der Einweihung, ein Sonntag, war vom herrlichsten Wetter begünstigt, reges Leben herrschte schon vom frühen Morgen an in der kleinen französischen Grenzfestung. Die Teilnahme des damaligen Ministerpräsidenten, jetzigen Präsidenten der Französischen Republik, Poincaré, an der Einweihung hob diese über den Rahmen einer einfachen patriotischen Erinnerungsfeier hinaus, und daß man sich dessen durchaus bewußt war, das zeigten die Inschriften der zahlreichen Ehrenpforten, deren eine zum Beispiel die Widmung aufwies: „Es lebe Poincaré — der große Unterhändler.“ Eine Anspielung auf die vorangegangenen Besuche des Präsidenten an den Höfen der befreundeten und verbündeten Mächte.



Denkmal zur Erinnerung an die dreimalige Belagerung der Festung Longwy.

Poincaré war bei seinem Eintreffen auf dem Bahnhof Longwy nicht nur von der französischen Bevölkerung, sondern auch von Abordnungen aus Belgien und Luxemburg mit großer Wärme begrüßt worden. Unter den Festteilnehmern gewahrte man auch den damaligen Kommandeur des 6. Armeekorps, General d'Amade.

Um die Mittagstunde erfolgte die feierliche Denkmalseinweihung. Nachdem ein Longwyer mit dem urfranzösischen Namen Beckerich „im Namen des französischen Gedenkens" und ein anderer im Namen der Veteranen gesprochen hatte, ergriff der Ministerpräsident das Wort zu der eigentlichen Weiherede, deren vieldeutige Ausführungen die Versammelten tief erregte und zu begeistertem Beifall hinriß.

Poincaré erzählte von der bewegten und ruhmreichen Geschichte Longwys und wies darauf hin, daß insbesondere drei große Ereignisse für würdig erachtet worden seien, der Erinnerung der Nachwelt überliefert zu werden.

Das erste aus dem großen Revolutionsjahre 1792, in dem ganz Europa gegen Frankreich gestanden habe. Der Ministerpräsident verbreitete sich zunächst über die Einnahme von Longwy durch den Herzog von Braunschweig und die Befreiung der Stadt aus den Händen der Feinde durch die siegreiche französische Armee.

Dann besprach er die zweite Belagerung der Stadt im Jahre 1815. Wohl wissend, welche Zugeständnisse er der Eigenliebe seiner französischen Zuhörer machen müsse, flocht Poincaré hier einige rührsame Geschichten ein von einem jungen Kanonier, Dehaye, der, ohne sich zu besinnen, von den Wällen aus sein väterliches Besitztum draußen vor den Toren in Brand schoß, um den Feind dahinter zu vertreiben; von einem alten Veteranen, Sebastian Coquerre, Vater von sieben Kindern, der vom Kirchturm aus die Bewegungen des Feindes beobachtete, das Artilleriefeuer der Belagerten leitete und nicht von seinem Posten wich, obwohl die Kanonenkugeln zu Hunderten über ihn wegsausten, die zerschossenen Turmzieraten auf ihn herabregneten und die Brustwehr des Rundganges in die Tiefe stürzte. Auch der Standhaftigkeit, mit der die Eingeschlossenen die Schrecken der

Belagerung ertrugen, zollte der Redner reichliches Lob. Trotz allen Heldenmutes von Soldaten und Bürgern habe, so fuhr Poincaré fort, am 15. September 1815 die Übergabe der Stadt an die erdrückende feindliche Übermacht erfolgen müssen.

Fünfundfünfzig Jahre später sei Frankreich noch grausamer vom Glück verlassen worden. Am 27. August 1870 schickte der Kronprinz von Preußen, der Longwy belagerte, einen höheren Husarenoffizier mit der Aufforderung zur Übergabe in die Festung. Aber die Antwort des Kommandanten war ein rundes Nein. Die Gesamtzahl der Verteidiger betrug in jenem denkwürdigen Augenblicke nur 110 Infanteristen, 69 Artilleristen, 160 Grenzwächter und eine Anzahl Polizisten und Forstbeamte. Ermutigt und unterstützt von den Einwohnern überraschte ein Teil dieser geringen Besatzung in der Nacht vom 29. zum 30. August die Belagerer durch einen Ausfall und konnte sich sogar damit brüsten, ihnen einen Verlust von 60 Toten und 14 Gefangenen beigebracht zu haben. Weitere ähnliche kühne und erfolgreiche Unternehmungen hielten in den folgenden Wochen die Deutschen fortwährend in Atem. Ohne Zweifel die Stadt für stark besetzt haltend und nicht gewillt, durch einen Sturmangriff viel Leute einzubüßen, wozu keine zwingende Notwendigkeit vorlag, begnügten sich die Deutschen damit, sich in den Dörfern der Umgebung festzusetzen.

Inzwischen hatten sich 300 versprengte Franzosen, die dem Zusammenbruche bei Sedan entronnen waren, bis Longwy durchgeschlagen. Durch sie und durch weitere Verstärkung aus der Umgegend erhöhte sich die Zahl der Verteidiger auf etwa 1800 bis 1900 Mann. Die deutschen Batterien eröffneten plötzlich das Feuer, und während mehr als einer Woche fielen Tag und Nacht ohne Unterbrechung gegen 30000 Geschosse in die Stadt. Bald waren die Geschütze der Festung unbrauchbar gemacht, die Brustwehren zerschossen, ganze Häuserreihen niedergebrannt; das Hospital drohte über den Kranken und Verwundeten zusammenzustürzen, Ärzte und Pfleger wurden in Ausübung ihres Dienstes getötet. Die Stadt glich nur noch einem Trümmerhaufen. Besatzung und Bürgerschaft blieben

jedoch bereit, den Kampf fortzusetzen. Aber mit Rücksicht auf das zusammengeschmolzene Häuflein der Verteidiger glaubte der Kommandant, Oberst Massaroli, keinen Ausfall mehr wagen zu können, und so unterzeichnete er am 24. Januar 1871 die Übergabeerklärung. Die Bürger Longwys aber hatten ihre Pflicht gegen das Vaterland erfüllt bis ans Ende!

Soweit Poincaré! Man sieht, daß er, um die Empfindlichkeit seiner Landsleute nicht zu verletzen, es mit der historischen Treue seines geschichtlichen Abrisses nicht allzu genau nahm, in deutschen wissenschaftlichen Darstellungen liest man es anders. Danach hielt die Festung Longwy, die in ihrer hohen Lage und der starken Felsenbefestigungen einen bedeutenden Schutz besitzt, die deutsche Beschießung vom 16. bis zum 25. Januar 1871 aus, nachdem sie seit dem 27. Dezember 1870 vom 4. Oberschlesischen Landwehrregiment unter Oberst v. Krenski eingeschlossen gewesen war. Die Übergabe erfolgte mit einer Besatzung von 4000 Mann und 200 Geschützen. Allerdings waren Kirche, Rathaus und verschiedene militärische Gebäude nur noch Ruinen, doch hatte die Stadt im allgemeinen wenig gelitten, und man wunderte sich, daß der Kommandant, der sich bis zum letzten Mann hatte schlagen wollen, die Festung so früh übergab. Wahrscheinlich geschah es, weil die deutschen Granaten die Kasematten durchschlagen hatten und man deshalb für die Pulverkammern fürchten mußte. Der Einzug der deutschen Truppen fand am 26. Januar statt.

Das waren die drei Ereignisse, deren Gedächtnis das Denkmal auf dem Friedhof zu Longwy lebendig erhalten soll. Nun hat die Festung wieder einen deutschen Kronprinzen als Sieger in ihre Mauern einziehen sehen. Auch daran mag späterhin eine neue Inschrift auf dem alten Denkmal gemahnen, das zwar den tapferen Verteidigern der Stadt gewidmet ist, aber im Grunde an lauter französische Niederlagen erinnert, denn die Verteidigung der Festung endete in jedem der geschilderten Fälle mit der Übergabe an die Deutschen. Hermann Limbach.

Italiens mögliches Geschick. — Wie England aus seiner planmäßigen Verhetzung der europäischen Mächte gewaltige

Vorteile erwuchsen, so verdankte Italien seine Erhebung nicht erst in neuester Zeit nirgends den eigenen sittlichen Kräften. Es ist größer geworden nur durch die Gunst der Stunde; unser großer Kanzler half ihm 1870 zur nationalen Einigung. Zu Moritz Busch äußerte sich Bismarck: „Die Italiener sind wie der Rabe am Schlachtfeld, der sich sein Futter von andern besorgen läßt. Sie waren 1870 bereit, uns mit anzufallen, wenn man ihnen ein Stück von Tirol gäbe. Da sagte ein russischer Diplomat: ‚Die wollen schon wieder was haben und haben doch noch keine Schlacht verloren!' Aber es wird mit ihnen noch dahin kommen wie mit Spanien unter Isabella.... Italien ist wie die Frau im Märchen vom Fischer, der den goldenen Fisch gefangen hat. Wie hieß sie doch gleich? — Ilsebill — die nicht genug kriegen konnte. Die werden einmal wieder in ihrem Topfe wohnen müssen. Neapel und der Kirchenstaat können wiederhergestellt werden." Bismarck sagte 1888: „Auf Italien ist kein rechter Verlaß. Die Franzosen können dort doch wieder Boden und Freundschaft gewinnen, wenn andere Parteien an die Regierung kommen. Sogar die Republik ist möglich, und Italien kann sich mit Wiederaufnahme der irredentistischen Pläne und Ansprüche gegen Österreich kehren." Daß Italiens „Emporkommen und Machtvergrößerung fast nur auf Treulosigkeit und Verrat beruhte", sind Worte des Geschichtschreibers Schlosser. Artur Schopenhauer fand als Hauptzug des Nationalcharakters der Italiener „vollkommene Unverschämtheit". Er schrieb darüber: „Diese besteht darin, daß man einesteils sich für nichts zu schlecht hält, also anmaßend und frech ist; anderenteils sich für nichts zu gut hält, also niederträchtig ist. Wer hingegen Scham hat, ist für einige Handlungen zu blöde, für andere zu stolz. Der Italiener ist weder das eine noch das andere, sondern nach Umständen allenfalls furchtsam oder hochfahrend." Ähnlich urteilte Napoleon I., als er 1797 aus Italien an Talleyrand schrieb: „Sie bilden sich ein, daß die Freiheit ein weichliches, abergläubisches, hanswurstmäßiges und feiges Volk große Dinge verrichten läßt. Es ist aber eine sehr entnervte, sehr feige Nation"

Worte, die der Korse 1806 an den Vizekönig von Italien, Eugen Beauharnais, richtete, sind zur heutigen Stunde höchst beachtenswert für uns: „Ihr tut unrecht, wenn ihr wähnet, die Italiener seien wie die Kinder. Es steckt böser Wille in ihnen. Laßt sie nicht vergessen, daß ich Herr bin und tun und lassen kann, was ich will.... Ihr werdet von ihnen nur soweit geachtet werden, als ihr von ihnen gefürchtet seid, und sie werden euch nur fürchten, sofern sie gewiß sind, daß ihr treuloser, tückischer Charakter euch bekannt ist." Schon im Januar 1873 nannte Ludwig Windhorst die Vereinigung Deutschlands mit Italien den „Uranfang alles Unglücks". Er sagte: „Es ist eine Allianz zwischen Faust und Mephisto, und wir in Deutschland spielen die Rolle des Faust." Wenn unsere Diplomaten sich unserer kriegerischen Führer würdig erweisen werden, dann mag es kommen, wie Fürst Bismarck dachte. Die größenwahnsinnige Ilsebill im Märchen vom Fischer und seiner Frau wollte Kaiser werden und Papst, zuletzt noch wie der liebe Gott, und endigte elend im Pißtopf. Wir wollen nicht wieder erleben, daß Worte wie jene des alten Feldmarschalls Blücher an den Staatskanzler Fürsten von Hardenberg geschrieben werden müssen: „Wenn ihr Herren von der Feder doch nur einmal in ein scharfes Feuer kämet, damit ihr wüßtet, was es heißt, eure Fehler wieder gutzumachen." Fürst von Blücher schrieb damals an den König: „Ich bitte alleruntertänigst, die Diplomaten dahin anzuweisen, daß sie nicht wieder das verlieren, was der Soldat mit seinem Blute errungen hat." St. St.

Des Kriegers Testament. — Schon vor nunmehr zwei Jahrtausenden konnte nach dem alten römischen Recht der Soldat, der im Felde stand, in jeder beliebigen Form seinen letzten Willen niederlegen. Dieses Vorrecht hat sich bis auf den heutigen Tag fortgeerbt, und zwar gelten derzeit die Bestimmungen des Reichsmilitärgesetzes vom 2. Mai 1874 mit einigen Ergänzungen. Der Soldat, der aus dem Frieden seines Heims heraus in den Kampf gestellt wird, soll stets in der Lage sein, angesichts des lauernden Todes anzuordnen, was nach ihm werden soll.

Darum hat der auf dem Schlachtfeld liegende Verwundete, der, von Todesahnung erfüllt, noch einmal seine ganze Kraft zusammennimmt und mit einem Bleistift auf ein Stück Papier die Worte schreibt: „Meine Ehefrau und mein Sohn sollen je die Hälfte meines Nachlasses erhalten. Otto Lindner", ein vollgültiges Testament errichtet. Die Angabe von Ort und Zeit ist zur Wirksamkeit der letztwilligen Verfügung beim Militärtestament nicht erforderlich. Oft wird ja der Erblasser gar nicht wissen, wo er sich befindet, und nicht selten wird er sich in der langen Reihe mühseliger Kämpfe nicht mehr genau entsinnen können, an welchem Kalendertage er die Niederschrift vollzieht. Hat er Ort und Datum dazugeschrieben, so wird er damit allerdings stets im Interesse der Anerkennung seines letzten Willens handeln und manchen Streit über den Bestand seiner Anordnungen vermeiden. Aber nicht jedem vergönnt es das Geschick, den letzten Willen draußen im Felde noch von Anfang bis zu Ende selbst niederzuschreiben. Mancher vermag wohl seinen Namen noch zu schreiben, doch erlaubt sein körperlicher Zustand keine weitere schriftliche Aufzeichnung. Auch hier hilft das Gesetz. Statt der eigenhändigen Niederschrift genügt für das Militärtestament die eigenhändige Unterschrift des Erblassers unter die von fremder Hand zu Papier gebrachten letztwilligen Anordnungen, wenn die so abgefaßte Urkunde noch von zwei Zeugen mit unterzeichnet wird, an deren Stelle auch ein Kriegsgerichtsrat, ein Oberkriegsgerichtsrat oder ein Offizier treten können. Bei verwundeten oder kranken Militärpersonen dürfen die Kriegsgerichtsräte oder Offiziere auch durch Militärärzte, höhere Lazarettbeamte oder Militärgeistliche vertreten werden. Das Gesetz will dadurch, daß es die Mitvollziehung des Testaments durch maßgebende dritte Personen vorschreibt, sichere Garantien dafür schaffen, daß dasselbe auch den wirklichen Willen seines Urhebers zum Ausdruck bringt. Die Gefahr liegt sonst zu nahe, es möchten irrtümliche oder gefälschte Testamente zustande kommen. Ort und Zeit der Errichtung brauchen auch bei dieser Art von militärischen letztwilligen Verfügungen nicht angegeben zu sein.

Schließlich sorgt das Gesetz auch noch für die Bedauernswerten, die ihre letzten Wünsche nur noch mündlich zu äußern in der Lage sind. Mündliche Militärtestamente sind gültig, wenn sie vor einem Kriegsgerichtsrat, einem Oberkriegsgerichtsrat oder einem Offizier unter Zuziehung von zwei Zeugen oder an deren Stelle von einer der vorgenannten Urkundspersonen unterzeichnet werden.

Auch ein in Briefen ausgesprochener letzter Wille hat rechtlich vollen Anspruch auf Geltung. Das Testament im Feldpostbrief spielt zurzeit sogar eine beträchtliche Rolle. Diese Erscheinung mag sich aus der vielfach bestehenden Abneigung der Erblasser erklären, fremden Augen und Ohren im Herzen verschlossene Wünsche und Gedanken kundzutun. So ein Feldpostbrieftestament gab dem Reichsgericht Anlaß zu einer sehr bedeutsamen, freilich auch viel befehdeten großzügigen Entscheidung. Es handelte sich dabei um die Frage der Gültigkeit eines mit bloßem Vornamen unterzeichneten brieflichen letzten Willens. Die Braut eines im Felde gefallenen Vizefeldwebels legte dem Amtsgerichte einen Brief des Verstorbenen, unterzeichnet „Dein Fritz", vor und bat um Erteilung eines Erbscheines. Drei Instanzen erklärten die Unterschrift lediglich mit dem Vornamen für unzureichend. Erst unser oberster Gerichtshof verhalf der Braut zur Erfüllung ihres Begehrs, indem er im vorliegenden Fall das Testament trotz des fehlenden Familiennamens rechtsverbindlich nannte. Nach der reichsgerichtlichen Auffassung muß die Unterzeichnung eigenhändiger Erklärungen, die sich an nahe Angehörige richten, mit dem bloßen Vornamen mindestens dann als ausreichend und zulässig angesehen werden, wenn sich aus dem unterschriebenen Text der Urkunde die Person des Ausstellers für jeden dritten mit Sicherheit ergibt. So aber lag die Sache hier; der Erblasser hatte in dem Briefe vor der Unterschrift seine genaue Feldadresse mit Familiennamen mitgeteilt.

Das Militärtestament ist ein Nottestament. Es wird verfaßt mit Rücksicht auf die besondere Lage. Kehrt der Verfasser aus dem Felde zurück, dann werden sich die Verhältnisse und

Wünsche sehr oft ändern. Deshalb soll die Geltungsdauer solcher Nottestamente die Zeit der Bedrängnis, in der sie entstanden, nicht lange überleben. Sie verlieren ihre Gültigkeit mit dem Ablaufe eines Jahres von dem Tage ab, an welchem der Truppenteil, dem der Testator zugeteilt war, demobil gemacht wurde, oder von dem Tage ab, von dem an der Testator keinem mobilen Truppenteil mehr angehört. Dr. Hans Lieske.

Die Hunde und Katzen von Neuenburg. — Als im Jahre 1638 der Herzog Bernhard von Weimar die Stadt Neuenburg belagerte, stieß er auf heftigen Widerstand. Die Stadt dachte nicht daran, sich zu ergeben, was den sieggewohnten Feldherrn aufs äußerste erbitterte. Schließlich forderte er ein letztes Mal zur Übergabe auf, mußte aber erleben, daß seine schweren Drohungen keine Beachtung fanden. Da rief er zornig: „Die Stadt weigert die Übergabe, gut. Ich werde die Stadt erobern, und dann soll kein Hund und keine Katze am Leben bleiben." Diesen Entschluß ließ er sofort den Neuenburgern mitteilen. Sie verdoppelten nun ihre Anstrengungen, und ihr Mut und ihre Unerschrockenheit nötigten selbst dem Herzog die größte Achtung ab. Nach Verlauf einiger Wochen war die Stadt völlig ausgehungert und mußte sich ergeben. Der Herzog aber meinte zu seiner Umgebung: „Ich bereue meinen Schwur, diese Helden haben ihn nicht verdient."

Die Sieger sahen bei ihrem Einzug in die Stadt überall bleiche Gesichter, Menschen, die noch angesichts des Todes ihre Würde wahrten und nicht um ihr Leben bettelten, das sie unwiderruflich für verwirkt hielten. Der Herzog aber ließ die Einwohnerschaft auf dem Marktplatz zusammenrufen und redete sie an: „Bürger von Neuenburg! Ich bedauere euer Schicksal und spreche euch für euren Heldenmut meine Bewunderung aus. Meinen Schwur aber muß ich halten — und so geht denn hin und tötet alle Hunde und Katzen, wie ich es gesagt habe. Ihr selber aber sollt leben." A. Sch.

Der Hofprediger Maria Theresias. — Durch lange Jahre kamen Leute aller Stände an zwei bis drei Tagen der Woche mit Bitten vor die Kaiserin Maria Theresia. Sie klagten der

Landesmutter manches schreiende Unrecht. Die Höflinge fürchteten die Enthüllung eigener Blößen oder solche ihrer Verwandten und Freunde, nützten geringe Vorkommnisse, falsch berichtete oder übertrieben geschilderte Geschehnisse und klagten, daß durch den freien Zutritt das gemeine Volk nur aufdringlich, unbescheiden und händelsüchtig gemacht werde. Auch sei das endlose Anhören des meist unerheblichen Geschwätzes der Gesundheit und Laune der Kaiserin schädlich. So brachten sie es dahin, daß niemand mehr vorgelassen werden durfte. Da sagte der Hofprediger, dem die wahren Gründe bekannt waren, vor den Ohren der Maria Theresia: „Wie sollen Könige und Herren von dem hören, was ihre Völker leiden, wenn undurchdringliche Mauern sie von ihnen absperren? Gott hat die Könige zu Vätern der Armen, Witwen, Waisen und Unmündigen eingesetzt. Die Könige sollen die Klagen der Elenden hören und ihnen helfen, sonst wäre es besser, sie legten ihre Kronen ab. Vor Gott und der Welt sind treulos gegen ihr Volk handelnde Mächtige nicht im Rechte, sie zu tragen, wenn sie sich hindern lassen, ihre von Gott auferlegte und geforderte Pflicht zu tun."

Die Königin ließ darauf bekannt machen, daß die Türen des Palastes wieder allen offen stünden. Als die geistlichen Oberen den Prediger strafen wollten, verbot es Maria Theresia mit den Worten: „Er hat vor Gott und mir seine Pflicht erfüllt; ich will die meinige nach seinen Worten tun. Man lasse den redlichen Mann ungekränkt." Ma. S.

Wie ermittelt man die genaue Lage eines Geschosses im menschlichen Körper? — In den vierziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts tauchten Theorien auf und wurden Versuchsanordnungen gemacht, um den Nachweis unsichtbarer Lichtstrahlen zu erbringen. Schon A. Kundt (1838—1894) erkannte, daß unter gewissen Umständen Durchlässigkeit von Metallen für Licht eintreten kann. Hertz (1857—1894) und v. Lenard beschäftigten sich auf Grund anderer Arbeiten erneut mit Versuchen und bemühten sich, geeignete Metalle zu finden, die den Strahlen Durchlaß erlaubten. Bis um das Jahr 1900 lagen eine große Menge „unbezweifelter Wahrheiten, schwanken-

der Erklärungsweisen und ungelöster Rätsel" auf diesem dunklen Forschungsgebiete vor. Im Jahre 1892 war man mit v. Lenards Aluminiumfenster bekannt geworden, welches an das Ende einer mit verdünntem Gase gefüllten Glasröhre gesetzt, den größten Teil der durch Elektrizität erzeugten Kathodenstrahlen frei durchgehen ließ. Die wahre Würdigung dieser Lichtstrahlen wurde in dem Augenblick möglich, da sie aus der Glasröhre, in der sie durch elektrische Spannung erzeugt wurden, frei heraustraten. Man durfte um diese Zeit hoffen, dieser Erscheinung unter neuen Versuchsanordnungen und Bedingungen nachzuspüren und damit auch an ihr manche unbekannte Eigentümlichkeiten aufdecken zu können. Niemand aber mochte an eine so völlig unerwartete Art der Erfüllung dieser Hoffnung denken, wie sie dann kommen sollte. Es erwies sich, daß die durch ein derartiges „Fenster" gegangenen Kathodenstrahlen in ihrem Charakter sich umgeändert zeigten, in sogenannte X-Strahlen verwandelten. Als gegen Ende 1895 durch Karl Wilhelm Röntgen, geboren 1845, eine „vorläufige Mitteilung" darüber erschien, wurde sie mit Staunen und Unglauben wahrgenommen, weil sie den abgetanen Begriff aus der Mitte des Jahrhunderts von unsichtbarem Licht in eigenartiger Weise zu neuem Leben zu erwecken schien. Statt des Aluminiumverschlusses der Glasröhre diente bei Röntgens Versuchen zuerst schwarzer Karton, der die außerordentlich stark ausgepumpte, luftleer gemachte, dem Durchgange des elektrischen Funkens ausgesetzte Röhre verhüllte. Wurde das Beobachtungszimmer verdunkelt und ein Fluoreszenzschirm den durch den Karton gegangenen Strahlen in den Weg gestellt, so leuchtete der Schirm auf, sobald der Strom durch die Röhre ging, einerlei welche Seite der Schirmplatte, die mit Paste bestrichene oder freie, davon zuerst getroffen worden war. Stanniolblätter, Holzklötze, dicke Bücher erwiesen sich als durchgängig für jene Strahlen, denen Röntgen den Namen X-Strahlen, das heißt „Unbekannte", gab, weil sie sich ganz anders als sonst eigentliche Lichtstrahlen offenbarten. Die Fachwelt gab ihnen den Namen Röntgenstrahlen.

Bald beschäftigten sich eine Reihe Gelehrte mit dieser neuen Erscheinung und wenn auch theoretisch Zuverlässiges über die Art dieser Strahlen umstritten blieb, ihre praktische Verwendung wuchs in wenigen Jahren ins Unermeßliche. Bald gelang es, durch Verbindung mit der Photographie, die neue Entdeckung für die innere Medizin und Chirurgie nutzbar zu machen; die Kriege der nächsten Jahre haben ihren Wert für die Pflege und operative Eingriffe an Verwundeten auf das entschiedenste erwiesen, und das fortgesetzte Bestreben, diese großen Vorteile möglichst rasch zu nützen, führte die Apparate technischer Vervollkommnung entgegen. Heute dienen sie überall auf den Kriegschauplätzen unmittelbar hinter der Front. Die erste Verwendung fanden sie in den Sudanfeldzügen Englands. Im griechisch-türkischen und im südafrikanischen Feldzug erwarben sich von deutscher Seite die Vereine vom Roten Kreuz durch Ausstattung eines Verwundetenlazaretts mit geeigneten Apparaten besondere Verdienste. Abbildung 1 gibt die Aufnahme der Hand einer zwanzigjährigen Person. In neuerer

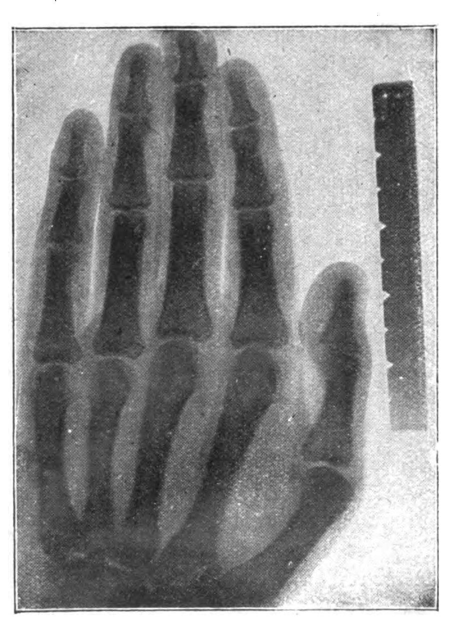


Abb. 1. Hand einer zwanzigjährigen Person.

Zeit gelang es auch kinematographische Serienaufnahmen zu machen, welche in die Tätigkeit der inneren Organe überraschende Einblicke gestatteten.

Durch photographische Aufnahmen ergeben sich nun nicht unmittelbar völlig genaue Aufschlüsse über Ort und Lage irgendwelcher in den Körper geratener Fremdstoffe. Die Ermittlung der wirklichen Lage eines in den menschlichen Körper eingedrungenen Geschosses ist eine weit schwierigere Aufgabe als es auf den ersten Blick scheint. Die Röntgenstrahlen durchdringen wohl auch den menschlichen Körper und erzeugen ein Schattenbild des Fremdkörpers. Über seine Lage ist damit aber noch kein unbedingter Aufschluß gegeben. Das einfache Röntgenbild vermag nichts über die wirkliche, räumliche Lage eines Geschosses in Beziehung auf umliegende Weichteile oder Knochen zu lehren. Durch Fehler, die bei dem rein mechanischen Verfahren der Anfertigung der Bilder unterlaufen, entstehen Irrtümer, die verhängnisvoll werden müßten, wenn man ihnen unbedingt trauen würde. Ein in der rechten Kopfhälfte sitzendes Geschoß könnte man dem körperlichen Bilde nach als in der linken Hälfte gelegen annehmen. Ein Röntgenbild vermag dadurch zustande zu kommen, daß die von einem Punkt ausgehenden Röntgenstrahlen ein Schattenbild sämtlicher auf ihrem Wege in verschiedener räumlicher Entfernung liegenden Körperteile aufzeichnen, und zwar nicht etwa räumlich, sondern in einer einzigen Ebene, derjenigen der photographischen Platte. Zwei Körper, die ein bestimmter Röntgenstrahl auf seinem Wege nacheinander trifft, und die um viele Zentimeter innerhalb des Körpers auseinanderliegen, werden auf der photographischen Platte so mit ihren Schatten übereinanderfallen, daß es aussieht, als ob sie in Wirklichkeit nebeneinander lägen. Das sind die Gründe, weshalb aus einem gewöhnlichen Röntgenbild unbedingte Schlüsse auf die räumliche Lage des Geschosses nicht zu ziehen sind.

Trotzdem hilft das Röntgenverfahren zur Ermittlung der wirklichen Lage, aber nur unter Voraussetzung besonderer Vorkehrungen. Statt der einfachen Aufnahme muß eine sogenannte

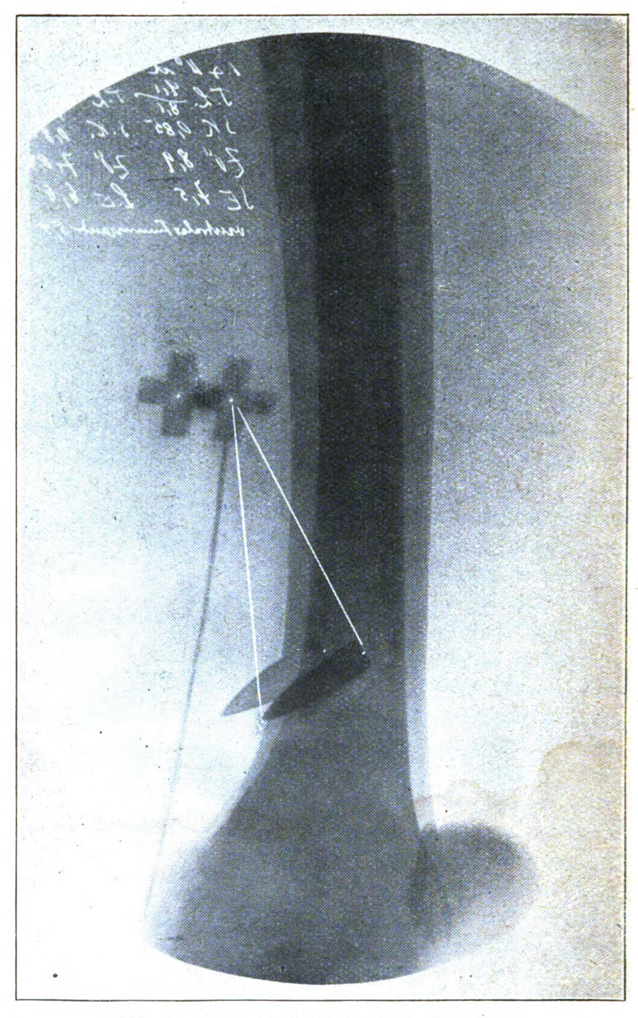


Abb. 2. Stereoaufnahme eines Geschosses.

Stereoaufnahme, das heißt eine doppelte Röntgenaufnahme gemacht werden, wie sie Abbildung 2 darstellt. Dies geschieht dadurch, daß man zunächst eine gewöhnliche Aufnahme macht, dann jedoch den Patienten und die Platte ruhig an ihrem Platz liegen läßt, dafür aber die Röntgenröhre um einige Zentimeter seitlich verschiebt und darauf nochmals dasselbe Objekt auf die gleiche photographische Platte aufnimmt. Man legt nun für diese Stereoaufnahme auf die Oberfläche des Körpers ein Bleikreuz und steckt in einen Schenkel des Bleikreuzes eine Stahlnadel, die nach der ersten Aufnahme wieder herausgenommen wird, so daß diese Stahlnadel nur einmal auf der photographischen Platte erscheint. Das Bleikreuz hat in seiner Mitte eine Durchlochung; man gibt nun auf der Hautoberfläche durch Anätzen mit Höllenstein den Punkt an, den dieses Loch im Kreuz zu bezeichnen erlaubt. Auf gleiche Weise wird eine Linie auf der Haut gezogen, welche die Richtung angibt, in der die Stahlnadel dort lag.

In der Stereoaufnahme erscheinen nun alle Schatten wie die Umrisse der Knochen, der Schatten des Geschosses und des Bleikreuzes doppelt und nur der Schatten, welcher bei der ersten Aufnahme durch die im Bleikreuz steckende Stahlnadel hervorgerufen wurde, ist einfach zu sehen. Diese Aufnahme reicht nun vollkommen zur räumlichen Lagebestimmung des im Körper sitzenden Geschosses aus. Man benutzt dazu ein zirkelartiges Instrument, den Röntgentiefenmesser, dessen Spitzen auf die einzelnen Schattenbilder des Geschosses und des Bleikreuzes aufgesetzt werden, von dessen Skalen die der jeweiligen Stellung der Zirkelspitzen entsprechenden Zahlen abgelesen werden. Die Konstruktion des Tiefenmessers beruht auf einer Reihe von mathematischen Voraussetzungen und Berechnungen, die wegen ihrer Schwierigkeit hier nicht wiedergegeben werden können. Es genügt zu wissen, daß diese ein für allemal ausgeführten Berechnungen es ermöglichen, auf dem Meßwerkzeug genau abzulesen, wie tief das Geschoß in den Körper eingedrungen ist, und wie weit es seitlich von dem auf die Körperoberfläche aufgelegten Bleikreuz entfernt ist. Auch die Richtung, in der sich das Geschoß

befindet, wird ermittelt durch die Ausmessung desjenigen Winkels, den die auf der Stereoaufnahme sichtbaren weißen Linien mit der Schattenlinie einschließen.

Wenn die sorgfältige Ausmessung der Stereoaufnahme vollendet ist, werden ihre Ergebnisse auf den Körper übertragen, wie es Abbildung 3 veranschaulicht. Der kleine, unter dem Halsansatz befindliche Punkt weist die Stelle nach, an welcher

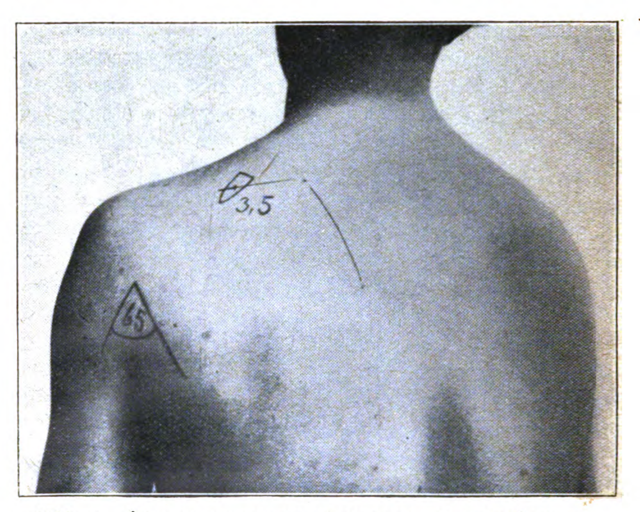


Abb. 3. Übertragung des Resultats der Lagebestimmung auf den Patienten.

die Durchbohrung des Bleikreuzes bei der Aufnahme lag. Die nach unten hin sich daran anschließende Linie bezeichnet die Lage der Stahlnadel bei der Aufnahme. Durch die gehörige Ausmessung der Stereoaufnahme kommt man nun erst auf eine Linie, wie man sie in unserem Bilde nach links oben schräg verlaufend erblickt. Die Länge dieses Richtpunktes wurde ebenfalls durch den Tiefenmesser festgestellt. Nun erst ist zu ersehen, wie am Endpunkte der Strecke das Geschoß in seiner wirklichen

Gestalt sitzt. Auch die Tiefe, in der sich das Geschoß befindet, in diesem Falle 3,5 Zentimeter, wurde so gefunden. Dieses Verfahren ermöglicht, daß die operative Entfernung des Geschosses auf Grund genauer Bestimmung seiner Lage vorgenommen werden kann.

Durch überraschend einfache Nachprüfung ist weiterhin mit Hilfe der Röntgenstrahlen festzustellen, ob die Lage des Geschosses auch vollkommen richtig ermittelt wurde. Wenn die Bestimmung richtig war, daß ein Geschoß in der festgestellten Zahl von Zentimetern senkrecht unter dem auf der Haut bestimmten Punkt lag, so muß eine Röntgenaufnahme, die mit einem in dieser Richtung verlaufenden Röntgenstrahl vorgenommen wird, das Geschoß im Rahmen eines kleinen Bleifensters, das auf den bestimmten Punkt gelegt würde, auf der Platte erscheinen. Liegen Bleifenster und Geschoß senkrecht untereinander, so bringt sie der in gleicher Richtung gehende Röntgenstrahl auf eine und dieselbe Stelle der photographischen Platte. Durch diese nachprüfende Aufnahme fällt der Geschoßschatten mit der Schattenaussparung des Bleifensters zusammen. Damit ist der Nachweis aller vorherigen, durch Aufnahme und Berechnung gefundenen Ortsangaben bestimmt erfolgt und der Chirurg kann gewiß sein, keine unangenehmen Überraschungen zu erleben.

Otto Milenius.

Englisches Flegelwesen und Dünkelhaftigkeit gestern wie heute. — Henry Arthur Tilley ließ 1861 ein Werk über „Japan, den Amur und das Stille Weltmeer" in London erscheinen. Auf langjährigen Reisen fand er vieles an seinen „Gentlemen" tadelnswert und schreibt mit großer Offenheit darüber, allerdings vom Glauben beseelt, dadurch auf ihr Betragen zu wirken. Er bestätigt, die Engländer seien als „Gesamtmenge betrachtet, außerhalb ihrer Insel nirgends beliebt, weil sie in allen fünf Erdteilen von abstoßendem Wesen sind. Sie stellen sich überall souverän hin, verletzen Gefühle und Eigentümlichkeiten anderer Völker, gehen da, wo sie Macht haben, ohne jede Schonung und Rücksicht vor und haben in ihrem Wesen nichts Gewinnendes. Es sind Leute, welche in Japan auf den heiligen Berg des Landes

hinauf galoppieren, um dort Tee zu kochen und Zigarren zu qualmen, Menschen, die den indischen Spahis Patronen mit dem Fett von geheiligten Kühen geben und in Japan mit bewußter Roheit die Landesgesetze übertreten. ... Ich sah öfters, daß Männer, welche die englische Sprache redeten, mit besudelten Stiefeln in japanische Zimmer eindrangen und gegen alle Bitten und Vorstellungen des Hausbesitzers taub blieben. Ich wünschte, meine Landsleute möchten nicht vergessen, daß es völlig unpassend sei, die Japaner wie indische Diener oder chinesische Kulis zu behandeln."

Dieser Bericht stammt aus dem Jahre der Einäscherung des kaiserlichen Sommerpalastes in Peking. Damals schrieb die „Overland China Mail", ein englisches Blatt: „Es steht den Engländern übel an, Gemeinplätze über die Roheit der Vandalen und Muselmänner, welche die Bibliothek in Alexandria verbrannten, zu Hause zum besten zu geben. Im Sommerpalast befand sich auch eine ‚Galerie der Quelle der Wissenschaften', eine ungeheuer reichhaltige Büchersammlung. Der französische General protestierte gegen die Zerstörung dieser äußerst wertvollen Schätze, aber der englische General ließ sie mit Vorbedacht vernichten, obgleich er Tausende von Soldaten zur Hand hatte, welche die Bücher retten konnten. Schimpf und Schande dieser nicht vandalischen, nein englischen Barbarei, fallen auf Großbritannien allein."

Dieselbe Zeitung führt Klage: „Das übermütige Benehmen, ja das höchst unverschämte Betragen vieler von unseren Land- und Seeoffizieren ist nicht zu geringem Grade an dem Widerwillen schuld, welchen die Orientalen ganz allgemein gegen den englischen Charakter hegen." Das Blatt läßt den Chinesen Gerechtigkeit widerfahren und stellt die vornehmen Sitten ihrer Staatsmänner der „hochmütigen Roheit und dem Mangel jeder Erziehung" entgegen, die Lord Elgins Bruder, der jetzt in Peking residierende Gesandte Bruce, in so bedauernswerter Weise bestätigt habe. Er allein sei „durch sein stupid-hochfahrendes Wesen am dritten Kriege gegen China schuld; er habe Flegelei mit staatsmännischer Würde verwechselt". Bei anderer Gelegenheit

schrieb die gleiche Zeitung: „Wir alle, vom Gouverneur angefangen, sind gar zu geneigt, die Chinesen als niedrig stehende Menschen, als untergeordnete Wesen zu betrachten. Vor wenigen Monaten hatte ein sechzigjähriger Mann eine Zeugenaussage zu machen. Man ließ ihn vier volle Stunden stehen und bot ihm keinen Stuhl an, trotzdem er sich vor Mattigkeit oft an die Wand lehnen mußte. Und dies in einem Lande, wo es mehr als irgendwo das natürliche Recht des Alters ist, achtungsvoll behandelt zu werden. Einem jungen Engländer, der gleichfalls Zeugnis ablegen sollte, bot man sogleich einen Sitz an. Es ist ein verhängnisvoller Irrtum, zu wähnen, daß wir gebildete Chinesen wie Neger behandeln dürften."

Die „Overland China Mail" hatte gut predigen, was ihre Landsleute nicht zu achten brauchten; denn sie fühlten sich, gleichviel ob in Indien oder China, nicht genötigt, im Menschen ihresgleichen zu achten. Sie glaubten nach Pitts Worten, daß sie das „Salz der Erde" seien, daß unter „allen Himmeln nichts dem Briten Vergleichbares lebe". Was ein englischer „Gelehrter" im Jahre 1866 wagen konnte, vor einer gelehrten Körperschaft auszusprechen, dafür bietet ein Herr L. O. Pike den Beweis. Er sprach in der Anthropologischen Gesellschaft zu London über die physischen Charaktereigentümlichkeiten des englischen Volkes. Der Vortrag erschien wörtlich im „Journal of the Anthropological Society", im Juli 1866. Er stellte vier Völker einander vergleichend gegenüber: die alten Briten, die alten Griechen, die heutigen Deutschen und die Engländer. Der Charakter der Engländer gleiche jenem der — alten Griechen, belehrte Pike seine Hörer. Das am „schärfsten hervortretende Gemütsmerkmal" der Deutschen sei — das Wunder; sie sprächen alle Augenblicke von wunderbar und wundersam, und diese „Liebhaberei am Wunder" lasse sich an den „Eigentümlichkeiten ihrer Sprache, Literatur, Kunst und — Wissenschaft nachweisen". Die Engländer hätten keinen Hang zum Wunder und Wunderbaren, sie wären ausgezeichnet durch — Bescheidenheit, durch zarte Selbstachtung und durch den Sinn für persönliche Verantwortlichkeit. Außerdem besäßen sie vor allem „viel größere

konstruktive Fähigkeit", weil ihre Anlage „Ähnlichkeiten herauszufinden" stärker sei, aber sie besäßen weniger als die Deutschen die Kraft im „Herausarbeiten der Einzelheiten".

Pike fand sofort eine höchst derbe Zurückweisung durch ein Mitglied der Gesellschaft, Doktor Charnock, der seinen Vortrag als eine ungerechtfertigte „Vergötterung" der Engländer bezeichnete, der nichts als eine unsinnige, seichte Schmähung für Deutschland sei. Er hielt ihm vor, daß er ihm nicht zuzustimmen vermöge, daß die Engländer durchaus ehrenhaft und bescheiden wären, weil sie es nur durch gegenteilige Eigenschaften überall in der Welt so weit zu bringen verständen. Er, Charnock, habe Reisen durch ganz Europa gemacht und sich überzeugt, daß die Völker auf dem Festlande mindestens so ehrenhaft und bescheiden seien, als Pike dies allein von Engländern behaupten zu müssen sich bemüßigt sehe. Pike habe überdies gewaltig viel Rühmens von dem geistigen und sittlichen Charakter der englischen Staatsmänner gemacht, hoffentlich aber damit nicht die in unserem Jahrhundert lebenden lobpreisen wollen. Charnock sagte wörtlich: „Denn, wenn man mich fragen würde, wie ich den Charakter unserer Staatsmänner, ich meine jene der letztverflossenen fünfzig Jahre, bezeichnen will, dann fasse ich alles kurz zusammen und sage: Machiavellismus, Mephistophelismus, Jesuiterei und prophezeie als das Ende das Tollhaus." H. Bu.

Baut Sonnenblumen! — Wer im vergangenen Sommer mit der Eisenbahn reiste, wird verwundert überall in den deutschen Landschaften an den Bahndämmen, den Ackerrändern, den Gärtchen der Bahnwärter, den Schrebergärten die leuchtenden Gesichter der Sonnenblumen bemerkt haben. Nun, sie taten auch eine Art Kriegsdienst, denn ihre Kerne lieferten uns Öl für Kriegszwecke. Wie viele Tausende von Tonnen Öl kann eine ausgiebig veranstaltete Sonnenblumenzucht stellen! Das haben auch unsere Behörden erkannt und den Ruf in alle Teile Deutschlands ergehen lassen: Baut Sonnenblumen! Es ist unsere vaterländische Pflicht, diesem Rufe Folge zu leisten.

Der Anbau von Sonnenblumen (Helianthus annuus) ist einfach. Die Aussaat erfolgt bis in den Mai hinein. Man

wird aber immer gut tun, die Pflanzen vortreiben zu lassen, das heißt man sät die Kerne in Holzkästen oder großen Blumentöpfen dicht aus, bedeckt sie mit Erde, befeuchtet und läßt sie im Zimmer aufgehen. Sind sie etwa fingerlang geworden, dann werden sie ins Freie an Ort und Stelle, mit einem Abstand von 60 bis 70 Zentimeter nach allen Seiten, verpflanzt. Man kann die Kerne aber auch sofort an ihren Standort etwa 2 bis 3 Zentimeter tief auslegen. Die Sonnenblume nimmt mit jedem Standort vorlieb, vorausgesetzt, daß er sonnig ist. Nach dem Volksglauben wendet die Blume ihr leuchtendes Gesicht immer der Sonne zu. Wo sie gedüngten Boden hat, gedeiht sie natürlich üppiger, und viele hundert Kerne sitzen dann in den Scheiben. Man düngt den Boden mit Geflügelmist oder Komposterde oder mit in Wasser aufgelöstem Blumendünger. Einer weiteren Pflege bedürfen sie nicht. Wenn im Spätsommer die Scheiben schwerer werden, so bindet man die Stämme an Pfählen an und stützt die Scheiben. Die älteren Blätter können entfernt werden und bilden für Kühe, Ziegen und Schafe ein willkommenes Futter. Geerntet wird der Sonnenblumensamen, wenn sich die Kerne braun färben. Man schneidet die Scheiben mit etwa 60 Zentimeter langen Stielen ab und hängt sie zur Nachreife unter einem luftigen Schuppen auf. Noch besser ist es, die Pflanzen mit der Wurzel herauszuziehen.

Wer nur einen Hof, eine Veranda, einen Balkon sein eigen nennt, sollte die Blumenkästen oder große Blumentöpfe mit Sonnenblumen besetzen. Für diese Zwecke eignet sich die kleine, gurkenblätterige Sorte (Helianthus cucumeri folius) am besten. Kleine Gartenstreifen an kahlen Mauern, an Wänden von nachbarlichen Seitengebäuden, die Sonne haben, sind geeignete Standorte. Vor Gehölzgruppen oder Buschwerk, auch an den Seiten von Lauben kommen sie sehr gut fort. Die Ränder unserer Gemüsebeete lassen sich ebenfalls mit Sonnenblumen besetzen; sie werfen, weil sie ziemlich hoch werden, keinen Schatten und schaden dem Gemüse nicht. Auch auf Rabatten können wir sie zwischen die abgeblühten Stauden versetzen, wo sie bis in den Herbst hinein ihren leuchtenden Flor entfalten. Weit umfangreicher läßt sich

der Anbau im freien Felde betreiben. Wie viele Raine und Wegränder könnten den Sonnenblumen zum Standort dienen.

Unsere Kinder haben sich mit lobenswertem Eifer der Sache angenommen und im vorigen Jahre Tausende von Zentnern der Sonnenblumenkerne abgeliefert. Alle leitenden Persönlichkeiten des flachen Landes seien dabei darauf aufmerksam gemacht, daß vielfach auf den Friedhöfen ältere Gräber daliegen, die mittlerweile mit Unkraut bewachsen sind. Die Grabflächen sind aber meist mit guter Erde besetzt. Hier sollte für die Kinder ein ergiebiges Feld für den Anbau der Sonnenblumen erstehen. Die Besitzer der Gräber werden gern ihre Erlaubnis dazu geben. Dann erhalten die Gräber einen leuchtenden und dabei auch nützlichen Pflanzenschmuck, und die Kinder werden viel Freude erleben an der Losung: Baut Sonnenblumen! R. Reichhardt.

* **Rasch und gründlich.** — Aus einer der großen Farmen im Nordwesten Amerikas waren zwei Pferde gestohlen worden. Die nach K. weisende Spur ließ vermuten, daß der Dieb wegen seines großen Vorsprungs von den Reitern der Farm nicht mehr eingeholt werden könne. Man telegraphierte also an den Scheriff in K. und bat um Anordnungen zur Festnahme des Flüchtlings. Zwei Stunden später traf die Antwort ein: „Pferde hier, Dieb gehangen."

* **Deutsch-amerikanischer Humor.** — Komisch, daß die Italiener sich nicht besser hauen — sie hauen doch sonst ... jeden übers Ohr. — Lügen haben kurze Beine? Und gehen doch von England aus über die ganze Welt. — Die edlen Italiani: der Rè Vittorio und der Poeta Gabriele ... der eine sitzt in der Tinte, der andere in der Kreide. — „Mir kann man nichts in die Schuhe schieben," sagte der Peter von Serbien, als er barfuß nach Griechenland floh. — London meldet: Die Deutschen haben unsichtbare Überluftschiffe. Paris meldet: Die Deutschen haben sinkbare Unterseedreadnoughts. Rom meldet: Die Deutschen haben unsinkbare Überseedreadnoughts. — — — Nein, was sind doch diese Deutschen für Kerle!

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von
Karl Theodor Senger in Stuttgart,
in Österreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Perles in Wien.

Einige Winke, um widerstandsfähig und gesund zu bleiben.

Was die Gesundheit für jedes Individuum bedeutet, wie innig alle Lebensäußerungen, die Tätigkeit, die Freude an der Arbeit, die Leistungsfähigkeit, das Wohlbefinden damit zusammenhängen, erfährt jeder an seinem eigenen Leibe. Es weiß auch jeder, welche Folgen Störungen der körperlichen oder geistigen Gesundheit für die Familien haben und daß die Produktivität und Wehrkraft einer Nation, somit auch ihr Wohlstand, unmittelbar von den Gesundheitsverhältnissen abhängen. Letztere zu heben, ist man denn auch in Erkenntnis ihrer großen Bedeutung eifrigst bestrebt. Mannigfache hygienische Reformen legen Zeugnis ab von dem lebhaften Bedürfnis weiter Kreise, an diesen Aufgaben mitzuarbeiten. Ebenso ist es nicht genug zu begrüßen, daß uns Wissenschaft und Erfahrung zahlreiche natürliche Hilfsmittel darbieten, um Krankheiten vorzubeugen, unsere Widerstandsfähigkeit zu erhöhen und unsere Gesundheit zu kräftigen. Auf einige dieser Mittel sei mit nachfolgenden Zeilen in aller Kürze aufmerksam gemacht.

Nach den neuesten Forschungen ärztlicher Autoritäten sind die meisten Krankheiten einem nicht gesunden Magen zuzuschreiben. Ist der Magen nicht in Ordnung, so kann er auch keine gesunden Säfte weitergeben. Bei Magenbeschwerden, Katarrh, Sodbrennen, schlechter Verdauung usw. sind nun mit **Wasmuth's Maxyd-Präparat** beispiellose Resultate erzielt worden. Es handelt sich um ein hochoxydiertes Magnesiumpräparat, das durch seinen Sauerstoffgehalt eine schmerzlose reinigende Wirkung des Magens und des Darmes und somit auch des Blutes bewirkt. Bei Magenleiden und Verdauungsbeschwerden sollte deshalb stets das durchaus unschädliche Maxyd-Präparat angewendet werden, zumal es schon für M. 1.— zu haben ist.

Eine sogenannte Blutreinigungskur sollte jeder mindestens einmal im Jahre vornehmen. Allerdings eine, die wirklichen Erfolg hat. Dieser Erfolg stellt sich unbedingt ein bei Verwendung des aus der Frangula-Rinde gewonnenen und einen billigen Ersatz der teueren Rhabarberwurzel darstellenden **Wasmuth'schen Frangula-Tees**, da er in seltener Weise das Blut reinigt und die Verdauung fördert. Besonders leistet er bei Hämorrhoidalleiden, Leberleiden, Milzleiden, habitueller Verstopfung, Wassersucht usw. vorzügliche Dienste. Er ist zu dem bescheidenen Preise von 25 Pfennig per Paket zu haben.

Mit dem denkbar besten Erfolg wird ferner seit Jahren bei allen Brust- und Lungenleiden der aus der Knöterich-Pflanze ge-

wonnene **Wasmuth'sche Knöterich-Tee** angewandt. Er ist von höchster kräftigender, adstringierender und blutverbessernder Wirkung und befördert in vorzüglichster Weise den Stoffwechsel. Husten und Auswurf werden durch ihn vertrieben und durch seine höchst wichtigen Bildungsstoffe Appetit und Wohlbefinden gesteigert. Auch er ist zu einem recht geringen Preise zu haben. (25 und 50 Pfennig per Paket.)

Bei Husten, Heiserkeit, Verschleimung, Katarrhen, dann aber auch bei Keuchhusten hat sich in gleicher Weise **Wasmuth's Fenchel-Honig** bewährt, da auch er vermöge seiner Stoffe stärkend, blutbildend, blutreinigend, nährend und appetitanregend wirkt. Jede Kur wird durch seine Verwendung auf das wertvollste unterstützt. Jedenfalls haben wir es in ihm mit einem wichtigen Heil- und Nährmittel zu tun, das unter den Heilfaktoren mit die erste Stelle einnimmt. Wasmuth's Fenchel-Honig ist in Flaschen zu 60 Pfennig und M. 1.— zu haben. Eine Probeflasche kostet 30 Pfennig.

Zum Schluß bleibe nicht unerwähnt, daß uns auch in **Wasmuth's Pain Killer** ein Mittel an die Hand gegeben wurde, das, da es schmerz- und krampfstillend sowie bazillentötend wirkt, bei Kopfschmerzen, Leibschmerzen, Ohren- und Zahnschmerzen, Magenverstimmungen, Rheumatismus, Gicht, Ischias, Muskel- und Gliederreißen und ferner bei Brandwunden, Verbrühungen, Schnittwunden, Abschürfungen, Verstauchungen usw. Tausenden rasch und sicher half. Aeußerlich oder innerlich angewandt, bewirkt Pain Killer eine baldige Linderung und vollständige Genesung. Der Preis der einzelnen Flasche stellt sich auf 60 Pfennig und M. 1.—.

Im Hinblick auf die mannigfachen Vorzüge vorstehend genannter Präparate ist es zu verstehen, daß sie von Tausenden als wahre Labsale bezeichnet werden. In gleicher Weise wird ärztlicherseits in stetig steigendem Maße bestätigt, daß mit ihnen die günstigsten Erfolge erzielt werden können. Aus diesen Gründen halten wir es für unsere Pflicht, die Kenntnis der Wasmuth'schen Präparate in immer weitere Kreise dringen zu lassen. Welche günstige Rückwirkung von ihnen auf die Gesundheit des Einzelnen, auf das Familienleben und endlich auf den nationalen Wohlstand ausgehen kann, liegt nur zu klar vor Augen. An alle, denen das Volkswohl aufrichtig am Herzen liegt, sei deshalb die Bitte gerichtet, für Einführung vorstehender Mittel nach Möglichkeit Sorge zu tragen.

Der Ratgeber über den Gebrauch der bewährten, durch Kaiserliche Verordnung freigegebenen Arzneimittel „Erste Hilfe" ist in den Niederlassungen der Firma **A. Wasmuth & Co., Hamburg 39** oder von dieser direkt kostenlos zu beziehen.



